Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fermin, Philippe,

D. Philipp Fermins ausführliche historisch-physikalische Beschreibung der Kolonie Surinam Auf Veranlassung der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin Aus dem Französischen übersetzet, und mit Anmerkungen begleitet
Bd.: 1

Berlin (1775)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Geogr.o.40#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11428993-5
VD18 80278930-001

D. Philipp Fermins

ausführliche hiſtoriſch = phyſikaliſche

Beſchreibung

der

Kolonie Surinam.

Auf Veranlaſſung der Geſellſchaft Naturforſchender Freunde in Berlin

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet,

und mit Anmerkungen begleitet.

Joh. Theophil Hoeffel Dr

Erſter Theil.

Mit Kupfern.

Berlin, 1775.

bei Joachim Pauli, Buchhändler.

Vorrede des Verfaſſers.

Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß ich nicht die, von einigen Naturforſchern und Journalen, mir gemachte Vorwürfe, wegen meiner im Jahr 1765 herausgegebenen Naturgeſchichte von dem mittägigen Holland *) gewiſſermaßen verdienet habe. Die gute Meynung, die ich von der Billigkeit meiner Kritiker hege, deren vorzügliche Einſichten ich hochſchätze, läßt mich indeſſen hoffen, daß ihr Tadel aufhören wird, wenn ich ihnen ſagen werde, daß ich nur durch das dringende Ver-

*) Hiſtoire naturelle de la Hollande équinoxiale.

langen verſchiedener Liebhaber der Naturgeſchichte bin veranlaſſet worden, ihnen in der Geſchwindigkeit ein Verzeichniß von den ſeltenſten Naturalien dieſes Landes zu liefern, um ihnen das Sammlen derſelben zu erleichtern; und in dieſer Abſicht habe ich ſelbiges ſo gar mit verſchiedenen Artikeln vermehret, von welchen mir bekannt war, daß ſie unter andere Klaſſen gehören, die ſie aber ebenfalls anſchaffen, und die eben ſo wohl der Neubegierde der Liebhaber ein Genüge leiſten könnten.

Indeſſen ſehe ich gar wohl ein, daß, ſo viele Mühe ich mir auch gegeben habe, meinen Endzweck zu erreichen, oder auch ſo gar mehr zu leiſten, als ich mir vorgenommen hatte, weil ich lieber zu viel als zu wenig thun wollte, der

Titul meines Werks das Publikum verführet hat, welches darinn eine ausführliche Beſchrei- bung von dieſem veſten Lande zu finden vermu- thete, ſtatt eines bloſſen und noch dazu ziemlich abgekürzten Naturalien-Verzeichniſſes, wie ich ſolches doch in meiner Vorrede bemerket hatte.

Freylich verdiente es nur höchſtens den Titul eines Verſuches, den ich ſelbigem an- fänglich auch nur gegeben hatte, den ich aber auf ſtarkes Zureden meines Verlegers änderte, welcher mir jenen um ſeines eigenen Vortheils willen vorſchlug, und dem ich die Schwachheit gehabt nachzugeben.

Man wird mir hoffentlich aber dieſe Will- fährigkeit verzeihen, weil ich, ſeit der erſten Ausgabe meines Buches, mir doppelte Mühe

gegeben, dieſen begangenen Fehler wieder gut zu machen, indem ich eine viel vermehrtere Ausgabe, als die erſte geweſen, liefere, die ſich insbeſondere auch auf die merkwürdige Vorwürfe erſtreckt, von welchen das Publikum gewünſchet hat, daß ſie mit mehrerem Fleiße wären abgehandelt worden.

So ſehr ich mich indeſſen bemühet, alles gründlich zu unterſuchen, und ſo viel Nachrichten ich auch in dieſer Abſicht geſammlet habe; ſo darf ich mich doch nicht ſchmeicheln, daß dieſe Materie durch mich erſchöpft ſey. Ich bin aber doch verſichert, daß dadurch andern der Weg angezeiget worden, den meines Wiſſens noch niemand, ſeit der Ausgabe meines erſteren Werks, betreten hat, ſo unvollkommen ſelbiges auch gerathen iſt.

Habe ich übrigens wider meinen Willen Fehler begangen, ſo bitte ich diejenigen, die eines beſſeren belehret ſind, mir mit ihren Einſichten an die Hand zu gehen. Ich werde von ſelbigen gelegentlich, mit lebhafteſtem Danke, guten Gebrauch machen; um dadurch zugleich auch dem Publikum meine ſchuldige Erkenntlichkeit zu bezeugen, weil es meine übrige geringe Bemühungen, die ich demſelben zu übergeben gewaget, mit einer geneigten Aufnahme beehret hat.

In dem gegenwärtigen Werke wird man eine getreue Beſchreibung, von eben dieſem Lande, von den Sitten und Gebräuchen der dortigen Einwohner, insbeſondere aber von den Landes-Eingebohrnen und von ihrer Wirthſchaft

ſchaft finden. Kurz, ich habe mir Mühe gegeben alles zu bemerken, was die Neubegierde des Publikums nur reizen könnte; und ich hoffe, daß die darinnen befindliche Nachrichten demſelben einen deutlichen Begrif von einer der vornehmſten holländiſchen Kolonien in Amerika geben, und ihm das Vorurtheil benehmen werden, das man hier zu Lande wider ein Land heget, welches in ſo vielerley Abſicht, insbeſondere aber wegen ſeiner Fruchtbarkeit an Zucker, Kaffe, Kakao und Baumwolle, wovon es eine unglaubliche Menge hervorbringet, deſſen vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienet.

Erklärung
einiger unbekannten Artickel, die
Topographiſche Charte
betreffend.

Alle Dörfer, die man auf der Charte angemerket findet, ſind durch verſchiedene Detaſchements von der Beſatzung abgebrannt oder zerſtöret worden, welche die Regierung von Zeit zu Zeit dahin geſchickt hat, um die Maron-Negers oder die davon gelaufenen aufzuheben oder fort zu jagen.

Der Weg von Oranien machet eine neue kleine Stadt aus, die von einer kleinen Anzahl weißer Familien bewohnet wird, um daſelbſt neue Wohnungen zu errichten, damit ſie um ſo leichter

ein wachſames Auge auf die Feinde der Kolonie, nämlich auf die flüchtig gewordenen Neger, haben können.

Die Poſten ſind Oerter, wo ſtarke Soldaten-Wachen befindlich ſind, um die Feinde zu verfolgen.

Den Wacht-Poſten haben einige Soldaten beſetzet, um auf die Ankunft der Schiffe Acht zu haben, damit ſie ſogleich die in der Nähe liegenden Veſtungen, durch einen Kanonen-Schuß davon benachrichtigen können.

Savanen bedeutet Wieſen oder Ebenen, auf welchen Gras zur Weyde für das Vieh wächſt.

Allge-

Allgemeines Verzeichniß

Aller auf der Charte befindlichen Pflanzungen nach ihrer Ordnung numeriret, wobey zu bemerken, daß die mit einem * bezeichnete, keinen andern, als ihres Beſitzers Namen haben, und daß diejenigen, die nur bloß eine Nummer ohne andere Anführung haben, verlaſſene oder unbebauete Pflanzungen ſind.

Namen der an dem Surinam-Fluſſe liegenden Pflanzungen, von deſſen äußerſten Ende an, bis an die Veſtung Amſterdam gerechnet.

N. 1 Neale. *
2 Wilkens. *
3 Talbot. *
4 Carelswoud. *
5 Bergendaal.
6
7
8
9
10
11
12
13 Beaumond.
14 la Providence.
N. 15 Porto-Bello.
16 Florentia.
17 Gloria.
18 D'Appas.
19 Steenenberg.
20 Rama.
21 Venetia.
22 d'Otan.
23 Carmel.
24 Cayan.
25 Bonne Eſperance.
26 Geurahr.
27 Hebron.
28 Abocharanſa.

N.29 Wayamoe.
30 Ryauerahr.
31 Moria.
32 Cadix.
33 Abr Brneno. Bibar *.
34 Accadeel.
35 Jeweya.
36 — — —
37 Je prends.
38 Porſio.
39 L. d'Jacob.
40 Auka.
41 — — —
42 — — —
43 — ——
44 Retiro.
45 Quamaba.
46 la Diligence.
47 — — —
48 Ayo Boven.
49 Ayo Beneeden.
50 — — —
51 Surinamonbo.
52 Palmeniſebo.
53 Mahanaem.
54 Florida.
55 Abroer.
56 l'Eſperance.
57 Klyn Amſterdam.
58 Sucoht.
59 Waynpinica.
60 Berſaba.
61 Pomibo.

N.62 Guilgall.
63 Nahamoe.
64 la Confiance.
65 Watervlied.
66 Overburg.
67 Zandpunt.
68 Zurza.
69 Boviſta.
70 la Simplicité.
71 Urapinica.
72 de Scanzo.
73 Liedenshoeck.
74 d'Ovale. *
75 Surigo.
76 de goede Fortnyn.
77 Roode Bank.
78 Strela Nova.
79 Goede Vreede.
80 Cabo Verdo.
81 Goſen.
82 la Recuperada.
83 Cartago.
84 Rak a Rak.
85 de goede Buurt.
86 de drie Gebroeders.
87 Acaribo.
88 Chatillon.
89 Gelderland.
90 Roorak.
91 Waaterland.
92 Klaverblad.
93 St. Euſtachius.
94 Ste. Barbara.
95 Merveille.

N. 96 Magdeburg.
97 Laarwyk.
98 Vreeland.
99 la Rencontre.
100 Dombourg.
101 Boxel.
102 Do. Phaff. *
103 Edam.
104 Liege.
105 Geneve.
106 Ornamibo.
107 la Liberté.
108 Tout lui faut.
109 Mopentibo.
110 Peeperpot.
111 Dykveld.
112 Meerſorg.
113 Wout Vlied.
114 Beekhuyſen.
115 Jagt Luſt.
116 Dordrecht.
117 Ruſt en Luſt.
118 Bellewarde.
119 Klevia.
120 Suſanas Daal.

Pflanzungen an der Kreek Para.

N. 1 Houtuyn.
2 Vreedenburg.
3 Altona.
N. 4 La bonne Amitié.
5 Tortona.
6 la Concorde.
7 Nieuw Mocha.
8 l'Eſperance.
9 Spyt=je Bakkes.
10 Onverdagt.
11 De Watering.
12 Oneribo.
13 Swermer.
14 De Vryheid.
15 Oſembo.
16 Sorgvlied.
17 Onverwagt.
18 Mon Repos.
19 Overtoom.
20 Topibo.
21 Vollenhoven.
22 Nieuw Concordia.
23 Loefbeek.
24 Matavarica.
25 Wangunſt.
26 Jagerburg.
27 Copinawabo.
28 Beaulieu.
29 What je Call.
30 Majacabo.
31 Leevenberg.
32 Societyts Land.
33 — — —
34 Sawacabo.
35 De oude Hoop.
36 Quacoc.

Pflanzungen an der Kreek Korropine.

N. 1 La Piquanterie.
2 Bonne Avanture.
3 Corpinibo.
4 Societyts Land.
5 l'Eſperance.
6 Tout lui faut.
7 l'Imprevů.
8 Tonpoko Atambo.
9 J. V. Sandik. *
10 — — —
11 4de. —
12 3de. —
13 2de. —
14 1ſte. —
15 La Liberté.
16 l'Harmonie.
17 La Prosperité.
18 Les 4 Enfans.
19 Myn Hoop.
20 Nieuw Bergerac.
21 Zell.
22 Bleckvlied.
23 — — —
24 — — —

Pflanzungen an der Kreek Tavaricoeroe.

N. 1 Vreeland.
2 Mon Retour.
3 Mon Gagne-pain.
4 Mon Travail.
5 Gloria.
6 Brnynberg.
7 Sonder Sorg.
8 Le Deſert.

Pflanzungen an der Kreek Paulus.

A. Eyland.
B. Putterſorg.
C. De Hoop.
D. Aurora.
E. Bleyendaal.
F. Mon Repos.
G. Belaſoir.
H. Zand grond.
J. La Paix.
K. Erv. Voltelen. *
L. Paracabo.
M. Mev. Boreel. *
N. Nieuw Wiergevond.
O. Paraconba.

Pflanzungen an der Kreek Pararac.

A. B. C. D. — —

Pflan-

Pflanzungen an dem Fluſſe Kommewyne.

A. 1 Breukelwaard.
B. 2 Schoon Oord.
C. 3 Hooyland.
D. 4 Voßenburg.
E. 5 Tagerſielt.
F. 6 La Jalouſie.
G. 7 Myn Hoop.
H. 8 Oſtage.
J. 9 Schatſenburg.
K. 10 De Goud Myn.
11 Berlin.
12 Rooſenburg.
13 Penoribo.
14 Cannawapibo.
15 Siparipabo.
16 Arent Luſt.
17 Nieuwen Hoop.
18 Curcabo.
19 Blickveld.
20 Wried teyk.
21 Potribo.
22 Macriabo.
23 Mon Plaiſir.
24 Malabathrum.
25 Bruynburg.
26 Ruſtveld.
27 Egmond.
28 Utrecht.
29 Concordia.
30 Berkshoven.
N. 31 Ruſtenburg.
32 Bethlehem.
33 Killeſteyn Nova.
34 Berg op Zoom.
35 Hazard.
36 Des Tombesberg.
37 l'Esperance.
38 Rooſenbeck.
39 Vlamenberg.
40 Fauquenborg.
41 Appe Cappe.
42 Wajampibo.
43 Claarembeek.
44 Nimmerdoor.
45 Cramaßibo.
46 Blaak-Kreek.
47 Goed accord.
48 D. Knegt. *
49 Inkernombo.
50 Capibo.
51 Imotapi.
52 Sirimotibo.
53 Cueracabo.
54 N. Ribanica.
55 Sorg. Hoven.
56 Ornamibo.
57 Groenveld.
58 Vermagt.
59 Den Berg.
60 Quaad gerugt.

Pflanzungen an der Kreek Kaßwinika.

A. Knopomonbo.
B. Erv. l'Espinaße. *
C. Eenſamheyd.
D. J. en J. J. Faſch. *
E. Quapibo.
F. Waicoribo.
G. Onobo.
H. Wed. J. Marques. *
J. Prado. *
K. La Jaille. *

Pflanzungen an der Kreek Kommetai-vane.

A. Slootwyk.
B. Saltzdaale.
C. Fortuyn.
D. Eendragt.
E. Sinabo.
F. Nieuw Sorg.
G. Welbedagt.
H. La Solitůde.
J. Ooſterhuyſen.

Pflanzungen an dem Fluſſe Kottika.

N. 1 Vloordinge.
2 N. Akenoribo.
N. 3 Nieuw Mocha.
4 Tweyffelagtig.
5 l'Avanture.
6 Nieuw Levand.
7 La Metraye.
8 De gekroonde Pauw.
9 Moolenhoep.
10 Beyenkorff.
11 Leeverpool.
12 Charlottenburg.
13 Beekvliet.
14 Rotterdam.
15 Stuttenborg.
16 Geertruydenberg.
17 Euphrata.
18 N. Eendragt.
19 Bellevůe.
20 Munikkendam.
21 Karrelsburg.
22 De Alia.
23 Kortgrond.
24 Louiſenburg.
25 Bleyenhoop.
26 Luſt en Ruſt.
27 Lunenburg.
28 Mocha.
29 Marſeille.
30 La Paix.
31 29 La Jaille. *
32 Nieuw Java.
33 — — —
34 — — —
35 — — —

N. 36

N.36 — — —
37 Caßipore.
38 Wildbaan.
39 De Berg.
40 — — —
41 — — —
42 — — —
43 Vriendſchap.
44 Suyd Duyn.
45 Nes en Camp.
46 Wildbaan.
47 Ysbrand. *
48 M. Overſchilde. *
49 P. Grande. *
50 Alb. Lippert. *
51 De Vries. *
52 Wed. Dane. *
53 Glaperus. *
54 Erv. van Piſa. *
55 H. Holleboom. *
56 Bokſteyn.
57 Landsknegt. *
58 Preſentendes.
59 De Libanon.
60 De Znynigheid.
61 Va comme je te pouße.
62 Tweede Mocha.
63 Montferar.
64 De Vreede.
65 Elk het zyn.
66 Manheim.
67 Mon Treſor.
N.68 Annesburg.
69 Elſtenhage.
70 Cuylenburg.
71 Selden Ruſt.
72 Contentement.
73 Vlugt en Trouw.
74 Arke.
75 Goed Succes.
76 Patience.
78 Brunswyk.
79 — — —
80 Court Vlugt.
81 Hamburg.
82 Saardain.
83 Lemmers. *
84 N. Clarenbeck.
85 Pietersburg.

Pflanzungen an der Kreek Pirika.

A. Sallem.
B. Concordia.
C. De Hoop.
D. Rietwyk.
E. Soribo.
F. Nieuw Timotibo.
G. Le Mat-Rouge.
H. Copoerica.
J. De Vreede.
K. Sapatone.
L. Korten Duur.

M. Bel-Air.
N. Schoon Naauwe.
O. Nienwelyk.
P. Caraſana.
Q. Wayanoe.
R. Langenhoop.
S. Amſterdam.
T. Den Haag.
U. Bronwershagen.
V. Eendragt.
W. La Solitude.
X. Waterwyk.
Y. Do. Klein. *
Z. Ruſtenburg.

Pflanzungen an der Kreek Paramarica.

N. 1 Wed. Woudenberg. *
2 Kleinhauſen.
3 La Perſeverance.
4 Ulsman & Comp. *
5 Paddenburg.

Pflanzungen an der Mot Kreek.

A. W. Caſſeau. *
B. De 3 Gebroeders.
C. Naaldwyk.
D. Java.
E. Queck Kouen.
F. Mirandibo.
G. W. Vißer. *
H. Misgunſt.
J. Ooſtwaarts.
K. Toevlugt.
L. Stolkenburg.
M. Ryswyk.
N. Nacracabo.

Pflanzungen an der Kreek Hoer Helena.

Gegen Oſten.

N. 1, 2, 3 La Favorita.
4 Byval.
5 Hoopwyk.
6 Vrouwen Luſt.
7 Lief dens Hoop.
8 Laus Aukoer.
9 Paris.
10 Tulpenburg.

Gegen Weſten.

N. 11 Perſeverance.
12 Leever. *
13 Blokkenbos.
14 Practica.

N. 15

N. 15 St. Germain.
16 De Uitvlugt.
17 Kores-Oerg.
18 Jans Luſt.
19 Vries Hoop.
20 Stolkert. *
21 Huys Luſt.

Neue Pflanzungen an dem Kommewyna Fluß zur Rechten, wenn man herunter fåhrt.

N. 1 De Jonge Beyen-korf.
2 Sporksgift.
3 Klein Bellevue.
4 Purmerend.
5 Picardie.
6 idem.
7 Van der Wayen. *
8 Sorg en Hoop.
9 La Singularité.
10 Hegt en Sterk.
11 La Croix. *
12 Fredriksburg.
13 Het Vert ronwen.
14 Koksburg.
15 Killesſtein.
16 Nut en Schadelyk.
17 Bronwers Luſt.
18 Kronenburg.

N. 19 Sylershoop.
20 Kerman en Son. *
21 J. Schaap. *
22 Js-Godefroy. *
23 Marienburg.
24 Guadaloupe.
25 Augsburg.
26 Fredriksdorp.
27 Belgraade.
28 Berlin.
29 Maaſtroom.
30 Johannesburg.
31 Ruſt en Werk.

Eben daſelbſt zur Linken.

N. 1 Nieuw Roeland.
2 l'Embarras.
3 Beninenburg.
4 De Nieuwe Grond.
5 Akkerborn.
6 Wel te Vreeden.
7 Beekforſt.
8 Tirone.
9 Spiringshock.
10 Vriendsbelyd.
11 Ouders Sorg.
12 Weeder Sorg.
13 Katwyk.
14 Welgeleegen.
15 Mon Treſor.
16 Grand Plaiſir.
17 Alkmaar.

N. 18

N. 18 Sorg Vlied.
19 Viſſers Sorg.
20 Leliendaal.
21 Nooit Gedagt.
22 Marienburg.
23 Geertruydenberg.
24 Smaldeel.
25 Zoelen.

Pflanzungen die an dem untern Theil der Kreeken, Paramarika, Kabur, Tokripata, Mapatika und Warop befindlich ſind.

N. 1 St. Michel. *
2 Dadina. *
3 Steenge. *
4 Strube. *
5 Orrok. *
6 Roux. *
7 Steenberg. *
8 Heyne. *
9 Henſtchel *
10 Sommers. *
11 Jngelhooge. *
12 J. C. Veyra. *
13 Boch. *
14 De Jager. *
15 Van Son. *
16 Van der Gaagh. *
N. 17 Soting. *
18 Spiring. *
19 Commandeur. *
20 Du Tri. *
21 Pelwyk. *
22 Nees. *
23 Van der Meer. *
24 De Zonnebloem.
25 J. Bock. *
26 Grootveld. *
27 Du Vignon. *
28 Weſtphalen. *
29 Diering. *
30 Nepveu. *
31 Spiring. *
32 idem. *
33 Losner. *
34 Dolaas. *
35 Grootveld. *
36 Curtius. *
37 Van Naſſau. *
38 Wiltens. *
39 De Vries. *
40 Polak. *
41 Abbekerk. *
42 P. Kock. *
43 Wolff. *
44 Meyer. *
45 Trantz. *
46 Krantz. *
47 J. A. André. *
48 J. Klein. *
49 C. W. Wittchouw. *

N. 50 }
51 } Spaan. *
52 Potter. *
53 Maron. *
54 Reneval. *
55 Rynsdorp. *
56 Cornelia. *
57 Rynsdorp. *
58 Prado. *
59 Jacobs *
60 Reneval. *

Kleine Striche Landes, die um die Stadt Paramaribo herum liegen.

N. 1 Societyts Plantagie.
2 Lands Grond.
3 Pikorna. *
4 Van der Werf. *
5 Papot. *
6 V. d. Velde. *
7 Siefferd. *
8 — — —
9 Mulder. *
10 Himenes. *
11 Non.
12 Bretkom. *
13 Charlot. *
14 Bylevald.
15 Sieffert. *
16 Bratkom. *
17 Roulleau. *
18 La Blache. *
19 Sauret. *
20 Bley. *
21 Haterman. *
22 De Crepi. *
23 Caſtillo.
24 De Britto. *
25 Roulleau. *
26 Holting. *
27 Adams Zoon. *
28 Britto & Comp. *
29 Colbach. *
30 Wolfgang. *
31 De Meeſter. *

Ver-

Verzeichniß

Derjenigen Bücher, welche auf Koſten des Joachim Pauli, Buchhändler in Berlin und Stettin, gedruckt und verlegt, auch um beygeſetzte Preiſe in Menge zu haben ſeyn.

Abhandlung vom Bau und Nutzen des türkiſchen Weytzens nebſt einem Auszuge aus Herrn Kalms Beſchreibung vom Mayskorne. 8. Berlin 757. 3 gr.

Andachten, häußliche, für Familien, einzelnen Perſohnen und Kranken 8. Berlin 771. 10 gr.

Anmerkung von geſchwinder Beförderung der Maulbeerplantagen. 8. Berlin 757. 1 gr.

Beyträge, berliner, zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft 1 — 12tes Stück, oder 1ter Band complet, nebſt Haupttitul und Regiſter. gr. 8. Berlin 771 — 773. 2 thl.

— 2ter Band, 1 — 6tes Stück. gr. 8. Berlin 774. 1 thl.

Briefe, den Tod des Calas zu Toulouſe betreffend, 8. 1 gr.

von Büffons allgemeine Naturgeſchichte, 1ter Theil, deſſen Inhalt iſt, 1) Abhandlung von der beſten Art, die Naturgeſchichte zu erlernen und vorzutragen, 2) Abhandl. Geſchichte und Theorie der Erde. Unterſchiedene Verſuche von der Theorie der Erde. 1ter Artikul, die Bildung der Planeten, 2) das Whiſtoniſche Lehrgebäude, 3) das Burnetiſche Lehrgebäude, 4) das Woodwardiſche Lehrgebäude, 5) Erklärung noch einiger andern Lehrgebäude, 6) Erdbeſchreibung mit 5 Kupf. gr. 8. Berl. 771 auf Druckp. 20 gr.

Daſſelbe Buch 1ter Theil, gr. 8. Berl. 771. auf Schreibpapier. 1 thl. 4 gr.

— 1ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpap. mit illuminirten Kupfern, 1 thl. 10 gr.

von Büffons allgemeine Naturgeſchichte, 2ter Theil, deſſen Inhalt iſt, 1) über den Urſprung der Schichten und Erdlagen, 2) von den in dem Innern der Erde befindlichen Schalengehäuſen und andern Seegeſchöpfen, 3) von den Unebenheiten der Oberfläche der Erde, 4) von den Meeren und ſtehenden Seen, 5) von der Ebbe und Fluth, 6) von den Unebenheiten im Grunde des Meeres und von den Meerſtröhmen, 7) von den ordentlichen Winden, 8) von unregelmäßigen Winden, gewaltigen Sturmwinden, Waſſerhoſen und andern von den erſchütternden Bewegungen des Mee-

res

res und der Luft entſtehenden Naturbegebenheiten, gr. 8. Berlin 771. auf Druckpappier 20 gr.

Daſſelbe Buch 2ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpappier 1 thl. 4 gr.

— 2ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpappier illuminirt 1 thl. 6 gr.

von Büffons allgemeine Naturgeſchichte 3ter Theil, deſſen Inhalt iſt, 1) von den feuerſpeienden Bergen und dem Erdbeben, 2) von den neuen Inſeln, Höhlen, ſenkrechten Spalten ꝛc. 3) von der Wirkung des Regens, von den Moräſten, gegrabenen Hölzern und unterirrdiſchen Wäſſern, 4) von den Verwandelungen des Landes in Meer und des Meeres in Land, 5) Vergleichung zwiſchen Thieren und Gewächſen, 6) von der Hervorbringung ſeines Gleichen überhaupt, 7) von der Ernährung und Entwickelung, 8) von Erzeugung der Thiere, 9) Anzeige der unterſchiedenen Lehrgebäude von der Erzeugung, gr. 8. Berlin 771. auf Druckpap. 20 gr.

Daſſelbe Buch 3ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpapier 1 thl. 4 gr.

— 3ter Theil, gr. 8. Berlin 771. auf Schreibpap. mit illuminirten Kupfern, 1 thl. 8 gr.

von Büffons allgemeine Naturgeſchichte 4ter Theil, deſſen Inhalt iſt, 1) Erfahrungen über die Erzeugung, mit Kupfern, 2) Vergleichung der Leuwenhokiſchen Erfahrungen mit den Meinigen, 3) Betrachtungen über die vorhergehenden Erfahrungen, 4) von den unterſchiedenen Erzeugungsarten der Thiere, 5) von Bildung der Leibesfrucht, 6) von der Entwickelung und dem Wachsthum der Frucht, von der Entbindung, 7) Wiederholungen. mit 7 Kupfern, gr. 8. Berlin 772. auf Druckpappier 20 gr. auf Schreib. 1 thl. 4 gr. illuminirt 1 thl. 14 gr.

— allgemeine Naturgeſchichte 5ter Theil, deſſen Inhalt iſt, 1) von der Naturgeſchichte des Menſchen, 2) von der Kindheit, 3) von der Mannbarkeit, 4) das männliche Alter, 5) vom Alter und vom Tode, 6) vom Sinne des Geſichts, 7) vom Sinne des Gehörs, 8) von den Sinnen überhaupt, mit 3 Kupfern, gr. 8. Berlin 773. auf Druckpappier 20 gr. auf Schreibpap. 1 thl. 4 gr. auf Schreibpap. mit illuminirten Kupf. 1 thl. 10 gr.

Deſſelben 6ter, 7ter und letzter Theil mit vollſtändigem Regiſter, gr. 8. Berlin 775 auf Druckp. 1 thl. 16 gr. auf Schrbp. 2 thl. 8 gr. auf Schrbp. mit illum. K. 2 thl. 20 gr.

von

von Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere 1ter Theil, deſſen Inhalt iſt, 1) von den Zahmen- und Haus-thieren, 1) Naturgeſchichte des Pferdes, 3) des Eſels, 4) des Ochſen und der Kühe, 5) des Schafes und Widders mit 13 Kupf. gr. 8. Berlin 772. auf Druckp. 20 gr. auf Schreibp. 1 thl. 4 gr. illuminirt 2 thl.

von Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere 2ter Theil, deſſen Inhalt iſt, 1) Naturgeſchichte der Ziege, 2) des gemeinen, zahmen, des ſiamiſchen und wilden Schweins, nebſt Anhang zur Geſchichte des Schweins, 3) Naturgeſchichte des Hundes erſter Anhang, nach Herrn von Daubenton, beſondere Beſchreibung der Hunderaſen, 1) Hauptraſen, 2) Blendlingsraſen, 3) doppelte Blendlinge, zweyter Anhang, vom Nutzen und Schaden, den die Hunde ſtiften können, 4) Naturgeſchichte der Katze. Erſter Anhang nach Anleitung des Herrn Daubenton; beſondere Beſchreibung der Katzenarten, zweeter Anhang von der Schädlichkeit der Katzen, mit 28 Kupf. gr. 8. Berlin 773. auf Druckp. 20 gr. auf Schreibp. 1 thl. 4 gr. und illuminirt 3 thl. 12 gr.

von Büffons Naturgeſchichte der Vögel aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Anmerkungen, Zuſätzen und vielen Kupfern vermehrt durch F. H. W. Martini, 1ter Band mit 21 Kupf. Der Inhalt des 1ten Bandes der Vögelhiſtorie iſt 1) Entwurf des ganzen Werks. 2) Abhandlung von der Natur der Vögel. 3) Anhang. 4) Von den Raubvögeln. 5) Naturgeſchichte der Adler. 6) Der große Adler, Steinadler. 7) Der gemeine Adler. 8) Der kleine Adler. 9) Der Fiſchadler. 10) Der Balbüſard. 11) Der Beinbrecher. 12) Der Lerchengeyer 13) Der Adler von Pondichery. 14) Der Heyduckenadler. 15) Der Braſilianiſche Adler Urubitinge. 16) Der kleine Amerikaniſche Adler. 17) Der Fiſchweyhe. 18) Der Mansfeni des du Tertre. 19) Von den großen Geyern. 20) Der Geyeradler. 21) Der braunfahle Geyer oder Greif. 22) Der große gemeine Geyer. 23) Der Haſengeyer. 24) Der kleine Geyer. 25) Der braune oder Maltheſergeyer. 26) Der Egyptiſche Erdgeyer. 27) Der Geyerkönig. 28) Der Braſilianiſche Geyer. 29) Der Greifgeyer. 30) Von den Hünergeyern und Weyhen. 31) Der Hünergeyer. 32) Der ſchwarze Hünergeyer. gr. 8. Berlin 772. auf Druckp. 20 gr. auf Schreibpap. 1 thl. 4 gr. und illuminirt 2 thl. 12 gr.

Allgemeine hiſtoriſche, geographiſche und phyſikaliſche Beſchreibung der Kolonien Surinam.

Erſtes Hauptſtück.

Beſchreibung der Küſten von Surinam, der Mündung des Fluſſes dieſes Namens und aller übrigen, von demſelben abhangenden Flüſſe.

Wenn ein Kriegesbaumeiſter einen Platz befeſtigen ſoll, muß er vor allen Dingen einen genauen Riß davon verfertigen, um ſelbigen denenjenigen, die er zu dieſer Arbeit gebrauchen will, vorlegen zu können, weil ſonſt öfters alle ſeine mündliche und ſchriftliche Bemerkungen auch ſo gar für die Kunſtverſtändige nicht hinreichend ſeyn würden, wenn ſie nicht, ſo zu reden, den Platz ſelbſt beſtändig vor Augen hätten, um ihnen in ihrer Arbeit zum Leitfaden zu dienen.

Eben dieſe Bewandniß hat es, meines Bedünkens, mit denenjenigen, die ein Land beſchreiben wollen,

len, das noch vielen Leuten unbekannt iſt. Um obiges Verfahren alſo nachzuahmen, habe ich dieſer Schrift eine topographiſche Charte von dem Lande vorgeſetzet, welches ich eben jetzt beſchreiben will, damit man bey Betrachtung derſelben, ſich mit deſto mehrerer Gewißheit unterrichten, oder von dem veſten Lande, wovon die Rede iſt, einen richtigen Begriff machen könne. Ehe ich aber zur Sache ſelbſt ſchreite, wird es vermuthlich nicht unſchicklich ſeyn, zu bemerken, daß es den Holländern viele Mühe gekoſtet, ſich dieſes Landes zu bemeiſtern, weil ſie den Landes-Eingebohrnen, als erſten Beſitzern deßelben blutige Schlachten liefern müſſen; wodurch ſie gewiſſermaßen genöthiget worden, mit dieſem Volk in eine genaue Verbindung zu treten, um ſie unter das Joch zu bringen, damit ſie dieſes Land nicht allein anbauen, ſondern auch eine Handlung daſelbſt anlegen könnten. Daß ihnen dieſes vollkommen geglücket, werden wir in der Folge ſehen.

Von der Lage der Kolonie und wem ſie gehöret.

Von dieſer Kolonie iſt gleich Anfangs zu bemerken, daß ſie am Fluſſe Surinam, in dem Theile des veſten Landes von dem mittäglichen Amerika, unter dem ſechſten Grade mitternächtlicher Breite und dem neunzehnten Grade funfzehn Minuten der Länge, gelegen iſt.

Ehedem haben die Franzoſen und nach ihnen die Engelländer dieſes Land beſeſſen. Es iſt aber von beyden Nationen wieder verlaſſen worden, weil ſie ſelbiges höchſt ungeſund gefunden haben.

Die erſten Niederlaſſungen der Holländer in demſelben, wurden durch einige Einwohner von Seeland

land, unter dem Schutze der Staaten dieſer Provinz, errichtet.

Von den Staaten von Seeland wurde dieſe Kolonie an die oſtindiſche Kompanie abgetreten, und als dieſe ſich außer Stand ſahe, die benöthigte Hülfe zur ferneren Urbarmachung der moraſtigen Ländereyen dahin zu ſenden und folglich eine Kolonie daraus zu machen, trat ſie ein Drittheil derſelben an den Magiſtrat von Amſterdam, ein zweytes Drittheil aber an den Herrn F. von Aarsſen, Herrn auf Sommelsdyk ab, und behielt nur ein Drittheil davon für ſich. Aus dieſer Urſache hat man dieſe Kolonie die Geſellſchaft von Surinam genannt, welche bis anjetzo unter der Verwaltung der drey Mitherren, nämlich der oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft, der Stadt Amſterdam, und der Erben des verſtorbenen Herrn F. von Aarsſen, Herrn auf Sommelsdyk, geblieben iſt.

Durch die ſchleunige Aufnahme dieſer Kolonie wurden die General-Staaten bewogen, derſelben viele Vortheile zuzugeſtehen. Sie ertheileten derſelben wirklich einen aus zwey und dreyßig Punkten beſtehenden Freyheits-Brief, welche ſo wohl zum Beſten der Weſtindiſchen Handlungs-Geſellſchaft, als auch zur Sicherheit der Einwohner, oder derer, die ſich noch künftig dort niederlaſſen würden, abzieleten.

Meinen Leſern wird es hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, allhier das Verzeichnis derjenigen Gouverneurs zu finden, welche dieſer Kolonie hintereinander vorgeſtanden haben.

1. Herr F. von Aarsſen wurde im Jahr 1683. zum erſten General-Gouverneur derſelben beſtellet. Er hatte aber das Unglück im Jahr 1688.

1688. von der dortigen Beſatzung umgebracht zu werden.

2. Ihm folgte den 20ten December gedachten Jahres Herr Jan von Scharpenhuyſen, welcher im Jahr 1695. ſeinen Abſchied erhielte.

3. Herr Paul van der Veen, welcher im Jahr 1706. ebenfalls verabſchiedet wurde.

4. Herr Wilhelm von Gruyter im Oktober deſſelbigen Jahres, ſtarb im folgenden Jahre.

5. Herr Johann von Goyer, lebte auch nur bis ins Jahr 1715.

6. Herr Johann von Mahony, überlebte den vorigen nur ein Jahr.

7. Herr Johann Koeter wurde den 2ten März 1718. beſtellet und ſtarb 1721.

8. Herr Heinrich Temming ſtarb 1727.

9. Herr Carl Emilius Heinrich von Cheußes gieng 1734. mit Tode ab.

10. Herr Jakob Alexander Heinrich von Cheuße ſtarb das Jahr darauf.

11. Herr Johann Ray lebte nur zwey Jahre.

12. Ihm folgte den 11ten September 1737. Herr Girard von der Schepper, welcher im Jahr 1741. ſeinen Abſchied erhielte.

13. Herr Johann Jakob Mauritius kam am 7ten Hornung 1742. an deſſen Stelle, und wurde derſelben im Jahre 1753. wieder entlaßen.

14. Sein im Jahre 1754. beſtellter Nachfolger Herr P. A. van der Meer ſtarb 1756. Herr Johann

Johann von Nepven, erſter Fiſkal der Kolonie, erhielt dieſe Stelle interimsweiſe, und wurde fünf oder ſechs Monate nachher durch Herrn Wighol Krommelin abgelöſet, welcher als General-Gouverneur der Kolonie, und obriſter Befehlshaber der ganzen Beſatzung noch jetzt am Leben iſt. Es ſind alſo ſeit Errichtung der Kolonie funfzehn wirkliche General-Gouverneurs mit Inbegrif des Herrn Krommelin geweſen.

Von der Mündung des Fluſſes Surinam.

Die Mündung des Fluſſes Surinam lieget zwiſchen Kayenne und der Kolonie Berbice, in einer Entfernung von ſechszig Meilen von der erſteren, welche man, wenn man aus Europa kömmt, zur Linken liegen läßet, und ohngefähr zwey und dreyßig Meilen diſſeits von der letztern. Die Küſten derſelben machen alſo eine Strecke von etwa neunzig Meilen aus. Die Inſel Kayenne lieget unter dem fünften Grade, zwey und funfzig Minuten nordlicher Breite, und unter dem dreyhundert drey und zwanzigſten Grade, ſieben und zwanzig Minuten der Länge; und der Fluß Berbice unter dem 6ten Grade, zwanzig Minuten der nördlichen Breite, und unter dem dreyhundert und ſiebenzehnten Grade, zehn Minuten der Länge. Man kann alſo die Küſte von Kayenne gegen Surinam zu rechnen, Weſt-Nord-Weſt, und die von Surinam gegen Berbice, Weſtlich nennen.

Die nördlichen Ufer ſind mit einer unzählbahren Menge ſehr ſchöner Bäume, zwiſchen welchen ſich viele Moräſte befinden, bedecket.

Von den vornehmſten Flüſſen des Landes.

Die vornehmſten Flüſſe des Landes, ſind die Marawyne, der Saramaka, der Surinamfluß, die Kommewyne und der Kottika, welche ich nunmehro einzeln beſchreiben will.

Der Fluß Marawyne.

Wenn man nach Surinam reiſet, iſt der Fluß Marawyne von der Inſel Kayenne vier und zwanzig Meilen entfernet, oder er liegt unter dem fünften Grade, acht und funfzig Minuten nordlicher Breite, und unter dem dreyhundert und zwanzigſten Grade funfzehn Minuten der Länge. Er iſt den Schiffen, welche nach Surinam ſegeln, höchſt gefährlich, in Anſehung ſeiner großen Aehnlichkeit mit der wahren Mündung; weil alle diejenigen, welche ſo unglücklich ſind, in demſelben einzulaufen, wegen der vielen darinn befindlichen Sandbänke und der verſchiedenen Klippen, ſelten wieder heraus kommen. Ueberdies iſt der Grund deſſelben ſo moraſtig, daß die Schiffe in demſelben ſtecken bleiben, auch auf keine andere Weiſe wieder loszumachen ſind, als daß ſie, vermittelſt kleiner Kähne, gelichtet werden. Um dergleichen Zufälle zu verhüten, hat man zwölf Meilen weit von dem Surinam-Fluß, eine Art von Schanze oder Batterie mit einigen Kanonen bepflanzet, angeleget, worinn einige Mannſchaft von der Beſatzung befindlich, um auf die Ankunft der Schiffe Acht zu haben und ſelbige durch einige Kanonen-Schüſſe zu warnen, im Fall ſie in Anſehung der Höhe, in welcher ſie ſich befinden, zweifelhaft ſeyn mögten.

Ohne dieſe Warnung, würden ſelbige ohnfehlbar vor der Mündung des Fluſſes ſo weit vorüber ſegeln,

daß

daß ſie dahin nicht anders zurückkehren könnten (wegen der Heftigkeit des Strohmes des Fluſſes Saramaka, der ſie, aller Bemühungen und Geſchicklichkeit der Lootſen ohngeachtet, mit fort reißen würde) als daß ſie den Rückweg nach Europa bis auf eine gewiſſe Höhe, längs der Küſte, nähmen.

Dieſe Schanze wird die Brand-Wacht genennet, ſie lieget an der Mündung einer kleinen Kreek welche den Namen Mot-Kreek führet.

Der Fluß Saramaka.

Der Saramaka iſt ein kleiner Fluß welcher Berbice von Surinam ſcheidet, und nichts merkwürdiges, als einen ſehr ſchnellen Lauf hat.

Der Surinam-Fluß.

Der Surinam-Fluß iſt ohne Wiederrede einer der vornehmſten Flüſſe der ganzen Kolonie, weil er eines Theils von einem Ufer zum andern über eine halbe Meile breit iſt; andern Theils aber, weil ſein Lauf oder ſeine Ergießung ins Meer gegen Nord-Weſt, ſein Aufſteigen aber gegen Süd-Weſt, gerichtet iſt; welches alle ſechs Stunden wechſelsweiſe ſeine Ebbe und Flut verurſachet.

Von der Ebbe und Flut dieſes Fluſſes.

Die Ebbe und Flut geſchiehet wechſelsweiſe alle ſechs Stunden, mit dieſem Unterſcheid, daß jedesmal eine Zwiſchenzeit von drey viertel Stunden iſt; dergeſtalt daß dieſes ſo wohl des Steigens, als auch des Fallens wegen abwechſelt. Hiebey iſt zu bemerken, daß die See bey dem Voll- und Neumond ſo hoch ſteiget, daß ſie alle Flüſſe zurück treibt: und dieſes heißet man die Spring-Flut.

Wenn ſelbige am höchſten iſt, befördert ſie nicht nur das Einlaufen der großen Schiffe in den Surinam-Fluß, indem ſie die bey der Mündung deſſelben hin und wieder befindliche Sandbänke bedecket, ſondern ſie verſchaffet auch noch vielen Zucker-Pflanzungen, beſonders denen, welche in den Kreeken befindlich, den Vortheil, daß ihre Waſſermühlen dadurch in den Gang gebracht werden. Dieſes Steigen iſt alſo in Anſehung dieſes doppelten Vortheils, von ſehr großem Nutzen.

Drey und eine halbe gute Meile vom Meer, oder von der Mündung des Fluſſes, theilet ſich derſelbe in zween Arme, wovon der eine, welcher gegen Süd-Oſt, die Kommewyne genannt wird, der andere aber, welcher gegen Süd-Weſt laufet, behält beſtändig die Benennung des Surinam-Fluſſes. Die Länge dieſes letzteren Arms erſtrecket ſich über dreyßig Meilen. Da, wo derſelbe ſich zu theilen anfängt, gehen zur Linken deſſelben ſo gleich die Kaffe-Pflanzungen an, in einer Entfernung von einer halben Stunde einer von der andern, welches den ſchönſten Anblick verurſachet. Zur rechten deſſelben ſiehet man nichts als Waldungen, welche bis an die Stadt Paramaribo reichen.

Bisher haben wir dieſen Arm oder Fluß, von ſeiner Mündung an bis auf eine kleine halbe Meile diſſeits der Stadt betrachtet. Nun wollen wir ihn auch weiter hinauf in Augenſchein nehmen. Wenn man weiter hinauf kömmt, ſiehet man eine Menge Kreeken oder Kanäle, ſo wohl auf der ſüd- als weſtlichen Seite; wie ſolches ſehr deutlich auf der beygefügten Karten zu ſehen iſt, woſelbſt auch alle Pflanzungen die von dieſen Kreeken eingeſchloſſen werden,

und

und von welcher eine jede ihren eigenen Namen führet, zu bemerken ſind.

Ueber dies biethet der Fluß allhier einen unendlich ſchöneren Anblick dar, als bey ſeinem Urſprung, wegen der Menge Kaffé- und Zucker-Pflanzungen, welche man daſelbſt auf jeder Seite des Ufers in einer Entfernung von zwo bis drey Stunden, eine von der andern erblicket, in deren Zwiſchen-Räumen man eine friſche Luft, und einen angenehmen Geruch einathmet, welcher von einer prächtigen Reihe Bäume, von unterſchiedenen Gattungen verurſachet wird, die von der Natur hervor gebracht worden, die auch ihre Blätter beſtändig behalten, folglich längs den Ufern eine Ausſicht von einem beſtändigen Grünen verſchaffen. Weiter hinauf aber erblicket man am linken Ufer einen Flecken, Torrarika genannt, welcher von lauter Juden bewohnet wird.

Acht Meilen davon iſt noch ein jüdiſches Dorf mit einer groſſen und ſehr ſchönen Synagoge befindlich; und zwo Meilen weiter hinauf iſt eine Kreeke, die ſich in zwo Arme theilet, wovon der eine gegen Mittag, der andere aber gegen Mitternacht läuft.

Ohngefähr ſechs Meilen weiter hinauf, erblicket man den berühmten Berg, der Blaueberg genannt, auf welchem ein Wachthaus zur Wohnung etlicher Soldaten, befindlich, welche dorthin geſchicket werden, um auf das Betragen der benachbarten Indianer ein wachſames Auge zu haben. Von dieſem Berg an, von welchem man bis nach Kayenne kommen kann, iſt das ganze Land ſo wohl in der Länge als in der Breite, ganz voller Berge, mit Felſen, die aus einem blauen Stein beſtehen, und mit einer Menge Waſſerfällen untermiſcht ſind.

Von dem Reichthum dieſer Gebirge läſſet ſich übrigens nichts zuverläßiges beſtimmen. Gewis iſt es indeſſen, daß nach dem Bericht einiger Bergleute, welche dort nachgeſuchet haben, ſich in denſelben eine Menge von allerhand Erzarten finden würde, wenn man die erforderlichen Koſten zu deren Förderung herſchieſſen wollte. Es iſt dieſes auch wahrſcheinlich, weil dieſe Gebirge mit dem ſpaniſchen Weſt-Indien grenzen.

Der Kommewyne-Fluß.

Was ich bisher von dem Surinam-Fluß geſaget, hindert nicht, daß nicht auch der Kommewyne-Fluß ſeinen Vorzug in Anſehung ſeiner Breite habe.

Er entſpringet aus dem vorigen, vier Meilen weit vom Meer, und nimmt ſeinen Lauf gegen Süd-Süd-Oſt: und wenn ſelbiger gleich nicht dem Auge einen ſolchen angenehmen Anblick darbiethet als jener, ſo iſt die Ausſicht auf demſelben deshalb nicht minder ſchön wegen der vielen Kaffépflanzungen, deren Gebäude weitläuftiger und mehr in die Augen fallend ſind, als die, welche ſich auf den Zuckerpflanzungen befinden.

Dieſer Fluß ergieſſet ſich in den Kottika, woſelbſt er ſeinem Namen verlieret, indem er zur rechten und zur linken eine Menge von Kreeken, von verſchiedener Gröſze zurück läſſet, deren Ufer bald mehr bald weniger mit Kaffé und Zuckerpflanzungen beſezt ſind, und deren jede ihren beſondern Namen führet, wie ſolches auf der Charte ausgedrücket worden.

Der Kottika-Fluß und deſſen Veſtung.

Der Kottika-Fluß, welcher das Waſſer der Kommewyne aufnimmt, entſpringet ſelbſt aus dieſem

ſem Fluſſe, acht Meilen weit vom Meer. An deſſen Mündung lieget eine Veſtung, deren ich erſt in dem zweiten Hauptſtück erwähnen würde, woſelbſt ihre Beſchreibung vielleicht ſchiklicher ſeyn mögte, wenn ſolches nicht die Ordnung, die ich mir vorgeſchrieben habe, unterbräche, und die meines Erachtens verſtändlicher iſt, als wenn ich wieder zurück gienge. Ich werde alſo hier alles, was dieſen Fluß angehet, abhandeln, damit ich deſſen nicht weiter erwähnen dürfe.

Dieſe Veſtung hat ihren Namen von dem Fluſſe, an welchem ſie lieget. Sie iſt auf einer etwas moraſtigen Anhöhe gebauet, mit Gräben und hohen Wällen umgeben. Da ſie mit allen Kriegesbedürfniſſen und mit den nothwendigen Lebensmitteln, zum Unterhalt für die darin befindliche Beſatzung, verſehen, ſo iſt ſie auch in einem guten Vertheidigungsſtande. Man ſagt, ſie ſey auf Befehl ihres ehemaligen Gouverneurs des Herrn F. van Aarßen, Herrn von Sommelsdyk, von dem ich in einem andern Artikel reden werde, erbauet, und ſeit der Zeit noch beſtändig mehr beveſtiget worden. Wodurch ſie alſo eben ſo veſt, als Zeelandia welche die Stadt Paramaribo decket, geworden, wie ich in dem folgenden Hauptſtück zeigen werde.

Ohngefähr gegen die Mitte dieſes, und auch des Kommewyne-Fluſſes iſt jedesmal eine Kirche oder vielmehr ein großes Haus befindlich, in welchem, wegen der Entlegenheit der Stadt, alle vierzehn Tage der Gottesdienſt gehalten wird. Es haben alſo die längs dieſen Flüſſen befindliche Einwohner ihre beſondere Prediger, wovon ein jeder ſeine Pfarrwohnung neben ſeiner Kirche hat, wohin die Eigenthümer

der

der Pflanzungen ſich an den beſtimmten Tagen begeben können.

Die Ausſicht auf dieſem Fluſſe iſt überdies wegen der auf deſſen beyden, Ufern befindlichen groſſen Menge von Pflanzungen ſehr reizend. Er iſt dabey ſehr breit und theilet ſich in drey Arme, davon der Erſte ſeinen Namen Rottika behält, der Zweite wird der Pirika und der Dritte der Kruis-Kreek genannt, und da ihre Ufer insgeſammt mit Kaffé- und Zuckerpflanzungen bedeckt ſind, ſo wird das Auge daſelbſt durch den reizendſten Anblick entzücket. Man verſichert, daß der Pirika-Fluß der tiefeſte von allen dreyen iſt, und wegen der vielen Krümmen die er machet, über zwanzig Meilen lang iſt.

Ich glaube nunmehr alle Küſten und die fürnehmſten Flüſſe dieſes veſten Landes weitläuftig genug beſchrieben zu haben, um nicht genöthiget zu ſeyn, der unendlichen Anzahl Kreeken oder Kanäle Erwähnung zu thun, welche dieſe Flüſſe hervorbringen, und die man ohnehin auf der Charte nachſehen kann, um ſich von dieſen kleinen beſondern Umſtänden näher zu unterrichten.

Zweytes Hauptſtück.

Beſchreibung der Schanzen, der Veſtungen Amſterdam und Zeelandia, imgleichen der Stadt Paramaribo.

Von den zwo Schanzen, welche den Eingang des Surinamfluſſes vertheidigen.

Zwo Meilen von dem Einfluſſe des Surinam-Flüſſes, iſt auf jeder Seite des Ufers eine Schanze befindlich, welche mit einer hinlänglichen Anzahl von Geſchütze und Mannſchaft jederzeit beſetzet iſt, um das Einlaufen in denſelben zu Kriegeszeiten zu hindern; weil ſie ſo angeleget ſind, daß alle Schiffe, welche den Fluß hinaufſegeln wollen, vorbey müſſen. Dieſes iſt ein groſſer Vortheil für die neue Veſtung, weil ſie durch jene gewarnet wird, auf ihrer Huth zu ſeyn.

Von der neuen Veſtung Amſterdam.

Wenn man den Fluß weiter hinauf kömmt, erblicket man in der Ferne die neue Veſtung Amſterdam genannt, welche an der Mündung des Fluſſes Kommewyne zur linken, und den obbemeldeten Schanzen gegen über lieget. Im Jahre 1734 machte man den Anfang mit ihrer Anlegung, und erſt im Jahre 1747 iſt ſie völlig fertig geworden. Sie iſt auf einer Art Felſen gebauet, mit breiten Graben umgeben, und übrigens ſehr wohl beveſtiget. Inwendig fehlet es ihr an keiner Art von Vorrathshäuſern, es ſey zu Kriegesbedürfniſſen oder zu Lebensmitteln. Man hat ſo gar vor ſechs oder ſieben Jahren eine von lauter Steinen gebauete Windmühle darin angeleget,

um das Getreide für die Beſatzung darauf zu mahlen. Zu Kriegeszeiten können wenigſtens drey tauſend Mann darinn liegen. Zu Friedenszeiten hingegen liegen nur Einhundert Mann in derſelben, welche unter den Befehlen eines Artillerie-Hauptmanns ſtehen, der den Titul eines Kommendanten führet, und welche durch eine Menge Geſchützes unterſtützet werden. Sollte alſo jemand, wenn er auch ſchon bey den Schanzen vorbey wäre, nur die geringſte Gewalt gebrauchen wollen, um auch bey der Veſtung vorbey zu ſegeln, ſo würde derſelbe gewis die gröſte Gefahr, zwiſchen dieſen drey Feuern, laufen müſſen.

Es iſt ſo gar gebräuchlich, daß ein Schif beym Einlaufen in den Fluß, auf einer gewiſſen Höhe ſich vor Anker legen und ſeine Flagge wehen laſſen, alsdann aber dem Befehlshaber der Veſtung ſeinen Paß überſchicken und ihn um die Erlaubniß zu Fortſetzung ſeiner Reiſe erſuchen laſſen muß; widrigenfalls wird eine Kugel auf daſſelbe geſchoſſen, für welche ſelbiges funfzehn Gulden zu bezahlen ſchuldig iſt. Sollte der Schifsbefehlshaber dem ohngeachtet, ohne erhaltene Erlaubniß, näher kommen, empfängt er bis auf drey Kugeln, deren Preiß bey der zwoten doppelt und bey der dritten dreyfach ſteiget. Bey einer fernern Weigerung läuft er Gefahr in den Grund gebohret zu werden. Es iſt ferner zu bemerken, daß ſo bald das Schif ſich bis auf einen Kanonen-Schuß der Veſtung genähert hat, ſelbiges, bevor es weiter ſegelt, dieſe mit ſieben oder neun Kanonen-Schüſſen begrüßen muß, dagegen ſelbige ſogleich ihre Flagge wehen läßt und mit drey Dankſagungs-Schüſſen antwortet.

Von der Veſtung Zeelandia.

Zwo Meilen von dieſer Veſtung, den Fluß weiter hinauf, lieget eine zwote Veſtung, Namens Zeelandia, welche der Sage nach, von den Portugieſen erbauet, nachgehends von den Engelländern ihnen entriſſen, dieſen aber von den Seeländern im Jahr 1667. unter der Anführung des tapferen Admirals Krynzen, und des Vice-Admirals Kulewaard, wieder weggenommen worden, mit einer Flotte von drey Krieges-Schiffen und einigen platten Fahrzeugen, welche letztere beſtimmt waren, dreyhundert Soldaten, unter den Befehlen des Generals Lichtenberg ans Land zu ſetzen, welcher zum Gouverneur der Kolonie, nachdem ſelbige in der Folge durch dieſe Veſtung zum Gehorſam gebracht worden, ernennet wurde.

Dieſe Veſtung, welche der Stadt Paramaribo gewiſſermaßen ſtatt einer Zitadelle dienet, iſt ein gemauertes Fünfeck, deſſen äuſſeres Polygon nicht über hundert und funfzig Schritte hat: ſie iſt mit keiner Bruſtwehre verſehen, ihre Mauern aber ſind ohngefähr fünf Fuß über dem oberſten Theil des Walles erhaben und wohl ſechs Fuß dicke. Der innere Raum derſelben iſt durch die verſchiedene Gebäude, welche in demſelben errichtet worden, z. E. das Zeughaus, verſchiedene Soldaten-Wohnungen und Vorrathshäuſer, ſehr enge geworden. Hier werden auch die Gouverneurs und Officiere begraben. Eben hieſelbſt werden auch die Sklaven, die ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht haben, oder welche zum Dienſt der Geſellſchaft verurtheilet worden, aufbehalten.

Dieſe Veſtung iſt mit einer Art eines bedeckten Weges umgeben, zu welchem man auf einer Seite der

der Stadt vermittelſt einer hölzernen Brücke kömmt, an deren Ende, ehe man in die Zitadelle gelanget, ein mit Soldaten beſetztes Wachhaus beſindlich, die unter den Befehlen eines Officiers ſtehen.

Ueber dem Wachhauſe iſt das Gefängniß ſo wohl für die Soldaten, als Stadt-Einwohner. In jeder Seite dieſes Fünfecks ſind zwo Schießſcharten, und eine in jeder Flancke, mit ihren Kanonen beſetzet, woran es in der Veſtung nicht fehlet. Sie iſt alſo im Stande, die Stadt ſo wohl durch ihre Lage, als durch ihr zahlreiches Geſchütz zu vertheidigen, wozu noch die Hülfe kömmt, welche ſie aus der erſteren, der ſie gerade über lieget, erhalten kann, ohne daß ſie jedoch wegen der Krümmungen des Fluſſes, einander ſehen können. Es darf auch nach Sonnen Untergang kein Schiff, weder ein Holländiſches noch ein Engländiſches, ohne eine beſondere Erlaubniß des Gouverneurs derſelben vorbeyfahren, vielmehr muß ſelbiges, ſo bald es ſich derſelben auf einen Kanonen-Schuß genähert hat, eben dieſelbe Zeremonie, die bey der Veſtung Amſterdam gebräuchlich iſt, beobachten.

Auch kann ich hier nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß in einem Baſtion der Veſtung Zeelandia eine Glocke unter einem Dache aufgehängt iſt, zu welcher ein Soldat jede Stunde, vermittelſt einer Leiter, ſteigen und die Stunden ſo wohl bey Tage, als bey Nacht, anſchlagen muß, weil ſonſt keine Uhr für die Stadt vorhanden iſt.

Sobald man bey dieſer Veſtung vorbey iſt, erblicket man die Stadt Paramaribo, von welcher ich alsdenn erſt reden werde, wenn ich zuförderſt einige Um-

Umſtände von meiner Ankuft im Lande werde erzählet haben, welche einigen Begrif von den Einwohnern geben können.

Das erſte, was bey unſerer Einfarth in dem Surinam=Fluß, meine Aufmerkſamkeit an ſich zog, war ein kleines Kanot, acht bis neun Fuß lang, an die vier Fuß breit, in welchem drey Neger=Fiſcher waren, die ſich unſerem Schiffe näherten, um uns Glück zu unſerer Ankunft zu wünſchen. Kaum waren ſie an daſſelbe heran, ſo kletterte auch ſchon einer von ihnen mit ſo vieler Behendigkeit hinauf, daß ich erſtaunte, ihn den Augenblick auch auf dem Verdecke zu erblicken. Die Leibesgeſtalt dieſes Negers, welcher ſehr ſchön war, übertraf die mittelmäßige, ohne jedoch ſehr groß zu ſeyn. Er hatte einen ſchwarzen Bart, aber die ſchönſten ſchwarzen Augen, ſehr ordentliche und angenehme Geſichtszüge, Zähne, weißer als Elffenbein, und eine ſchwarze glänzende Haut, wie Agtſtein. Seine Kleidung war ſo leichte, daß ſie ihm, in Betracht der großen Hitze, nicht beſchwerlich fallen konnte, weil ſie nur aus einem Stücke Leinwand beſtand, welches ohngefähr ſechs Ellen in die Länge, und ſechs bis acht Zolle in die Breite betrug, und die, nachdem ſie ein paar mal um ſeine Lenden umgeſchlagen, wieder zwiſchen denſelben durchgezogen war, um die geheimen Theile zu bedecken.

Hierauf machte er dem Kapitain J. L. ein ſehr demüthiges Kompliment, und ſagte ihm in ſeiner Sprache; audi maſſera, hou faſſi you tan, welkom na diſſi contri; das iſt: guten Tag Meiſter, wie befindet ihr euch? ſeyd willkommen in dieſer Gegend! Es wurde mir nicht ſchwer, dieſe Sprache zu verſtehen; weil ich die Engliſche verſtehe, und jene

mit dieſer viel ähnliches hat. Der Kapitain, der ihm deshalb dankte, ließ ihm ein Stück Pöckelfleiſch reichen, welches ein Leckerbiſſen für dieſe Leute, und alſo das angenehmſte Geſchenk für ſie war. Der darüber ſehr vergnügte Neger eilte zu ſeinen Kameraden zurück, die auf ihn warteten, und die mit ihm davon fuhren, voller Freuden über das erhaltene Geſchenk.

Denſelben Tag liefen wir in den Surinam-Fluß ein, und wir landeten an der Veſtung oder vielmehr bey der Stadt Paramaribo. Kaum waren wir an das Land getreten, als wir auch ſo gleich von verſchiedenen Negerinnen umringet wurden, deren ganze Kleidung in einem leichten Unterrock beſtand, welcher ihnen bis an das Knie gieng, um nur dasjenige zu bedecken was die Schamhaftigkeit zu zeigen verbiethet, der übrige Theil des Körpers hingegen war ganz bloß, ſo wie die Negers, die wir ſchon vorhin geſehen hatten. Unter dieſen Negerinnen fiel mir eine beſonders in die Augen; ſie war eine vollkommene Schönheit, und ſchien, (außer ihrer ſchwarzen Farbe, an welche man gewohnt ſeyn muß) dem ſchönſten Frauenzimmer unſerer Halbkugel, weder in den Geſichtszügen, noch in der Taille, die wie gedrechſelt war, etwas nachzugeben. Ihre Naſe war wider die Gewohnheit der Neger, die breite eingedrückte Naſen haben, ſehr wohl gebildet, ſie hatte einen ſehr ſchönen Mund, Augen von ungemeiner Lebhaftigkeit, und eine ſo ungezwungene Geſtallt in ihrer ſchlechten Kleidung, daß mir dabey der Gedanke von dem erſten Alter der Welt und von unſern erſten Aeltern einfiel.

Ich war die erſte Zeit nach meiner Ankunft zu Paramaribo, wider dieſe Nation eingenommen, ohngeachtet ich mir dieſes aus dem Sinn zu ſchlagen

ſuchte, weil ich zum voraus ſahe, wie ſehr ich ihres Beyſtandes benöthiget ſeyn würde, ſo wohl zu dem beſonderen Dienſte bey meiner Beſchäftigung, als auch bey meinen vorhabenden Unterſuchungen in dieſem geſegneten Lande. Ehe ich aber das geringſte mit ihnen vornehmen konnte, muſte ich erſt ihre Sprache lernen, welche ein verdorbenes Engliſches iſt, mit einigen holländiſchen Wörtern untermiſcht, wie ſolches leicht aus dem erſten Komplimente des Negers an den Kapitaine unſeres Schiffes hat können bemerket werden. Folgende Worte, wovon die erſtere aus ihrer Sprache, die zweyten eigentlich Engliſch ſind, und die dritten anzeigen, was ſie im Franzöſiſchen bedeuten, werden davon die Leſer noch deutlicher urtheilen laſſen. *O goede Godi.* O goed God, o bon Dieu. (o gütiger Gott) *Forki*, fork, une fourchette, (eine Gabel). *Pleti* plate, une aſſiette, (ein Teller). *Bredi* bread, du pain (Brod). *Boy*, boy, un garçon (ein Knabe). *Give mi da bedi*, give my hat, donnez-moi mon chapeau, (gebt mir meinen Huth,) und ſo weiter.

Dieſe wenige Beyſpiele zeigen, daß ſie die engliſche Sprache haben lernen wollen, weil die Engländer dieſe Kolonie anfänglich in Beſitz gehabt hat; ſie haben aber mit derſelben nicht fertig werden können, und ſie daher ſehr zerſtümmelt, indem ſie verſchiedene Wörter von ihrer afrikaniſchen Mundart darunter gemiſchet, wodurch ſie dieſelbe, ihrer Meynung nach, noch zierlicher machten.

In der Folge haben ſie ſich, um verſtändlich zu werden, genöthiget geſehen, verſchiedene holländiſche Wörter mit einzuflicken, ſeit dem ſie von dieſer Nation unterjochet worden; denn an ſtatt ihre Herren

Maſſera, wie zu den Zeiten der Engländer zu nennen, bedienen ſie ſich anjetzo des Titels *Mynheer*, welches Mein Herr bedeutet, und *Mevrouw*, Meine Frau an ſtatt *Miſſi*, welches ſie für *Miſtriſſe*, gebrauchten; ein Titel, welchen die Engländer dem Frauenzimmer bürgerlichen Standes geben!

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung wollen wir nunmehro zu der Beſchreibung der Stadt Paramaribo zurückkehren.

Die Stadt Paramaribo.

Dasjenige, was die Einwohner die Veſtung nennen, iſt eigentlich die Stadt Paramaribo, welche ehedem ein von Indianern bewohntes Dorf war, und von welchen ſie ihre Benennung erhalten hat.

Sie iſt zum Theil am Ufer des Fluſſes, ohngefähr ſechs Meilen vom Meer, gelegen, und auf einem ſandichten und kieſichten Felſen gebauet; daher das Pflaſter in den Straßen, deren eine ziemliche Anzahl iſt, niemalen beſchwerlich fällt; dahingegen in der großen Hitze, die Sonne auch ſo brennend iſt, daß der erhitzte Erdboden auch durch die dickſten Schuhe brennet.

Die Anzahl der Häuſer in der Stadt, und ihre Bauart.

Alle Häuſer, deren acht hundert an der Zahl, ſind ungemein regelmäßig erbauet, und wegen der großen Hitze faſt alle ohne Fenſter, und faſt ein jedes hat ſeinen beſonderen Garten. Sie ſind auſſer dem Gouverneur- und dem Kommendanten-Hauſe nur von Holz gebauet, koſten dem ohngeachtet aber, wenn man von dem kleineſten anfängt, fünf- bis fünf und zwanzig tauſend Gulden holländiſch, je nachdem ſie groß ſind;

dieſes wird vielleicht übertrieben zu ſeyn ſcheinen; allein, des Arbeits-Lohns nicht zu gedenken, ſo muß man hier nur die ungemeine Theurung des Holzes in dieſem Lande, und den Transport einer Menge Materialien erwägen, welche man aus Europa kommen laſſen, und die man doppelt ſo theuer bezahlen muß. Wollte man ſteinerne Häuſer bauen, würden ſich die Koſten noch höher belaufen, weil es an Steinen, Kalk, und an allen Bau-Materialien im Lande fehlet. Uebrigens ſind alle Häuſer auf einem, zwey bis drey Fuß, ja öfters noch höheren ſteinernen Grund gebauet. Man muß ferner erwägen, daß, wenn die Häuſer von Steinen gebauet wären, ſelbige nicht ſo geſund, als die hölzernen ſeyn würden, wegen der großen Feuchtigkeit des Bodens, welcher die Steine noch mehr ausgeſetzet ſeyn würden; und den Bewohnern ſolcher Häuſer müßte ſelbige auch bald mehrere, bald wenigere Beſchwerlichkeiten verurſachen.

Das Gouverneur-Haus.

Das Gouverneur-Haus iſt an dem Sammel-Platze der Soldaten, dem Orte des Fluſſes gerade über gelegen, woſelbſt alle Fremden ans Land ſteigen: Es iſt ſehr geräumig und ſchön; hinter demſelben iſt ein ſehr ſchöner Garten, aus welchem der Gouverneur nach der Veſtung Zeelandia kommen kann. Man erſiehet hieraus, wie nahe dieſe Zitadelle an der Stadt liegen muß; wie ich ſolches oben bemerket habe. Vor dieſem Gouverneur-Hauſe verſammelt ſich auch täglich, des Morgens um acht Uhr die Parade, um auf die Wache zu ziehen.

An das Gouverneur-Haus ſtößet das Kommendanten-Haus, welches ebenfalls mit einem ſchönen

Garten verſehen iſt: Dieſe beyde Gebäude gehören der Geſellſchaft.

Beynahe alle Straßen ſind mit Alleen von Pomeranzen-Bäumen vor den Häuſern bepflanzet, die zweymal im Jahre blühen, und in denſelben beſtändig einen ſehr lieblichen Geruch verbreiten.

Die Reede.

Man zählet anjetzo an die ſechszig holländiſche Schiffe auf der Reede, die engliſchen Barken nicht mit gerechnet, von dem Orte, wo ausgeladen wird, bis auf eine gewiſſe Höhe; und dieſer Reede gerade über ſtehet, wie in den Straßen der Stadt, eine prächtige Allee von Pomeranzen-Bäumen, welche ihre balſamiſche Ausdünſtungen in eine dahinter gelegene Reihe von Häuſern verbreitet, und überdies den reizendenſten Anblick, den man ſich nur vorſtellen kann, darbiethet. Ich könnte noch, ohne einen Widerſpruch zu befürchten, hinzufügen, daß in dem ganzen holländiſchen und franzöſiſchen Amerika keine Reede mit dieſer zu vergleichen iſt, in Anſehung der Bequemlichkeit, mit welcher alle Schiffe hier die Waaren dieſer Kolonie einſchiffen können.

Ein großer Fehler derſelben hingegen iſt, daß es hier eine Menge **Würmer** giebt, welche die Schiffe an den Orten, wo ſie nicht mit Theer beſtrichen ſind, **durchbohren** *). Indeſſen iſt es leicht, ſie für dieſelben

*) Teredo navalis *Linn. S. N.* XII. p. 1267. *Vallisnieri* nat. 11. T. 4. *Sellii* Hiſt. nat. Teredinis ſeu Xylophagi marini &c. c. Tabb. Traj. ad Rhen. 1733. 4to. Beſchreibung des Holl. See- oder Pfahlwurms mit K. Nürnb.

ſelben zu bewahren, wenn das Schiff nur gut kalfatert wird, und kein Fleck an demſelben unbetheeret bleibet, u. ſ. w.

Das Rathhaus.

Das Rathhaus iſt an einem ſehr ſchönen Platz (den man ebenfalls ganz mit Pomeranzen-Bäumen bepflanzet findet,) gelegen, wo anjetzo der Sclaven-Markt, imgleichen für das Geflügel, Hülſen- und andere Früchte u. ſ. w. gehalten wird. Ehedem diente dieſer Platz zum Zwang-Kirchhof (cimetiere bannal); weil man aber beſorgte, daß die Menge von Leichen,

Nürnb. 1733. 4to. Recherches ſur l'origine, la formation, le developpement, la ſtructure &c. des diverſes eſpeces de *vers à tuyau* qui infeſtent les vaiſſeaux &c. par P. *Maſſuet.* avec figg. à Amſterd. 1733. 8vo. Obſervations ſur l'origine, la nature & la conſtitution des *vers de mer* qui percent les vaiſſeaux, les piliers, les jettées & les eſtacades, par Mr. *Rouſſet*, à la Haye 1733. avec figg. in 8vo. Hiſt. naturelle des vers, qui rongent les Piliers des Digues de la Zeelande, de la Friſe & de la Nord-Hollande. avec figg. à Amſt. 1733. 8vo. Bericht von den Seewürmern in Holland, Erfurth 1733. mit Kupf. in 8vo. Hiſtor. phyſikal. Beſchreibung einer höchſt ſchädlichen Art Seewürmer ꝛc. von Puteano, Leipz. 1733. mit K. 8vo. Hierbey verdienet in der Gaz. litt. de Berlin 1771. p. 30. &c. nachgeleſen zu werden, was daſelbſt von Herrn *Kornebeks* Mém. ſur une decouverte intereſſante pour la conſervation des vaiſſeaux &c. contre les vers à Tuyaux geſaget wird.

chen, welche man faſt täglich daſelbſt begrub, durch ihre Ausdünſtungen viele Krankheiten verurſachen würden, ſo hat die Landes-Regierung einen andern Platz am Ende der Stadt angewieſen, und jenen nur zu Beerdigung der Perſonen von gewiſſem Range beſtimmet, die für einen Begräbniß-Platz fünf hundert Gulden zahlen; an ſtatt daß ſolcher auf dem neuen Kirchhofe nur funfzig Gulden koſtet.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo koſtet es immer, wie man ſiehet, ziemlich viel, um begraben zu werden, ohne noch die übrigen Begräbniß-Koſten zu rechnen, die ſich auch ſehr hoch belaufen.

Der Ober-Theil des Rathhauſes iſt dem Gottesdienſt gewiedmet, welcher daſelbſt alle Sonntage, des Morgens in holländiſcher und des Nachmittags in franzöſiſcher Sprache gehalten wird. Zu dem Ende ſind zwey holländiſche und ein franzöſiſcher Prediger vorhanden, wovon ein jeder zwölf hundert Livres, holländiſch Kurrent jährliche Beſoldung, auch überdies freye Wohnung und drey Sclaven zu ſeiner Bedienung hat; welches noch mehr als ihre Beſoldung betragen mag.

Ob zwar die Armen in dieſem Lande ſelten ſind, ſo iſt doch ein Armenhaus daſelbſt, worinn arme Wayſen und betagte Perſonen, denen es an Lebens-Unterhalt fehlet, aufgenommen werden. Selbiges ſtehet unter ſo guter Aufſicht, daß man in der Kolonie nicht beſorgen darf, von den Armen auf den Straßen, wie ſolches in den geringſten Städten Europens geſchiehet, angefallen zu werden. Dort iſt es ganz anders, denn man trift ſie daſelbſt niemals an.

Auch

Auch die Lutheraner haben hier eine prächtige Kirche, in welcher alle Sonntage zweymahl geprediget wird, ob gleich hierzu nur Ein Prediger beſtellet iſt. Selbige lieget am Ufer des Fluſſes und iſt ganz von Steinen gebauet.

Die Synagogen der Juden.

Die Juden, welche hier in groſſer Anzahl ſind, ſo wohl portugieſiſche als deutſche, haben ebenfalls zwo Synagogen. Der erſteren ihre iſt ſehr ſchön, der Deutſchen ihre hingegen muß derſelben weit nachſtehen.

Der Krieges-Staat.

Die Beſatzung beläuft ſich, mit Inbegriff der Artilleriſten, auf zwey Bataillons, welche zuſammen genommen zwölf hundert Mann ausmachen ſollen, wovon die eine Hälfte im Solde der Geſellſchaft, und die andere im Solde der Einwohner der Kolonie ſtehet. Dieſe Völker ſtehen unter den Befehlen des Gouverneurs, welcher ihr vornehmſter Obriſter iſt, und von der Geſellſchaft ernennet wird, ſeine Beſtallung aber von den Herren General-Staaten erhält. Der Kommendant, den die Geſellſchaft ebenfalls ernennet, die Herren General-Staaten aber beſtellen, iſt Obriſter des zweyten Bataillons.

Jedes Bataillon ſtehet unter den Befehlen von zwey Obriſtlieutenants, vier Hauptleuten, eben ſo viel Lieutenants, Unter-Lieutenants und Fähndrichen. Beyde haben aber nur einen Fiskal oder Auditeur, einen Oberſten Proviantmeiſter und einen Buchhalter, welche alle in dem Solde der Geſellſchaft ſtehen.

Für die kranken Soldaten iſt auch ein Lazareth angeleget; welche durch einen Arzt und einen Regi-

ments-Feldſcheer beſorget werden, dieſe beſoldet ebenfalls die Geſellſchaft.

Die Bürger-Miliz.

Auſſer den regulirten Truppen machen die Einwohner der Stadt annoch unter ſich, drey Kompagnien von Miliz, überhaupt ohngefähr zwey tauſend Mann aus. Jede dieſer Kompagnien ſtehet unter den Befehlen eines Hauptmanns, eines Lieutenants, eines Unter-Lieutenants und eines Fähndrichs; welche alle, bedürfenden Falles, bereit ſeyn ſollen, gegen den Feind zu fechten, weshalb jeder Einwohner mit einer guten Flinte, auch mit Pulver und Bley, ſo viel er zu ſeiner Vertheidigung nöthig hat, verſehen iſt. Wie denn auch die Hauptleute ſorgfältig darauf Acht haben, und deshalb zweymal im Jahre eine allgemeine Unterſuchung, welche nach der Vorſchrift des Gouvernements geſchehen muß, anſtellen.

Dieſe Einrichtung findet an allen Flüſſen ſtatt, wo Pflanzungen ſind, denn eine jede derſelben hat verſchiedene Abtheilungen, welche kleine Kompagnien ausmachen.

Die Oberaufſeher und Schreiber, welche auf dieſen Pflanzungen wohnen, werden überhaupt in acht Abtheilungen eingetheilet, davon eine jede ihren Hauptmann, ihren Lieutenant, Unter-Lieutenant und ihren Fähndrich hat, die ſich bey dem erſten Kanonenſchuß, welcher als ein Lärmzeichen gelöſet wird, an die ihnen angewieſene Plätze begeben müſſen. Sie ſind übrigens eben ſo gut bewafnet, als die Stadt-Soldaten; ihre Anzahl aber erſtrecket ſich nur ohngefähr bis auf tauſend Mann. Hieraus läſſet ſich leicht abnehmen, daß in der ganzen Kolonie ſich nur ohngefähr vier tauſend

ſend und zweyhundert Weiſſe befinden, welche im Stande ſind, die Waffen zu tragen, die Beſatzung mit gerechnet.

Von der politiſchen Regierung.

Ehedem entſchieden der Gouverneur und einige Mitglieder des Raths, alle in der Kolonie entſtandene Streitigkeiten in der lezten Inſtanz, und ohne weitere Appellation: welches damals, weil nur wenige Pflanzer und folglich wenig Proceſſe waren, eben nicht ſchwer fiel; nachdem ſich aber ihre Anzal vermehret hat, ſind auch mehrere und wichtigere Proceſſe entſtanden. Da die aus Europa neu angelangete Perſonen, wenn ſie gleich übers Meer gekommen, weder die Liebe zu den Proceſſen, noch auch die Spitzfündigkeiten der Chikane vergeſſen haben, ſo iſt man genöthiget geweſen, verſchiedene Gerichte anzuordnen, damit ſie von deren Spruch an ein höheres oder höchſtes Gericht appelliren könnten. Man muß indeſſen unter allen Mitgliedern dieſer Gerichte keine berühmte Rechtsgelehrten, ſondern nur weiſe, bemittelte und folglich uneigennützige Männer ſuchen, und die von ſo bekannter Redlichkeit ſind, daß ihre Ausſprüche nur allein die Wirkungen des geſunden Verſtandes und der Billigkeit ſind: Was kann man mehreres verlangen?

Der Gouverneur iſt, vermöge ſeiner Würde, Präſident aller dreyen Gerichte in Surinam.

Von dem Policey-Gerichte.

Das erſte dieſer Gerichte, welches das Policey- und Kriminal-Gericht heiſſet, beſtehet aus dreyzehn Perſonen, nämlich aus dem Gouverneur, dem Kommendanten, einem Fiskal, einem Schreiber und neun andern Mitgliedern, die aus den vornehmſten

ſten Einwohnern erwählet, und von ſelbigen ernennet werden. Wenn dieſe gewählet haben, ſtehet dem Gouverneur annoch das Recht zu, einen aus den Gewählten zu ernennen. Es darf ſich aber keiner die Hofnung machen in dieſes Gericht aufgenommen zu werden, der nicht liegende Gründe in der Kolonie beſitzet, um ſo weniger, da es Bedienungen auf Zeitlebens ſind, mit denen zwar Ehre, aber keine Einkünfte verbunden ſind. In dieſem Gerichte werden nur peinliche und ſolche Sachen abgehandelt, welche die innere Einrichtung der Kolonie betreffen.

Von dem Juſtiz-Hofe.

Das Zweyte, welches den Namen eines Juſtiz-Hofes führet, und deſſen Mitglieder von dem erſten Gerichte erwählet werden, beſtehet aus zwölf Perſonen, mit Innbegrif des Gouverneurs und des Schreibers, und zehn andern Mitgliedern. Bey dieſem Gerichte werden die Civil-Sachen behandelt, welche nach Europa an den Rath Ihro Hochmögenden abgerufen werden können. Aus dieſer Urſache hänget ſelbiges in keinem Stücke von dem erſtern ab, und daher hat es auch ſich den Titel eines ſouverainen Hofes beygeleget.

Von den Kommiſſarien oder dem dritten Gerichte.

Das dritte Gericht iſt nur ein kleines Kommiſſions-Gericht, welches aus einem Vice-Präſidenten, der die Stelle des Gouverneurs vertritt, wenn dieſer ſich nicht ſeines Rechts, den Vorſiz in demſelben zu führen, bedienen will, einem Schreiber und neun andern Gliedern beſtehet, die ebenfalls wie die von dem zweyten, von dem erſten Gerichte erwählet werden.

Die

Die Geſchäfte dieſes Gerichts betreffen die Geldſachen von drey bis zu zwey hundert und funzig Gulden, und die Partheyen können von demſelben an das ſouveraine Gericht appelliren, wenn die Sache über hundert und funfzig Gulden an Werthe betrift.

Alle vier Jahre werden neue Mitglieder dieſes Gerichts erwählet, die Schreiber ausgenommen, deren Aemter in allen dreyen Gerichten auf Zeitlebens dauren.

Gerichtskoſten bey langwierigen Proceſſen oder ſonſt, werden nur an obgedachte Schreiber bezahlet. Doch ſind die Glieder in den zwey leztern Gerichten berechtiget, ſich ihre Bemühungen bey dem Verkauf einer Plantage oder bey andern Privat-Veräuſſerungen bezahlen zu laſſen.

Alle vier vorgedachte Gerichte halten gewöhnlicher Weiſe nur vier Sitzungen im Jahre, ausgenommen das erſte, welches bey vorkommenden nothwendigen Fällen, wenn ſolche nämlich das Wohl der Kolonie betreffen, ſich verſammeln muß.

Es iſt leicht zu begreifen, daß bey der Menge der Proceſſe in dieſem Lande, auch Sachwalter und Prokuratoren erfordert werden; es iſt auch daſelbſt kein Mangel daran; denn ich weis, daß von den erſteren ſieben oder acht, und von lezteren eben ſo viel, und überdies noch fünf bis ſechs ſo genannte Sollicitēurs vorhanden ſind. Meines Bedünkens iſt dieſe Anzal für diejenigen hinlänglich, welche Proceſſe lieben.

Von der Wayſen-Kammer.

Die Regierung hat auch eine Wayſen-Kammer angeordnet, die unter der Aufſicht zweener Kommiſſa-

miſſarien und eines Schreibers ſtehet, damit ſelbige ſich um die, ohne Teſtament ſterbenden Perſonen bekümmern, und für deren Beerdigung ſorgen, falls ihr Nachlaß dazu hinreichet, widrigenfalls wird der Diakoney die Sorge dafür überlaſſen. Bleibt hingegen bey dem Tode des Verſtorbenen einiges Vermögen übrig, ſo muß die Kammer die vermeintlichen Erben vorladen laſſen, um ihnen Rechnung von des verſtorbenen Verlaſſenſchaft abzulegen und ihnen die Gelder davon zu überliefern, von welchen ſie Zehen vom Hundert für ihre Bemühungen abziehen.

Von den Domainen der Geſellſchaft und des Landes.

Unter dem Worte Domainen verſtehe ich hier die Einkünfte, welche die Geſellſchaft aus dieſer Kolonie ziehet. Selbige beſtehen in verſchiedenen Abgaben, welche die Einwohner an verſchiedenen Einnahme-Komptoirs bezahlen müſſen, die zu Erhebung der Einkünfte angeordnet ſind. Das erſte dieſer Komptoirs iſt beſtimmt, erſtens die Eingangs- und Ausgangs-Abgaben von den engliſchen Waaren einzufordern. Zweytens, diejenigen Abgaben welche auf dem ganzen Theil der Handlung, ſo wie ich ſelbige beſchrieben habe, geleget ſind, wovon ein jeder Artikel dasjenige, was der Tarif beſtimmet, bezahlet. Es iſt auch eine Taxe vorhanden, welche ein jeder Kapitaine für jedes Schiff erlegen muß, welches ein- oder ausläuft, nach Beſchaffenheit ſeiner Gröſze. Drittens, die von den Produkten der Plantagen die auſſer Landes gehen. Von dieſen bezahlet der Kaffé funfzehn Stüver von Einhundert Pfunden, die Baumwolle fünf und dreyßig von eben ſo viel Gewicht, und ein Faß Zucker einen Gulden. Bauholz, das im Lande zubereitet wird, muß ebenfalls eine veſtgeſezte Abgabe

gabe erlegen. Von allen dieſen Abgaben wird die Beſatzung beſoldet, der Ueberſchuß aber den Herren von der Geſellſchaft überliefert.

Das zweyte Komptoir iſt der gewöhnlichen Kopfſteuer gewidmet, für welche eine jede Perſon, ſo wohl Weiſſe, als Sklaven von drey bis 12 Jahren, fünf und zwanzig Stüver, und von zwölf bis ſechszig Jahren, funfzig Stüver jährlich bezahlet. Von dieſer Abgabe ſind alle Weiſſe, die nicht im Lande gebohren ſind, die erſten zehn Jahre ihres dortigen Aufenthalts, befreyet. Die Kaffé-Pflanzer bezalen ihre Kopfſteuer in Species; die Zucker-Pflanzer hingegen haben das Vorrecht, ſelbige in dieſer Waare zu bezahlen, das Pfund nämlich zu einem Stüver gerechnet, welche das Einnahme-Komptoir den Herren der Geſellſchaft berechnet.

Ueber die Einnahmen dieſer beyden Komptoirs hat der Gouverneur freye Hand, ohne den Herren der Geſellſchaft darüber Rechnung ablegen zu dürfen.

Das dritte Komptoir hat mit dem Verkauf zu thun, und jeder Verkäufer muß eine beſtimmte Abgabe von dem vorhabenden Verkauf, der Käufer aber einen Stüver fürs Pfund an daſſelbe bezahlen; ausgenommen bey dem Sclavenhandel, wo derſelbe nur zwey und ein halb vom hundert erleget.

Das Vierte iſt dasjenige, wo die Einwohner den reinen Gewinſt eydlich angeben müſſen, welchen ſie während dem Jahr eingenommen haben, wovon ſie ein gewiſſes abgeben; ohne einer zwoten auſſerordentlichen Kopfſteuer ſo wohl für die Weiſſen, als für die Sclaven vom zwölften Jahre angerechnet, zu erwähnen.

Dieſe

Dieſe beyde Arten von Auflagen werden von den Künſtlern und von allen denjenigen entrichtet, welche, als z. B. die Pflanzer, gelohnet werden. Die Einkünfte davon werden zu Beſtreitung der Koſten für die Truppen angewendet, die wider die ſo genannten Maron-Negern ausgeſchicket werden, und die eben nicht mehr ſo beträchtlich ſind, ſeitdem man einen Frieden mit ihnen geſchloſſen hat. Dem ohngeachtet muß dieſe Kaſſe doch eine hinlängliche Einnahme haben, um davon die ihnen jährlich zu machende Geſchenke beſtreiten zu können.

Bey dem Fünften werden die Eingangs-Abgaben von allerhand Weinen, Bieren, Brantewein, Wacholder und allerhand ſtarken Getränken, von welchen die holländiſche und engländiſche Schifshauptleute ihre Ladungen eidlich angeben müſſen, um von keinem dieſer Artikel die Eingangs-Rechte unterzuſchlagen, und auf welchen eine ſehr leidliche Abgabe geleget iſt, geſammlet und eingetrieben. Aus den Einkünften dieſer Kaſſe, werden die Beſoldungen der Prediger, des Fiskals und einiger andern Bedienten bezalet: und dieſe beyden leztern gehören zu dem politiſchen Gouvernement.

Zu dem ſechsten und lezten Komptoir gehöret die Einnahme der Abgabe von den Häuſern, den Equipagen, dem Vieh, als Ochſen, Kühen u. ſ. w. deſſen Einkünfte zu den Wegebeſſerungen, den öffentlichen Plätzen und den ſo genannten Savannen oder Viehweiden, angewendet werden.

Auſſerdem gebühret dem Aufſeher der Reede noch eine Abgabe, von allen daſelbſt vor Anker liegenden Schiffen, und dieſe Einnahme wird ihm lediglich überlaſſen.

Drittes

Drittes Hauptſtück.

Von dem Klima oder der Beſchaffenheit der Luft in Surinam.

Ein ſo weitläuftiges und mit einer ſo großen Menge von Flüſſen und Kreeken durchſchnittenes Land, welches außerdem von ſo vielen moräſtigen Wäldern bedecket wird, als dieſes, muß nothwendig die Luft ſehr anſtecken und zu einer faſt beſtändigen Abwechſelung der Jahreszeiten Gelegenheit geben.

Von den im Lande herrſchenden Jahreszeiten.

Nichts deſtoweniger rechnet man viere derſelben, oder vielmehr zwo trockene und zwo regenhafte, von welchem wiederum folgende Unterabtheilungen gemachet werden: Erſtlich die Zeit des kleinen Regens, auf welche eine trockene folget, in welcher die Hitze merklicher wird; hierauf folget das ſtarke Regenwetter, welches dieſer Jahreszeit uneigentlich den Namen des Winters giebt; denn es iſt in dieſem Lande niemals ſo kalt, daß man genöthiget ſeyn ſollte einzuheitzen, oder ſich ſonſt zu erwärmen; weil dort zu keinem andern Endzweck, als zum Kochen, Feuer angemachet wird. Die Küche iſt überdies auch jederzeit von dem Wohnhaus abgeſondert, und faſt an dem Garten anſtoſſend, damit man nicht durch das darinn befindliche Feuer beſchweret werde. Man brennet auch nichts, als Holz in derſelben. Was man aber mit Grunde den Sommer nennet, iſt die große und unmäßige Hitze, welche auf das beſtändige und heftige Regenwetter folget. Alsdann

kommt der kleine Regen wieder; und ſo geſchiehet es alle Jahre, ausgenommen die Abwechſelungen von welchen ich ſogleich mehreres anführen werde.

Nächſtdem herrſchet in dieſem Lande eine beſtändige Tage- und Nachtgleiche, weil die Sonne jederzeit des Morgens um ſechs Uhr auf und zu eben dieſer Stunde des Abends wieder untergehet. Dieſes machet die Abende und die Nächte denenjenigen, welche ſich dem Abendthau ausſetzen, höchſt ſchädlich, nach der großen Hitze, die ſie am Tage ausgeſtanden haben, beſonders während der letzteren Jahreszeit von welcher ich ſo eben geredet habe, und wenn der Mond ſcheinet; weil alsdann die Luft, welche nach Sonnen Untergang ſehr ſcharf iſt, und beſonders wenn es ſehr heiß geweſen, noch viel ſchärfer iſt, wenn erſterer ſeine Einflüſſe über dieſe Gegend ausbreitet.

Was ich von dieſem Lande ſo eben angeführet habe, muß die Vermuthung erregen, daß es nicht ſehr geſund iſt, und dieſes hat auch ſeine Richtigkeit: und wenn man ſich einmahl dieſen übeln Begrif von ſelbigem gemachet hat, ſo bin ich nicht im Stande ihn zu zernichten. Denn ſo viel Gutes ich auch übrigens von dieſem Lande zu ſagen habe, ſo iſt doch mein Vorſatz, durchgehends die Wahrheit zu ſchreiben; und hievon wird man auch in der Folge ſicher überzeuget werden.

Es iſt erſtens auſſer Zweifel, daß die Luft, wenn die Sonne in ihrem höchſten Stand iſt, Krankheiten und ein großes Sterben unter dem Einwohnern verurſachen muß, und beſonders unter den armen Matroſen, die auf den Schiffen eine noch unreinere Luft, als am Lande einathmen; denn die Luft iſt daſelbſt ſo

erſti-

erſtickend, daß auch der geſundeſte Körper kaum aus- dauren kann, beſonders wenn man dort Zucker gela- den hat, welcher faſt entzündbare Dünſte erzeuget, welche das Athemholen beynahe unmöglich machen: Es müſſen alſo viele von denſelben umkommen, weil auch nicht einmahl ein Kranken-Haus für ſelbige in der Stadt vorhanden iſt, wo man ſie hinbringen und ihnen diejenigen Hülfe, die ihre Krankheiten erfordern, verſchaffen könnte. Auſſer obiger Urſache iſt eine noch weit wichtigere vorhanden, welche dieſe arme un- glückliche vollends ins Grab bringet. Es ſind dieſe Leute genöthiget, von einer Plantage zur andern zu gehen, um diejenige Produkte aufzuſuchen, welche ih- nen zur Schifsladung dienen ſollen. Dieſe Reiſen geſchehen bey Tage und während der größten Sonnen- hitze; ſie müſſen ohne Aufhören rudern: Dieſe ſtar- ke Leibes-Uebung würde allein hinreichend ſeyn, ſie auſſerordentlich zu erhitzen. So bald ſie ans Land kommen, verſchlingen ſie, ſo zu ſagen, das kalte Waſ- ſer, und hiernächſt den Saft von dem Zucker-Rohr; ſie genüſſen überdies noch Pomeranzen und Zitronen.

Dieſe Früchte ſind an ſich ſchon ſehr kühlend: die meiſte Zeit eſſen ſie dieſelben unreif, und in dieſem Zuſtande ſind ſie ihrer Geſundheit noch ſchädlicher; dieſes verurſachet ihnen auch heftige Fieber, Koliken und Durchfälle, wovon ſie mit vieler Mühe zu heilen ſind. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ich im Jahr 1756. zuweilen acht von dieſen Unglücklichen an einem ſo auſſerordentlichen heißen Tage begraben ge- ſehen habe, ohne die von den Einwohnern der Städte zu rechnen.

Wie kann aber dieſes anders ſeyn! Der Dunſt- kreis iſt zu dieſer Jahreszeit dergeſtallt erhitzet, daß

ſeine Hitze eine ſchleunige Auflöſung in den Säften hervorbringet. Hieraus erfolget eine ſo häufige und anhaltende Ausdünſtung, daß auch ſo gar das Waſſer, ſo bald es getrunken worden, durch die Schweislöcher hervordringet und daß man es aus ſelbigen, als aus einem angefeuchteten Schwamm, welcher zuſammen gedrücket wird, hervorkommen ſiehet.

Hiezu kömmt noch die unbeſtändige Witterung, die ſo groß iſt, daß, ob es gleich, wie oben angeführet worden, daſelbſt vier beynahe merklich abgetheilte Jahreszeiten giebt, ſelbige dennoch öfters alle viere an einem einzigen Tage, eine auf die andere, folgen. Und daß die Winde daſelbſt häufig und heftig, auch die Gewitter auſſerordentlich ſtark ſind; und daß endlich, wenn das Wetter am heiterſten iſt, man plötzlich faſt alle Elemente ſich zum Untergange der Einwohner dieſer Kolonie, vereinigen ſiehet.

Indeſſen zweifele ich, ob die Sterblichkeit derſelben ſo groß ſeyn würde, wenn man die moraſtige Wälder, welche die Stadt Paramaribo umgeben, ausrottete, aus welchen beſtändig die Luft anſteckende Dünſte aufſteigen, die einen auſſerordentlich ſtarken Einfluß auf die Säfte haben, die nervichten Theile des menſchlichen Körpers ſehr angreifen, die Harmonie derſelben zerſtöhren und ſehr große Entkräftung verurſachen müſſen; hieraus entſtehen unendliche Krankheiten, wovon die eine immer gefährlicher, als die andere iſt, und welche faſt jederzeit eine Fäulniß zur Folge haben.

Die allzutrockene Luft, ob ſie gleich dem Körper weniger ſchädlich, als die feuchte iſt, bringet nichts deſto weniger beynahe eben dieſelbe Wirkungen hervor;

vor; weil ſie die Gefäße enger machet und folglich die in denſelben befindliche Flüßigkeiten zu ſtark zuſammen ziehet.

Nichts wirket indeſſen ſtärker auf die Nerven, die Faſern, die Schweislöcher, mit einem Wort auf die ganze thieriſche Einrichtung, als dieſe ſchleunige Abwechſelungen in der Luft, von welchen ich Erwähnung gethan habe.

Man darf nur die Wirkungen erwägen, welche die Hitze und die Feuchtigkeit an den verſchiedenen Arten der Körper, auch ſo gar an dem härteſten, als da ſind Holz und Metalle, welche von denſelben ausgedehnet und aufgetrieben werden, hervorbringet, um alle diejenigen zu begreifen, welche von dieſen beyden wirkenden Urſachen, ſie mögen eine jede für ſich betrachtet, oder verbunden ſeyn, an den feſten Theilen des menſchlichen Körpers hervor gebracht werden können, wenn ſie alle ihre Wirkſamkeit an ſelbigen äuſſern.

Wäre alſo die Stadt weniger mit Holzungen umgeben, ſo würde ſie auch dieſen verſchiedenen ſchädlichen Einflüſſen nicht ſo ſehr ausgeſetzet ſeyn; weil alsdann die daſelbſt eingeſchöpfte Luft reiner und geſunder; und die ſchädlichen Ausdünſtungen dieſes Bodens, welche nach gerade, ſo wie ſie aufſteigen, verfliegen würden, könnten nicht unmittelbar in ſelbige eindringen; dieſe Nation wurde alſo, wo nicht gänzlich, doch zum Theil, von dieſer unzählbaren Menge von Krankheiten, welche ſie zu Grunde richten, befreyet werden.

Ehe ich von den Landes-Eingebohrnen rede, muß ich noch etwas von der Beſchaffenheit des

Erdbodens ſagen. Dieſer bringet nämlich, wegen ſeiner großen Feuchtigkeit keine von unſern europäiſchen Fruchtarten hervor, als Birnen, Aepfel, Kirſchen, Johannisbeeren, Pflaumen, Pfirſichen, Abrikoſen ꝛc. dem ohngeachtet giebt es dort eine große Menge anderer Früchte, die jener ihre Stelle auf eine vortheilhafte Art erſetzen, und von welchen ich weitläuſtiger gehörigen Orts reden werde.

Viertes Hauptſtück.

Von den Indianern oder Landes-Eingebohrnen.

Die erſten Einwohner dieſer Kolonie ſind ohnſtreitig Indianer geweſen, wie diejenigen ſind, welche anjetzo noch auf den benachbarten Inſeln Kayenne, Berbice u. ſ. w. wohnen. Sie ſind im Lande hin und wieder zerſtreuet, und machen verſchiedene Dorfſchaften aus, von welchen ich unten handeln werde.

Mir deucht aber, daß die Benennung der Amerikaner ihnen mit mehrerem Rechte als irgend eine andere zukomme, wie die Benennung der Europäer den Völkern Europens; der von Aſiaten denen in Aſien, und der von Afrikaner, den Bewohnern von Afrika am füglichſten gebühret; nur daß man den beſonderen Namen ihrer Provinz hinzufüge, um deſto deutlicher anzuzeigen, wo ſie eigentlich her ſind. Sie leben übrigens mit den Einwohnern friedlich, weil die Landes-Regierung bemühet iſt, ihnen Recht angedeyhen zu laſſen und zu verhüten, daß ihnen durch jene nichts in den Weg geleget werde, denen ſie übrigens ſehr nützlich, und, wie man ſicher behaupten kann, in unendlichen Dingen unentbehrlich ſind.

Dieſe Völker, ſo wohl diejenigen, die unſere nächſte Nachbaren ſind, als auch die, welche in der ganzen Kolonie zerſtreuet leben, ſind alle von mittlerer Leibesgeſtallt, wohlgebildet und ohne Fehler. Es iſt unerhört, einen hinkenden, bucklichten, oder ver-

wachſenen, zu ſehen, es ſey denn, daß ſolches durch einen beſonderen Zufall geſchehen ſey. Sie ſind von einer Zimmetfarbe, welche ins röthliche fällt. Dem ohngeachtet werden ſie ſo weiß, als wir, gebohren; ihre Farbe ändert ſich aber in wenigen Tagen.

Dieſe Leute wiſſen ſich in der Arbeit zu mäßigen, und ſie lieben die Ruhe ſo gut, als irgend eine Nation in der Welt. Ihre Haare ſind pechſchwarz, lang, dicke, und ſie werden erſt im ſpäteſten Alter weiß. Sie haben ſchwarze und wohlgeſtallte Augen und dabey ein ſehr ſcharfes Geſicht; auch von Natur nur wenig oder gar nichts von einem Bart. Sie fürchten ſich dermaßen, einen Bart zu bekommen, daß, ſo bald ihnen ein Haar im Geſichte oder an irgend einem andern Theile wächſt, ſie ſolches, und zwar um der Reinlichkeit willen, ſorgfältig ausreiſſen. Wenige Menſchen in der Welt ſind auch ſo reinlich, als dieſe. Sie baden ſich, ſo bald ſie aus ihrem Bette oder ihrer Hangematte aufſtehen; ihre Weiber reiben ſie alsdann mit **Rukou** oder **Orlean** *), welcher mit dem Oele

*) Bixa orellana. *Linn.* Sp. Pl. 730. Cf. **Dietr.** Pflanzenr. I. p. 641. Der Rukou iſt eine Frucht von einer länglichten oder ovalen Geſtalt, an den Seiten etwas eingedrukt, und ſiehet beynahe als ein **Mirabolan** (Spondias lutea *Linn.* Sp. Pl. 613. Dietr. l. c. p. 540.) aus, anderthalb Finger lang, mit einer dunkelrothen ſtachlichten Haut umgeben. Dieſe Frucht wächſt auf einem Baum von mittelmäßiger Größe, wenn ſie reif iſt, wird ſie röthlich, und öfnet ſich in zwey Theilen, deren jeder ohngefähr dreyßig Samenkörner enthält, wovon man einen Teig bereitet, indem man ſelbige einweichet: die Färber bedienen ſich derſelben;

Oele von dem Wunderbaum (Palma Chriſti) *), oder dem Karapat angefeuchtet wird, wodurch ſie an Farbe mit den gekochten Krebſen eine Aehnlichkeit bekommen. Ihrer Meynung nach erhält dieſer Balſam die Haut, bewahret ſie für das Aufſpringen, und machet ſie ſo hart, daß ſie nichts von dem Stiche der Mücken oder Moskiten **) empfinden.

ſelben; man vermiſchet ſie auch mit dem Wachſe, um ſelbigem eine gelbere und höhere Farbe zu geben. Sie wird zweymal im Jahre geerndtet.

*) Der Name Palma Chriſti oder Wunderbaum, (Ricinus *Linn.* Sp. Pl. II. p. 1430. Ricinus Gallis Palma Chriſti *Lob.* Hiſt. 392. wird einem Stauden-Gewächſe beygeleget, welches eine den ſtachlichten Weintrauben ähnliche ſcharf anzufühlende Frucht träget. Eine jede dieſer Früchte hat drey abgerundete Seiten und iſt aus drey Behältniſſen zuſammen geſetzet, wovon ein jedes einen eyförmigen oder länglichten Samen enthält, der ziemlich dicke, von gelblichter Farbe und von auſſen gefleckt, und in welchem ein weiſſes und zartes Mark befindlich iſt. Wenn dieſe Frucht, welche bey den Kräuterverſtändigen Ricinus heiſſet, völlig reif iſt, ſo entſtehen Riſſe an derſelben, aus welchen die Samenkörner mit Gewalt herausſpringen. Aus dieſen Samenkörnern wird das Karapat-Oel ausgepreſſet.

**) Culex pipiens. *Linn.* S. N. XII. p. 1002. n. 1. β. Waſſermücken oder Schnacken. Cf. Adanſons Reiſe nach Senegal, vom Hrn. D. Martini überſetzet. Brandenb. 1773. gr. 8v. p. 52. 207. 211 und 232. Bankrofts Naturg. von Guiana. Frf. und Leipz. 1769 gr. 8v.

Die Karaiben, (welchen Namen man allen Indianern der Kolonie beyleget,) gehen faſt alle nackend, und tragen bloß ein kleines Stück Leinewand an ſich, welches ſie zwiſchen den Schenkeln durchziehen, um ihre Blöße zu bedecken. Was ich aber an dieſem Volk am allermeiſten bewundert habe, ſind ihre wohl geordnete und weiſſe Zähne, welche ſie bis in ihr ſpäteſtes Alter geſund behalten; weil ſie keine von den uns Europäern bekannten Krankheiten an denſelben empfinden. Wenn ſie Krieg führen, laſſen ſie ſich von ihren Weibern verſchiedene ſchwarze Streifen auf dem Körper von dem Safte der Genippe *) machen,

gr. 8v. p. 147. Kalms Reiſe. 2 Th. p. 268. Musquetois. Kranzens Grönl. I Th. p. 105. *Vallm. de Bom.* Dict. d'Hiſt. Nat. Tom. III. p. 434 Marignons. Afrik. Maringouin. leg. *Journ. des Sçav.* 1773. Octobr. p. 257.

*) Genipa americana *Linn.* Sp. Pl. p. 251. der Genippabaum. Dietr. Pflanzenr. p. 205. Der Baum, welcher dieſe Frucht trägt, iſt ſehr groß, und ſeine Blätter ſind einen halben Fuß lang, und um ein Drittel weniger breit. Die Frucht deſſelben hat die Größe eines Gänſe-Eyes, mit einer zarten aſchfarbigen Haut überzogen. Ihr Fleiſch iſt derbe, gelblich, zäh, und mit einem ſauren angenehm riechenden Saft angefüllt. In der Mitte dieſer Frucht iſt eine Hölung, die mit zuſammengedruckten flachen, faſt runden, mit einem weichen Fleiſche umgebenen Samenkörnern angefüllet iſt. Bey dem Reifen wird ſie weich, wie die Mispeln, und alsdenn ſoll ſie gut zu eſſen ſeyn. Aus der Rinde dieſes Baums preſſen die

machen, die durch nichts weggebracht werden können, den achten oder neunten Tag nachher vergehen ſie aber von ſelbſt.

Die indianiſchen Weiber ſind faſt eben ſo groß, als die Mannsperſonen. Sie haben ſchwarze und wohlgebildete Augen, ihre Geſichtszüge ſind wohl proportioniret, ihre Haare ſchwarz, lang und ſtark. Es fehlet ihnen weiter nichts, um ſchön genannt zu werden, als die Farbe der Europäerinnen. Sie ſind ſtarker Natur, ohngeachtet ſie zärtlich zu ſeyn ſcheinen; ihren Leib bemahlen ſie wie die Mannsperſonen und ſind ungemein reinlich. Sie bedecken den Theil, welchen die Schamhaftigkeit zu zeigen nicht erlaubt, mit einer Kamiſa, welches eigentlich nur ein Stück baumwollen Leinewand iſt, welche mit kleinen Körnern von Raſſada *) von verſchiedenen Farben, und unten mit einer Frange von dieſer Raſſada, ohngefähr drey Zolle hoch, beſetzet iſt, um ſelbigem eine gewiſſe Schwere damit zu geben, damit der Wind ſie nicht in die Höhe heben könne.

Verſchiedener Schmuck der Indianer.

Es hat übrigens eine jede Nation ihre beſondere Arten ſich zu putzen oder vielmehr ſich zu verunſtalten; denn es iſt keine einzige darunter, welche ihnen nicht das Anſehen einer Vermummung gebe. Einige unter denſelben machen ſich Mützen oder andere Arten des Putzes von den ſchönſten Vogelfedern des veſten Landes

die Karaiben einen Saft aus, der anfänglich ſo klar wie Waſſer iſt, hernach aber ſehr ſchwarz wird.

*) Dieſen Namen giebet man verſchiedenen Arten Glas- oder Schmelz-Perlen, aus welchen mancherley Zierrathen verfertiget werden.

Landes. Die Weiber beſonders haben große Halsgehänge von vielfärbigten Raſſaden, und tragen an den Händen und über dem Ellbogen, ſechs bis ſiebenreihichte Armbänder von eben dieſer Materie; an ihren Füßen tragen ſie eine Art von baumwollenen Halbſtiefeln, welche ihnen bis an die Waden reichen und bis am Knöchel herunterhängen. Dieſe Tracht gereichet ihnen, ſo wie ihren Kindern, die dergleichen auch haben, mehr zur Beſchwerde als zur Zierde, denn ſie machen ſelbige ſo auſſerordentlich enge, damit ſie ihrem Vorgeben nach, einen wohlgebildeten Fuß haben wollen. Auch die Mannsperſonen haben einen groſſen Gürtel von dergleichen Leinewand um den Leib, in welchem ſie ein groſſes Meſſer ohne Scheide führen.

So wohl Männer als Weiber ſind überhaupt zu reden, von einem ſanften und furchtſamen Weſen; ſie ſind gaſtfrey, obgleich ziemlich gleichgültig. Sie dienen niemanden umſonſt. Ihre Dienſterweiſungen ſind aber nicht koſtbar; man kann ſie mit wenigem befriedigen, weil ſie das wenige hochſchäzen. So ſehen ſie zum Beyſpiel ein Meſſer, einige Fiſchangeln, eine Flinte, eine Axt für einen kleinen Schaz an. Ehe ſie unſer Geld und den Werth des Goldes und Silbers kennen lernten, hätten ſie wohl einen Sack voll Gold für obige Artickel bezalet. Jezt ſind ſie klüger geworden, und die Europäer haben einen groſſen Fehler begangen, daß ſie ſelbige ſo klug gemachet haben.

Wenn die Karaiben ſo ſehr eiferſüchtig ſind, als man es ihnen ſchuld giebt, ſo darf man ſich eben nicht ſehr darüber verwundern, denn ich glaube, wir würden es in einem eben ſo hohen Grade ſeyn, wenn man ſich

ſich bey unſeren Frauen ſolche Freyheiten herausnehmen wollte, die uns nur allein vorbehalten ſind. Es iſt dieſes ein Beweis, daß ſie ihre Weiber und Kinder aufrichtig lieben. Man kann noch hinzufügen, daß, ihrer Gleichgültigkeit ohngeachtet, ſie alle diejenigen lieben, welche ihnen Proben der Freundſchaft gegeben haben, und die ihnen Gutes thun. Ihr größter Fehler iſt, daß ſie alle Lügner ſind. Dieſe Untugend werden ſie auch niemals ablegen. Ob ſie gleich ſehr einfältig zu ſeyn ſcheinen, ſo kennen ſie doch dabey ihren Vortheil, ſind betrügeriſch und wiſſen ſich zu verſtellen. Sie ſind tumm und dem Trunk ergeben, ohne Geſchmack, ohne Höflichkeit und Religion, und von einer Unempfindlichkeit, welche ihre Lebensart einförmig und langweilig macht. Mit einem Worte, ſie ſind Menſchen, die eine ihnen gefällige Lebensart führen.

Fünftes Hauptſtück.

Von den verſchiedenen Waffen dieſer Völkerſchaften, deren Beſchaffenheit, und von der beſondern Geſchiklichkeit mit welcher ſie ſich derſelben bedienen.

Ihre Waffen beſtehen bloß in Bogen und Pfeilen, Keulen, und einem bloſſen Meſſer. Nicht, als wenn ihnen der Gebrauch der Feuerröhre gänzlich unbekannt seyn ſollte; denn es giebt einige unter ihnen, die ſehr gut ſchieſſen; deren ſind aber nur wenige. Die mehreſten unter ihnen würden bey dem Gebrauche derſelben Gefahr laufen, ſie in ihren Händen zu zerſprengen, weil ſie die Gewalt des Pulvers, folglich auch die Art, wie man laden muß, gar nicht kennen.

Von den Bogen.

Ihre Bogen ſind ſechs Fuß lang und von einem ſehr ſchönen ſchmeidigen, ſchweren, dichten und harten Holze gemacht, welches Letterholz *) genennet wird.

Von ihren Pfeilen.

Sie bedienen ſich zwoerley Arten von Pfeilen, die eine von Rohr, drey und einen halben Fuß lang, die daran befindliche eiſerne Spitze mit gerechnet, welche mit baumwollenen Zwirn an ſelbigen ſtark beveſtiget iſt. Der übrige Theil des Rohrs iſt glatt, auſſer daß

*) Buchſtabenholz, Lignum litteratum, Bois de Lettres S. *Vallm. de Bom. Dict.* Vol. II. p. 147.

daß unten ein Einſchnitt oder Kerbe befindlich, welcher den Pfeil beym Abſchieſſen von der Schnur abzuglitſchen verhindert. Sie ſchmücken ſelbige öfters mit geſpaltenen Papageyfedern aus, welche ſechs Zoll lang am Ende derſelben veſt geleimet ſind. Dieſe Pfeile ſind, wenn ſie einmal in dem Körper ihrer Feinde eingedrungen, nicht wieder heraus zubringen, ohne das Fleiſch derſelben zu zerſtücken. Die andere Art Pfeile von Palmenholz gemacht, ſind dicker als ein ſehr kleiner Federkiel, und genau vierzehn Zolle lang. Sie endigen ſich in eine ſo ſcharfe Spitze, als die von der kleinſten Nähenadel iſt.

Von ihren vergifteten Pfeilen.

Sie haben die Gewohnheit, beyde Arten zu vergiften *); insbeſondere aber leztere, indem ſie das Ende derſelben zwey Zoll lang in dem aus dem Manchineelbaum **) gezogenen Saft tauchen. Dieſes iſt

*) Von den Pfeilen der Indianer, welche ſowohl mit dem Safte des Manchineelbaums, als mit andern gefährlichen und ſchnell tödtenden Säften vergiftet werden, und von ihrem Gebrauch leſe man die Mannigfalt. II Jahrg. p. 564 und IV Jahrg. p. 241. 257. ꝛc.

**) Dieſer Name (Hippomane Mancinella. *Linn.* Sp. Pl. II. p. 1431. Manchinelbaum. Dietr. l. c. p. 1127.) wird einen Baum beygeleget, der die Höhe eines Nußbaumes hat. Sein Holz iſt ſehr ſchön, hart, veſte und grünadricht; die Blätter deſſelben gleichen den Birnbaumblättern. Inwendig ſind ſie milchig; ſeine Blüten die ohngefähr vier Zoll lang ſind, gleichen einer Aehre und ſind von einer ſchönen Röthe.

iſt ein ſchöner, aber gefährlicher Baum. So bald man einen Einſchnitt in denſelben machet, flieſſet ein milchichter und ätzender Saft aus demſelben heraus, welcher mit ſo flüchtigen Theilen angefüllet iſt, daß das Gift deſſelben um ſo ſchnell wirkender und heftiger davon wird. Es erhält ſich ſehr lange in den Pfeilen, die darin getunket worden ſind, wie ich es ſelbſt an verſchiedenen Thieren verſuchet habe, die ich mit einigen derſelben geſchoſſen, (welche einer meiner guten Freunde bereits ſeit vier oder fünf Jahren aufgehoben hatte) und die alle eine halbe Stunde nachher an ihren Wunden geſtorben ſind. Eben dieſe Pfeile hebe ich noch bis dieſe Stunde auf, und ich zweifle im geringſten nicht, daß der Gift in denſelben nicht noch ſeine ganze Kraft beſitze. Hieraus läßt ſich ſchlüſſen, wie ſchädlich derſelbe in ſeinem friſchen Zuſtand iſt. Folgende Erfahrung kann hiervon einen Beweis geben: Ein indianiſcher König, welcher die Spanier hiervon überzeugen wollte, verwundete ein geſundes Kind von zwölf Jahren mit einem vergifteten Pfeil unten an dem einen Zehe, und befahl ſogleich den Wundärzten, die er zu dem Ende hatte rufen laſſen, dieſem Kinde den Fuß oberhalb dem Knie abzunehmen; kaum war dieſes geſchehen, so ſahen die ſpaniſchen

Röthe. Auf dieſer Blüte folgen Früchte von der Gröſze und Geſtallt unſerer Apis-Aepfel, die ziemlich wohlriechend ſind. Ihr Fleiſch iſt mit einem ſehr weiſſen Saft angefüllt, wie die Rinde und Blätter deſſelben. Gemeiniglich nennet man dieſe Früchte Manzenillen-Aepfel, wovon aber diejenigen, welche ſie unglücklicherweiſe genüſſen, vergiftet werden. Dieſer Baum wächſet an der Seeküſte.

ſchen Abgeſandten das Kind ſchon verſcheiden, nicht von den Folgen der Abnehmung, wie ſolches dargethan wurde; ſondern von der Wirkung des Giftes, welches ſich plözlich in der Maſſe des Blutes verbreitet, und die edelen Theile angegriffen hatte, ehe man zur Hülfe kommen können.

Von der Geſchicklichkeit dieſer Völker mit ihren Pfeilen zu ſchieſſen.

Dieſe Völker beſitzen eine beſondere Geſchicklichkeit mit ihren Pfeilen zu ſchieſſen. Sie zielen ſehr gewiß auf eine Weite von mehr als ſechzig Schritten. Es iſt auch ihr einziges Vergnügen, ſich darin zu üben. Die meiſte Verwunderung aber erwecken die Kinder, welche ſich ſchon ſehr zeitig darin üben, und keinen andern Zeitvertreib in ihrer zarteſten Jugend haben, als daß ſie nach kleinen Vögeln jagen, ohne daß ſie faſt auch nur einen einzigen fehlen ſollten; dergeſtallt, daß ob ich ſie gleich als ſehr faul geſchildert habe, ſie ſich doch im geringſten nicht für ihre Feinde fürchten, weil ſie in ihre eigene Geſchicklichkeit ein groſſes Zutrauen ſetzen. Sie ſchenken aber auch keinem das Leben, der ihnen in die Hände fällt. Sie verſchonen nur die Weiber und Kinder, die ſie hernach als Sklaven an die Europäer verkaufen. Sie räuchern und verzehren, nach Art der wilden Thiere, die Leiber ihrer Feinde.

Von ihren Blaſe-Röhren.

Um ihre kleine hölzerne Pfeile abzuſchießen, bedienen ſie ſich nicht des Bogens, ſondern eines Blaſe-Rohrs, vermittelſt deſſen ſie dieſe Pfeile über hundert Schritte weit, fortblaſen. Dieſes Inſtrument wird aus einem gewachſenen hohlen Rohr verfertiget, wel-

ches neun bis zehn Fuß lang, und einen guten Zoll dick iſt. Damit aber der Pfeil ſo weit reichen könne, bewickeln ſie, weil er ſo leichte iſt, das dicke Ende deſſelben, mit ungeſponnener Baumwolle, dieſes verurſachet daß derſelbe etwas ſchwer in das Blaſerohr hineingehet, und weil dadurch die Luft in ſelbigen zuſammen gedrücket wird, ſo fähret er, wenn man hineinbläſet, mit einer erſtaunenswürdigen Geſchwindigkeit heraus, ohne die es nicht möglich ſeyn würde, ihn ſo weit fortzutreiben.

Von den Keulen.

Ihre **Keulen** ſind von einem ſehr harten und ſchweren Holze verfertiget. Sie ſind beynahe zwey und einen halben Fuß lang, flach und drey Zolle dick. Auf denſelben graben ſie verſchiedene beſondere Figuren ein, die mit mancherley Farben angefüllet werden. Sie binden einen baumwollenen Strick daran, um die Hand dadurch zu ſtecken, damit ſie ihn im Gefechte nicht fallen laſſen mögen, und ſie thun gewiß keinen Schlag mit dieſer Art Waffen, der nicht zugleich einen Arm oder den Hirnſchädel zerſchmettere. Daher bedienen ſie ſich derſelben auch nur alsdann, wenn ſie Mann gegen Mann fechten müſſen, und wenn ſie ihre Pfeile verſchoſſen haben. Ihr Meſſer, von welchen ich oben Erwähnung gethan, brauchen ſie nur, wenn ſie betrunken ſind, und unter einander in Streit gerathen.

Sechſtes

Sechſtes Hauptſtuck.

Von den Wohnungen der Indianer, ihrer Zucht oder Diſciplin und Haushaltung.

Da ich mir vorgenommen habe, nur von demjenigen, was Surinam und deſſen Küſten betrift, zu handeln, ſo werde ich es bey demjenigen bewenden laſſen, was ich von den Indianern oder Karaiben überhaupt geſaget habe, um mich nur auf diejenigen einzuſchränken, mit welchen wir, wie im vorigen Hauptſtück gemeldet worden, in gutem Vernehmen ſtehen.

Dieſe Nation verändert oft ihren Wohnſitz, und ſcheinet in dieſem Stücke eben nicht von ſtandhafter Gemüths-Art zu ſeyn. Ich weiß indeſſen nicht, ob Unbeſtändigkeit oder Vorſicht die Urſache hiervon iſt; kaum haben ſie aber einen Flecken oder ein Dorf an einem Ort angeleget, ſo ſiehet man ſie ſchon wieder weiter ziehen, um ſich anderwärts niederzulaßen.

Von ihrer Zucht.

Wenn gleich die Zucht oder politiſche Einrichtung bey dieſem Volke nicht ſo, wie bey geſitteten Völkern beſchaffen iſt, ſo kann man dennoch behaupten, daß bey ihnen eine Ordnung herrſchet, die man nicht vermuthen ſollte.

Von ihren Dörfern.

Jedes Dorf beſtehet aus verſchiedenen Familien, deren Anzahl ſich ohngefähr auf dreyßig, ſo wohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, erſtrecket, die

alle unter einem Oberhaupt ſtehen, welches in ihrer Sprache Grandmann genennet wird und welches ſie als ihren Kriegesobriſten anſehen, unter deſſen Befehlen alle, wenn Lärm entſtehet, ſich verſammeln. Diejenigen, die untüchtig zum Kriege ſind, ſuchen ſich in Sicherheit zu ſetzen.

Von ihren Wohnungen.

Ihr Aufenthalt iſt, wie ich bereits geſaget habe, ſehr veränderlich. Bald wohnen ſie in den Wäldern, bald am Ufer des Meeres, bald in den Pflanzungen, bald an den kleinen Flüſſen (Kreeken). Ihre Häuſer, Karbets genannt, koſten nicht viel, weil ſie ſelſt Baumeiſter und Handwerker ſind. Sie beſtehen aus verſchiedenen Gabeln, von ziemlich ſchlechtem Holze, welche ſie in gewiſſen Entfernungen von einander in die Erde ſetzen, und auf welchen ſie die Balken und den Giebel legen; auf dieſe richtet man die Sparren auf, und ſtatt der Latten bedienen ſie ſich des Rohrs oder geſpaltener Stücke vom Palmbaum, die mit Blättern oder Rohrgipfeln ſo dichte an einander bedecket werden, daß der Regen nicht durchdringen könne. Der Eingang in ſelbige iſt durch eine kleine daran angebrachte Oefnung. Dies iſt ihre ganze Wohnung, welche öfters das gemeinſchaftliche Haus einer ganzen Gemeine ausmachet. Die Größe derſelben richtet ſich nach der Anzal der Perſonen, die darinn wohnen, und folglich auch arbeiten ſollen.

Von den Beſchäftigungen der Indianer.

Wenn ſie ihre Wohnungen in den Wäldern aufſchlagen wollen, ſo bereiten die Mannsperſonen ein Stück Landes, um Kaſſave oder Maniok, Pataten und Mahis oder türkiſches Korn, ſo viel ſie zu ihrem

ihrem Unterhalte nöthig haben, darauf zu pflanzen. Darzwiſchen gehen ſie auf die Jagd und den Fiſchfang, beſchäftigen ſich auch mit Verfertigung ihrer Boote und Waffen. Ihre Geſchicklichkeit beym Fiſchfange iſt bewundernswürdig. Sie ſchieſſen die Fiſche mit Pfeilen, wann die Flüſſe nicht zu tief ſind, oder die Fiſche nur einen bis zwey Fuß tief unter der Oberfläche des Waſſers ſtehen. Sie fiſchen auch mit der Angelſchnur in der See und in den Flüſſen. Wenn ſie einen großen Fiſchfang thun wollen, ſo umſtellen ſie die Kreeken, und fangen in denſelben ſo viel Fiſche als ihnen beliebt. Hiezu bedienen ſie ſich folgenden Mittels. Sie nehmen ein gewiſſes friſches Holz *) das ſie ganz klein zerquetſchen und es ins Waſſer werfen. Der ſehr ſtrenge Geruch deſſelben berauſchet gleichſam die Fiſche, ſo bald ſie ſelbigen empfinden, dergeſtalt, daß ſie ganz betäubet an der Oberfläche des Waſſers kommen, jedoch nicht aufhören ſich zu bewegen; vielmehr ſcheinet es, daß ſie hiedurch noch ſtärker dazu gereizet werden. Und dennoch laſſen ſie ſich alsdenn mit den Händen fangen.

Von den Pirogen.

Zu dem Fiſchfange bedienen ſie ſich gemeiniglich der Pirogen, welches eine Art kleiner Kähne, neun bis zehn Fuß lang ſind. An beyden Enden laufen ſie ſpitzig zu, und ſind daſelbſt ohngefähr funfzehn Zoll

*) Dieſes Holz führet den Namen Aſtragalus incanus fruteſcens, venenatus, floribus purpureis. Es iſt eine kleine Pflanze, die ſchwache einfache, hohle und röthliche Stengel treibet, welche kurze, ſpitzige, rauhe und ſehr bittere Blätter haben. Ihre Wurzel iſt einen Fuß lang und eine Fauſt dick.

höher als in der Mitte, die vier Fuß breit iſt. Gemeiniglich liegen in der Pirogue neun Bretter ſtatt der Bäncken, die acht Zolle weit, eine von der andern liegen. Sie hat zwey kleine Maſten, an deren jedem ſich ein viereckigtes Segel befindet.

Wenn ſie von dem Fiſchfange nach Hauſe kommen, denken ſie an nichts, als an ihre Ruhe; ſie bringen ihre Zeit in ihren Hamacks, die rund um mit Feuer umgeben ſind, liegend zu, während daß die Weiber ſich mit dem Dörren der Fiſche und dem Hausweſen beſchäftigen.

Von den Beſchäftigungen der Weiber.

Die Weiber hingegen ſind nicht ſo faul als die Mannsperſonen, denn ſie beſchäftigen ſich beſtändig mit ihrem Hausweſen, und ſie verfertigen allerhand kleine Arbeiten, als Körbe von feinem Rohr, Pagalen, allerhand irdenes Geſchirr, imgleichen Hangematten.

Von den Körben.

Die Körbe welche ſie verfertigen, ſind jederzeit doppelt ſo lang als breit, jedoch von verſchiedener Geſtalt; ſie übertreffen an Feinheit und Nettigkeit alle unſere Korbmacher-Arbeit; ſie dienen um ihre Kleinigkeiten oder auch ihren Frucht-Vorrath darinn aufzuheben.

Von den Pagalen.

Die Pagalen ſind eine Art Körbe von Rohr gemacht, das etwas gröber als dasjenige, woraus die Körbe verfertiget werden; gewöhnlicher Weiſe ſind ſie drey bis fünf Fuß lang, zwey Fuß breit und eben ſo tief. Auf Reiſen bedienet man ſich derſelben ſtatt

eines Koffers, um eine Hangematte und einiges Reiſe-Geräthe fortzubringen; und man kann ſie mit einem Vorhänge-Schloß verſchließen. Ihr Geſchirr beſteht aus allerhand Arten von irdenen Töpfen, Schüſſeln und Näpfen, die an Dauerhaftigkeit dem Kupfer faſt gleich kommen, und die auf folgende Art verfertiget werden. Die Weiber (denn dieſe, wie ich oben erwähnet habe, beſchäftigen ſich damit) nehmen eine gewiſſe Portion von Aſche von der Rinde eines Baums, welcher in dieſer Gegend unter dem Namen Kweepi bekannt iſt, ſieben ſelbige durch ein feines Sieb und vermiſchen ſie alsdenn mit gutem Leimen, um daraus das oben berührte Küchengeräthe zu verfertigen; welches ſie zuvor an der Luft trocknen und es hiernächſt im Ofen brennen, und ſelbigem einen ſchönen Firniß geben.

Von den Waſſertöpfen.

Ihre Waſſertöpfe ſind von auſſerordentlicher Größe, denn einige derſelben halten vier bis fünf Anker; und in der Stadt ſo wohl als auf den Pflanzungen iſt kein Haus, wo deren nicht wenigſtens drey bis vier befindlich ſeyn ſollten, um darinn das Regenwaſſer, das zum täglichen Getränke dienet, aufzubehalten, welches ſich darinn reiniget und ſo friſch erhält, als wenn es aus einer Eisgrube käme.

Von den Hamacks.

Die Hamacks oder Hangematten (welchen Namen alle Indianer ihren Betten geben,) ſind von einem einzigen Stücke Kattun verfertiget, das ſechs bis ſieben Fuß lang, an die zwölf bis vierzehn Fuß breit iſt; jedes Ende iſt in funfzig und mehrere Theile abgetheilet, die durch kleine ebenfalls aus Baum-

wolle verfertigte, drittehalb Fuß lange Stricke gezogen, und ſehr gut geſponnen, auch dicht in einander gedrehet ſind, ſie werden Rabans genennet.

Alle dieſe kleine Stricke, ſind am Ende mit einander verbunden und bilden eine Schleife, durch welche man ein Strick ziehet, das an zwey Haaken befeſtiget wird, und dieſe werden an zwey Pfählen, oder falls ihre Häuſer noch nicht aufgebauet ſind, an Bäumen feſt gemachet, um die Hangematt bis auf eine gewiſſe Erhöhung von dem Erdboden aufzuhängen.

Das bequemſte bey dieſer Art Betten iſt, daß ſie wegen des wenig einnehmenden Raums leicht fortzubringen ſind; man ſchläft in denſelben auch kühler als in den unſrigen, und man hat bey denſelben weder Decken, Bettlacken, noch Madratzen, ja nicht einmahl Kopfküſſen nöthig. Und man liegt darinnen für Flöhe und Wanzen ſicher. Alle dort wohnhafte Europäer, haben, wie bereits angeführet worden, dergleichen in ihren Häuſern, und ziehen ſelbige, wenn ſie einmahl daran gewohnt ſind, unſern weichſten Betten vor; und verſehen ſich damit, wenn ſie nach ihren Plantagen gehen. So gemein ſelbige ſind, ſo erſtrecket ſich doch ihr Preis von funfzig, (welches die ſchlechteſten ſind) bis auf dreyhundert holländiſche Gulden; oder dreyhundert franzöſiſche Pfunde.

Die beſte Art dieſes Bette aufzuhängen, iſt, daß man die Enden deſſelben dergeſtallt von einander entferne, daß es mit ſeinen Stricken einen halben Zirkel vorſtelle, deſſen Entfernung von einem Ende zum andern ſeinen Durchmeſſer ausmachet. Hierauf wird es ſo hoch von der Erde herauf gezogen, daß man ſich

darinn

darinn, als auf einem etwas hohen Stuhl ſetzen könne; man wirft ſich alsdenn hinein, ſtreckt ſich aus, und liegt darinn als in dem beſten Bette.

Die fürnehmſte Nahrung dieſer Nation beſtehet in Wildpret, in friſchen und gedörreten Fiſchen, in Krabben und in dem Fleiſche von Schildkröten. Von allen dieſen Artickeln werde ich an einem andern Orte beſonders handeln, weil ich mir vorgenommen habe, in dem folgenden Hauptſtücke nur dasjenige zu beſchreiben, was ihnen ſtatt Brodts dienen muß, als von der Kaſſawe oder dem Manioc, von dem Pataten und von dem Mahis oder türkiſchen Korn, und endlich von ihren gewöhnlichen Getränken.

Siebendes Hauptſtück.

Von der Nahrung der Indianer überhaupt.

Die Art ihre Speiſen zu bereiten, iſt gewiß die einfachſte und natürlichſte. Der Gebrauch der Gewürze, die den Europäern ſo ſchädlich ſind, iſt bey dieſem Volke noch nicht eingeführet. Ihr Fleiſch und ihre Fiſche, welche ſie genüſſen, werden blos im Waſſer gekochet. Sie dörren beydes, oder braten es auf dem Roſte; die meiſte Zeit legen ſie das Fleiſch und die Fiſche auf Kohlen, kehren ſie um, und eſſen ſie nur, wenn ſie recht gar ſind. Um ſie zu räuchern, bedienen ſie ſich einer Art eines hölzernen zwey Fuß hohen Roſtes, unter welchem ein Loch in der Erde gemachet wird, um darin ein mittelmäßiges Feuer anzuzünden, welches das Fleiſch nach gerade dörret und es langſam gar machet; der Geruch vom Rauch den es annimmt, fällt ihnen gar nicht beſchwerlich.

Des Salzes bedienen ſie ſich nicht, dahingegen gebrauchen ſie unglaublich viel Pfeffer oder Piment. Obgedachter Zubereitung der Speiſen und ihrer einfachen Lebensart haben ſie alſo, meines Bedünkens, ihre dauerhafte Geſundheit und ihr langes Leben zu danken.

Von der Kaſſave oder dem Maniok.

Von der Kaſſave kann man behaupten, daß ſie in dieſem Lande die Quelle des Lebens und des Todes iſt, weil es daſelbſt zwo Arten derſelben giebt. Eine, die gut zu eſſen, und die andere, die eine des ſtärkeſten Gifts iſt; es iſt daher höchſt nothwendig, daß

man ſie wohl zu unterſcheiden wiſſe. Die erſtere Art wird von den Landes-Eingebohrnen Kaſſave ſchlecht weg, und die andere Art bittere Kaſſave genannt. Die erſtere wird faſt in allen Pflanzungen gebauet, und ſie dient den ſchwarzen Sklaven zur Nahrung. Die Vorſteher der Plantagen, dürfen die zwote Art ohne Erlaubniß ihrer Herren nicht bauen, die ſolches auch, wegen der damit verknüpften Gefahr, wenn ſie von den aus Afrika neu angekommenen Sklaven kaufen, nicht gerne zugeben, denn dieſe, da ſie ſehr ausgehungert ſind, und ſelbige nicht kennen, mögten davon eſſen und dadurch vergiftet werden, welches mehr als einmal geſchehen iſt.

Die Pflanze, ſo wohl von der einen, als von der andern Art, erreicht die Höhe von ohngefähr ſechs Fuß, und iſt voller höckerichten Zweige. Ihre Blätter ſind breit und pyramidenförmig. Der Hauptſtengel iſt etwas röthlich, und ihre Wurzel, die einer Fauſt dick, breitet ſich ohngefähr einen bis anderthalb Fuß in der Runde aus. Die zwote Art unterſcheidet ſich von der erſtern dadurch, daß ihr Stengel ſehr ins Karmoiſin fällt, und ihre Wurzel ein Drittheil dicker iſt. Dieſe Anzeigen aber können doch einen Irrthum veranlaſſen, um ſo mehr, weil beyder ihre Wurzeln, wenn ſie auſſer der Erde ſind, oft an Farbe, Dicke und Länge einander ähnlich ſind; folglich können diejenigen, ſo ſie nicht genau von einander zu unterſcheiden wiſſen, ſich gar leicht in Anſehung derſelben irren. Folgendes Kennzeichen, wodurch die gute ſich von der andern unterſcheidet, iſt untrüglich. Diejenige, welche man in heiſſer Aſche bratet und mit Butter iſſet, und die nicht nur gut, ſondern auch unvergleichlich und dem Brodte vorzuziehen iſt, weil ſie

an Geſchmack den Kaſtanien ähnlich iſt, hat inwendig von einem Ende zum andern einen Faden, von der Dicke eines Federkiels, der, weil er zum Eſſen nicht taugt, herausgenommen werden muß. In der andern iſt eben dergleichen Faden befindlich, der aber nicht bis zur Hälfte der Wurzel reichet und nicht dicker iſt, als ein dicker Zwirnsfaden doppelt genommen: dieſes iſt das ungezweifelte Unterſcheidungszeichen, worauf man wohl merken muß.

So giftig auch leztere iſt, ſo machen dennoch die Kreolen und Indianer eine Art kleiner Kuchen aus derſelben, welche ſie folgendergeſtalt bereiten, um ihr ihre ſchädliche Eigenſchaft zu benehmen: Sie reiben dieſe Wurzel ganz roh, auf eine Art eines Reibeiſens *), und nachdem ſie den darin befindlichen Saft, in ein, bey den Karaiben gebräuchliches Gefäß **) ausgepreßt

*) Dieſes Reibeiſen iſt ein aus einer Wurzel oder dem Knie eines Baums verfertigtes Brett, in welchen kleine ſehr ſpitzige Stücke eines Feuerſteins eingeſchlagen ſind, die eine Art eines Reibeiſens vorſtellen.

**) Das Karaibiſche Gefäß (la couleuvre caraïbe) iſt ein cylindriſches Inſtrument, vier Fuß lang wenn es leer iſt, und vier bis fünf Zoll im Durchmeſſer. Es iſt aus geſpaltenen Rohrſtücken oder Palmblättern verfertiget, welche in Geſtalt von Beinkleidern geflochten ſind. Man drücket den Maniok während der Zeit daß ſelbiger in das Gefäß hinein gethan wird, welches den Durchmeſſer deſſelben ſehr vergröſſert, ſo wie es zu gleicher Zeit deſſen Länge vermindert, dahingegen das Gewicht, welches an deſſen Ende beveſtiget

gepreßt haben, ſo ſtellen ſie ſelbigen einige Stunden an die Sonne und machen daraus Kuchen, die ſie auf eiſernen Blechen backen oder braten, ſie bekommen alsdenn eine auſſerordentliche Weiſſe: man ißt ſie zum Nachtiſche und betrachtet ſie als ein fürtrefliches Gericht. Das erſtaunenswürdigſte hiebey iſt, daß weil dieſe Völker alles zu nutzen ſuchen, ſie ſo gar aus dem Safte dieſer ſchädlichen Pflanze, eine Kompoſition verfertigen, welche ſie Kaßiripo nennen, die eine Art eines Extrakts oder Koulis iſt, worin ſie eine hinreichende Portion indianiſchen Pfeffers, den wir *Capſicum* nennen, thun, um ihn zu verdicken; ſie miſchen ſolchen hiernächſt unter allerhand Arten von Brühen, um ihnen einen guten Geſchmack zu geben. In der That ſchmeckt auch nichts angenehmer und macht mehr Appetit als dieſes Koulis. Vermuthlich daß die Sonne und das Feuer bey der erſten Zubereitung den Saft der Pflanze austroknen und ihr den darin befindlichen Gift benehmen, und daß bey der zwoten der Pfeffer die Kraft hat, ſelbiges zu dämpfen. Dem ſey wie ihm wolle, weil mir verſchiedene meiner Freunde verſichert hatten, daß dieſes Koulis von fürtreflichen Geſchmack wäre, ſo wollte ich ſelbiges koſten; allein zwo Stunden lang wurde mein Mund dergeſtalt davon angegriffen, daß mir die Luſt vergieng, mich deſſen, wie ſie, zu bedienen; und ob mir gleich verſchiedene von den alten Pflanzern verſichert haben, daß man dieſe Wurzel, wenn ſie am Feuer bis zur gänzlichen Ausdörrung gebraten worden, ohne Gefahr genieſſen könnte, ſo iſt mir doch nicht

ſtiget wird, es verlängert, indem es deſſen Durchmeſſer kleiner macht, welches nicht anders geſchehen kann, als daß man den Saft ausdrücke.

nicht die Luſt angekommen, die Probe damit zu machen, nachdem ich mit dieſem entſezlichen Gift, ſo wohl in der Subſtanz, als abgezogen, folgende Proben gemacht habe.

Traurige Verſuche mit dem Safte der bittern Kaſſave.

I.

Ich habe einem Hunde, der drey Wochen alt war, eine Drachma (der achte Theil einer Unze) von dem friſch ausgepreßten Safte dieſer bittern Kaſſave verſchlucken laſſen; kaum hatte er ſolche im Magen, ſo wandte er auch viele, aber vergebene Mühe an, ihn wieder von ſich zu geben; zwo Minuten darauf taumelte er beſtändig von einer Seite zur andern, und hatte erſtaunende Beängſtigungen, auf welche Zuckungen folgeten, unter denen er, nach Verflieſſung von zwey und dreyßig Minuten, ſtarb.

II.

Ich that in ein Gefäß eine halbe Unze von dieſem Safte, und eine junge Katze, die von demſelben trank, ſchwoll ſo gleich, machte beynahe eben dieſelben Bewegungen als der Hund, und ſtarb nach zwölf Minuten.

III.

Eine größere Katze, welche fünf Theile einer Unze davon verſchlucket hatte, bemühete ſich aus äuſſerſten Kräften, wiewohl vergebens, ſelbige wieder von ſich zu geben; nach Verlauf von drey Minuten, wurden ihre Vorderfüße ſteif; ſie fieng an zu geifern, und nach achtzehn Minuten verrekte ſie an Zuckungen.

IV.

Ein Fleiſcherhund, den ich genöthiget hatte, anderthalb Unzen davon zu nehmen, fiel zwo Minuten darauf zur Erden, fieng entſezlich an zu heulen, und nachdem er nach ſtarkem Würgen endlich ſpie, wurde er dadurch ein wenig erleichtert; er richtete ſich auf, als wenn er davon laufen wollte; kaum war er aber auf die Füße, ſo fiel er wieder hin, wälzete ſich mit verdreheten und thränenden Augen hin und her; fieng darauf an zu geifern, und nach abermaligem Heulen, heftigen Zuckungen, und ſtarkem Abfluß des Urins und Ausleerung des Leibes, verreckte derſelbe nach Ablauf von zwey und dreyßig Minuten.

Ich öfnete alle dieſe Thiere, eines nach dem andern, und fand in ihren Magen dieſelbe Portion des Saftes, die ſie verſchlukt hatten, ohne einige Veränderung der Farbe deſſelben.

Ich bemerkte nicht die geringſte Veränderung in den Eingeweiden, keine Spur von Entzündung, auch keine Gerinnung in den Blutgefäßen: welches mich überzeugte, daß dieſes Gift überhaupt, wegen ſeiner groſſen Schärfe, nur allein auf die Nerven wirke; ſo bald alſo ſelbiges einmal im Magen gekommen, iſt der Tod unvermeidlich; falls man nicht ſeine Zuflucht zu folgendem Mittel nimmt, welches ich, wie man ſo gleich ſehen wird, probiret habe.

Ich band eine ſtarke und geſunde Katze veſt, und nöthigte ſie, anderthalb Unzen dieſes Safts hinterzuſchlucken; drey Minuten nachher hatte ſie groſſe Beängſtigungen; in der vierten Minute würgete ſie ſtark um zu ſpeien, aber ohne Erfolg, und ich bemerkte, daß ſie ſich, wenn ſie nicht angebunden geweſen

wäre,

wäre, eben ſo herum gewälzet haben würde, als die vorigen; ihr Magen fieng an zu ſchwellen, und ihre Hinterfüße wurden ſteif, worauf ein ſtarkes Geifern erfolgte. Ich gab ihr ſogleich eine Unze warmen Rübenöls ein, welches ſie bald hernach mit einem Theil des Saftes, wieder von ſich gab; weil ſie ſich hiedurch erleichtert fand, ruhete ſie ſich zwo Minuten aus, und fieng hierauf wieder an, den übrigen Saft auszuſpeyen; es erfolgte eine ſtarke Ausleerung der Gedärme; alsdenn band ich ſie los, und ſie lief aus allen Kräften davon.

Man ſiehet aus dieſer Erfahrung, daß es leichte ſey, jemanden der von dieſer Wurzel gegeſſen hat, zu retten. Was hiebey aber die größte Verwunderung erreget, iſt daß dieſes Gift nicht auf die Würmer wirket; denn als ich den Fleiſcherhund öfnete, fand ich in ſeinem Magen zwey große Würmer in dieſem Safte ſchwimmen. Ich nahm ſie heraus, und legte ſie in eine größere Menge, von ganz friſch ausgepreßtem Safte; ſie lebten darinn bis zum ſechſten Tage und nahmen ſogar in der Dicke über ein Drittel zu; weil aber der Saft nach Ablauf dieſer Zeit anfieng zu gähren und wäſſericht zu werden, ſo ſtarben ſie. Vermuthlich würden ſie länger gelebet haben, wenn ich ſie heraus genommen und in friſchen Saft geleget hätte; und an ſtatt daß er ihnen hätte ſchädlich ſeyn ſollen, würde er ihnen eher zuträglich geweſen ſeyn, weil ſie in demſelben ſtärker geworden waren.

Als ich ſahe, daß dieſer Saft ſich nicht länger halten wollte, gieng ich mit meinen Verſuchen noch weiter; und nahm mir vor, ein flüchtiges Alkohol aus demſelben, durch die Deſtillation zu ziehen. Ich nahm zu dem Ende funfzig Pfund von dieſem friſch

ausgepreßten Safte, ich that ihn in einen Deſtillir-Kolben, um einen Geiſt davon über zu treiben: die erſte Arbeit verſchafte mir drey Unzen flüchtigen Alkohols; ich nahm darauf eine andere Vorlage, und zog davon noch die vierte Unze ab, die nicht ſo flüchtig war; alsdenn trieb ich unter eben den Anſtalten noch die vierte Unze über, die ohne Geruch war; und erneuerte meine Verſuche.

Ich ließ einem jährigen Hunde, einen Theelöffel voll von den drey erſten Unzen herunter ſchlucken, der ſogleich ohnmächtig hinfiel, entſetzlich heulete und die heftigſten Zuckungen bekam, die mit einer häufigen Ausleerung des Urins begleitet waren, und er verreckte in weniger als fünf Minuten. Ich wollte meine Verſuche wiederholen, oder vielmehr fortſetzen, es fand ſich aber daß dasjenige, ſo ich bey der zwoten und dritten Arbeit erhalten hatte, im geringſten nicht giftig war: Ein Beweis, daß das Gift nur in den flüchtigen Theilen dieſes Pflanzenſafts vorhanden, und daß ſelbiges wenn es einem Thier, es ſey von welcher Art es wolle, eingegeben wird, ſo ſchnell und ſo heftig auf die nervigten Theile würke, daß es nach gerade die Bewegungen derſelben hemme, und den Tod verurſache.

Von dem Bau der Caſſave.

Dieſe beyde Pflanzen werden folgendergeſtallt gebauet. Ich habe oben geſaget, daß ſie ein Strauchgewächſe ſind. Man weiß aber nicht daß ſie aus dem Auge gezogen werden; man verfähret damit auf folgende Art.

Man macht einen Graben ohngefähr anderthalb Fuß lang und ſieben Zoll tief; man leget zwey Zweige

oder zwey Stücke von den Zweigen dieſes Strauches von achtzehn bis zwanzig Zoll lang, in demſelben dergeſtalt, daß das eine Ende aus der Erde hervorſtehet. Man bedecket ſie alsdenn mit der Erde die aus dem Graben genommen worden, und nach vierzehn bis funfzehn Monaten iſt dieſe Pflanze, wie ich gehöret habe, zu ihrer völligen Größe und Reiſe gediehen.

Von den Patatten.

Die Patatten ſind Früchte, die unſern Erdäpfeln ſehr ähnlich ſind. Es giebt drey Gattungen derſelben; weiße, rothe und gelbe, welche alle von verſchiedener Geſtallt ſind, rund, eyförmig oder mit zwey Hörnern oder Spitzen, die zwey bis fünf Zolle im Durchſchnitte haben; ihre Haut iſt dünne, eben und ohne Faden. Die rothen ſind inwendig, wie ihre äuſſere Haut, fleiſchfarbig; die weißen hingegen und die gelben haben eine graue Haut und ſind inwendig weiß oder gelb. Sie ſind die gewöhnliche Koſt der Schwarzen, die, weil ſie überhaupt leicht, auch leicht zu verdauen, dabey aber doch nahrhaft ſind.

Dieſe drey Arten vermehren ſich entweder durch das Auge, oder dergeſtallt, daß man die Frucht ſelbſt, in der Regenzeit in die Erde leget und bedecket ſie etwan vier Zoll hoch. Sie brauchen drey bis vier Monate um zur Reiſe zu gelangen, und ſie wollen einen ſehr leichten Boden haben. Gewöhnlicher Weiſe werden ſie mit Fleiſch gekochet und vertreten die Stelle des Brods. Die Indianer aber und die ſchwarzen Sklaven eſſen ſie die meiſte Zeit, im Waſſer gekocht oder gedämpft mit geräuchertem Fleiſche, und thun viel Piment daran, welcher ſo ſcharf iſt, daß er den Mund wund machet.

Von

Von dem Mais.

Der Mais oder das türkiſche Korn iſt eben- falls eine ſehr gute Nahrung für dieſe Nation, welche ſelbiges auf folgende Art bauet.

Wenn das Erdreich zubereitet iſt, begnügen ſie ſich damit, daß ſie mit einem kleinen Stock, Löcher in die Erde machen, in deren jedes ſie zwey oder drey Mais- oder Hirſe-Körner werfen; den letzteren ſäen ſie auf dieſelbe Weiſe, das Loch wird alsdenn mit Erde zugefüllet, indem man das zunächſt daran ſtoſſende zuſammendrückt. Man kann ſich kaum vorſtellen, wie ſehr das mit dieſem Korn gefütterte Flügelwerk, fett, derbe, und ſaftreich wird. Man füttert auch die Pferde damit; ſie werden aber keichend davon. Dieſe Völker röſten auch ganze Aehren davon, wenn ſie noch weich und voller Milch ſind, und eſſen ſie mit vielen Appetit.

Die weißen Kreolen machen aus dem Mehl ein fürtreflliches Tomton oder eine Art Boudin, welchen die Engländer Boudin nennen; den ſie alsdenn mit gepökelten Fleiſch, geräucherten Fiſchen, welchen ſie noch Okre *), eine ziemliche Menge Piment und andere dergleichen Gewürze hinzufügen; alsdenn eſſen ſie es nach Art der Indianer und der ſchwarzen Sklaven, ohne Löffel und Gabel, mit den bloßen Fingern. Welche Art zu eſſen, wie ſie meynen, ſolchen noch leckerer macht. Es möge indeſſen dieſe Art zu eſſen die angebliche Güte deſſelben erhöhen wie ſie wolle, ſo iſt dennoch gewiß daß ſelbige hinreichend iſt, jemanden die Luſt, ihr Gaſt zu ſeyn, zu benehmen.

*) Die Bedeutung hievon ſehe man in dem Hauptſtück von den Küchenkräutern.

Von ihrem Getränke.

Es iſt gewiß, daß die Ausſchweifung im Trinken bey dieſen Völkern jederzeit im Schwange geweſen; ſie trinken übermäßig: wenn ſie ſo trunken ſind, daß ſie von ihren Sinnen nicht wiſſen, ſuchen ſie ſich zum ſpeien zu reizen, damit ſie von neuem wieder anfangen können. Das gewöhnliche Getränke der Indianer wird auf folgende Weiſe bereitet. Sie thun in einem, von den großen Töpfen, von welchen ich oben erwähnet habe, verſchiedene Kuchen von Caſſave, Patatten und bittere Pomeranzen, laſſen ſolche mit einer gewiſſen Menge Waſſers einige Tage lang gähren, und ſchlagen ſelbige durch ein Sieb, ehe ſie es brauchen. Man hat mich verſichert, daß dieſes Getränke, ob es gleich ſehr angenehm iſt, doch ſtark genug ſeyn ſoll um ſich zu berauſchen.

Achtes Hauptſtück.

Von ihrer Religion, ihren Heyrathen, der Niederkunft ihrer Weiber, von den in dieſem Lande gebräuchlichen Arzneymitteln, und von ihren Begräbniſſen.

Von ihrer Religion.

Die Religion dieſer Völker, falls ſie eine haben, iſt ein Geheimniß, das ſich nicht leicht entdecken läſſet. Mir iſt aber zuverläßig bekannt, daß ſie überhaupt von dem Chriſtenthum nichts wiſſen wollen: ſie ſind insgeſammt Götzendiener. Sie beten den Mond, die Sonne, die Sterne, und ſogar allerhand Arten Thiere an: und ſo viele Mühe man ſich auch gegeben hat, ihnen andere Religionsbegriffe beyzubringen, ſo haben doch weder Vernunftſchlüſſe, noch auch Gewalt bey ihnen etwas ausrichten können.

Von ihren Heyrathen.

Ihre Heyraths-Gebräuche ſind ſehr einfach; denn es iſt genug, daß derjenige ſo ein Mädgen heyrathen will, ihr ſeine ganze Jagd, und ſeinen Fiſchfang welchen er in einem Tage gemacht, hinbringe; nimmt ſie dieſes Geſchenk an, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie ihn heyrathen will: alsdenn bereitet ſie ihm das Abend-Eſſen und bringt es ihm in ſeine Hütte (Carbet); hierauf begiebt ſie ſich wieder nach Hauſe: indeſſen kommt ſie doch den folgenden Tag wieder, um die Zeit ihrer zu vollziehenden Heyrath veſt zu ſetzen.

 Der

Der künftige Ehemann ſtellt während der Zeit mit ſeinen Verwandten und beſten Freunden große Jagdten und Fiſchfänge an. An dem Hochzeitstage, geht der Bräutigam zu ſeiner Braut, um ihr zu ſagen: Ich habe euch zu meiner Frau auserſehen; mehr braucht es nicht, und ſie geht ſo gleich mit ihm. Dieſes iſt die Urſache, wie ich glaube, warum ſie gemeiniglich ihre nächſte Anverwandtin heyrathen, nemlich ihre Muhme oder Geſchwiſter-Kind. Der wenigen Vorſicht ohngeachtet, welche ſie bey ihren Heyrathen nehmen, ſind die Weiber dennoch zu einem knechtiſchen Gehorſam verbunden. Die Männer üben eine unumſchränkte Gewalt über ſie aus, und ſie ſind nur der erſtern Sclavinnen; dies iſt ohne Zweifel eine Folge von dem Geiſte der Freyheit, der unter dieſem Volke herrſchet, welches alles verabſcheuet, was dieſe Freyheit im geringſten einſchränket. Die Männer mögen daher ihre Weiber noch ſo ſehr lieben, ſo berechtiget ſolches letztere im geringſten nicht, ihnen weniger Ehrfurcht zu bezeigen; indeſſen mögen ſie ſich dieſer vermeintlichen Pflichten entledigen wie ſie wollen, ſo ſind ſie dennoch nicht ſicher dabey, weil ſie Tagtäglich dem Eigenſinn ihrer Männer ausgeſetzt ſind, welche, wie oben erwähnet worden, ſehr unbeſtändig und weil dieſe, ſo bald es ihnen einfällt, oder bey dem geringſten Argwohn einer Untreue, berechtiget ſind, ſie wieder zurück zu ſchicken, oder ſie wohl gar zu tödten, ohne weitere Umſtände zu machen, oder ohne befürchten zu dürfen, daß ſie deshalb zur Verantwortung gezogen oder beſtrafet werden mögten.

Die Vielweiberey iſt daher bey ihnen unbekannt, weil es ihnen frey ſtehet, ſich nach Gefallen von ihren Weibern zu ſcheiden, oder ſie aus dem Wege zu räumen,

men, und ſo gleich wieder eine andere zu nehmen. Die einzige Achtung die ſie für ihre Weiber haben, iſt, daß ſie ihnen, wenn ſie von ihren Feldzügen zurück kommen, die Schädel-Haut der von ihnen erlegten Feinde zum Zeichen ihres Sieges mit bringen, damit ſie ſich damit ſchmücken und ſolchergeſtallt ihre Siege bekannt machen mögen, welches aber mehr ein Zeichen des Hochmuths und der Eitelkeit, als der Liebe zu ſeyn ſcheinet.

Ein Indianer mag ſeine Frau noch ſo ſehr lieben, ſo hat dieſe doch niemahlen das Vergnügen mit ihm zu ſpeiſen. Vielmehr muß ſie ihm erſt bey Tiſche aufwarten, und alsdenn geht ſie hin, um mit ihren Kindern zu eſſen. Die oben erzälte Art der Indianer zu eſſen, reizet zwar nicht den Appetit, doch iſt es ein Vergnügen mit anzuſehen, wie ſie bey ihren Mahlzeiten, gleich den Affen, auf ihren Hintern niederſitzend ſehr begierig freſſen, ohne ein Wort dabey zu ſprechen. Sie haben übrigens keine gewiſſe Stunde zu ihren Mahlzeiten, ſondern ſie eſſen wenn ſie hungrig, und trinken wenn ſie durſtig ſind.

Von den Niederkünften ihrer Weiber.

Um einen deutlichen Begriff von dem knechtiſchen Zuſtande dieſer armen Weiber, und folglich von der Eitelkeit ihrer Männer zu geben, iſt noch zu bemerken; ſo bald eine Neger-Frau ihr Kind zur Welt gebracht hat, eilet ſie nach den nächſten Fluß oder nach der nächſten Kreeke, um ſelbiges zu waſchen; und ſie ſelbſt wäſcht ſich in demſelben den ganzen Körper; während der Zeit legt ſich der Vater des Kindes in der Hangematte, bleibt darin ſechs Wochen lang um ſich von der vermeintlichen Arbeit auszuruhen, die er

bey der Geburt dieſes Geſchöpfes gehabt hat; und dieſe Zeit über, muß die Sechswöchnerin alle Hausarbeit beſorgen. Man beſucht ihn während dieſer Zeit, und man ſaget ihm, daß man vielen Antheil an ſeinen Beſchwerlichkeiten nehme. So viel iſt gewiß, daß die Weiber leichte Niederkunften haben; und bey der geringſten ſich zeigenden Schwürigkeit nehmen ſie ihre Zuflucht zu dem Safte eines gewiſſen Baums der ihnen bekannt iſt, der ihre glückliche und geſchwinde Entbindung erleichtert.

Von der Art ihre Kinder zu ſäugen.

Sie ſäugen ihre Kinder bis in den achten oder zehnten Monat, ſie wickeln und wiegen ſie aber niemahls; vielmehr legen ſie ſelbige während ihren Hausgeſchäften auf der bloßen Erde, woſelbſt dieſe kleine Geſchöpfe herumkriechen und ſich nach Gefallen im Sande herumwälzen; weil ſie der Meynung ſind, daß dieſes die rechte Art ſey, ſie zeitig abzuhärten, und ihnen einen ſo ſtarken Körper zu verſchaffen, als ihre Väter haben: ſo bald ſie ſich auch nur ein wenig halten können, werden ſie von ihren Müttern auf dem Rücken getragen, wo ſie ſich vortrefflich anzuklammern wiſſen, oder ſie tragen ſelbige auf dem Arm, daß der eine Fuß auf der einen Seite und der andere auf der andern herunter hänget. Neben der Milch ſo ſie ihnen reichen, geben ſie ihnen auch von allen was ſie ſelbſt eſſen. Dieſer anſcheinenden wenigen Vorſorge ohngeachtet, werden dieſe Kinder niemahlen bucklicht, ſchief, noch hinkend. Und ich kann verſichern, daß während meinem Aufenthalt in Surinam, ich keinen verwachſenen oder ungeſtalteten Indianer, weder männlichen noch weiblichen Geſchlechts geſehen habe. Dieſes beweiſet, daß dieſe Art, die Kinder zu

erziehen, der Europäer ihrer bey weiten vorzuziehen iſt, weil man bey uns eine Menge entweder ungeſtalteter Menſchen, oder ſolche antrift, die nicht die geringſte Strapazen ausſtehen können.

Von der Erziehung der Kinder.

Wenn ſie zu einem gewiſſen Alter gelanget ſind, werden ſie in der Abgötterey ihrer Väter erzogen, und man präget ihnen zu gleicher Zeit gegen letztere die tiefeſte Ehrfurcht ein, und weiſet ſie zur genauen Erfüllung ihrer Pflichten gegen ſie an, und daß ſie ſelbigen bey ihren Arbeiten beyſtehen müſſen; welche Pflichten ſie auch auf das vollkommenſte erfüllen.

Wir ſehen zwar dieſe Völker als wilde an; wir müſſen uns ſelbige aber nicht als Thiere ohne Geſellſchaft und ohne Policey vorſtellen.

Sie leben in der That in einer vollkommenen Freyheit, und fürchten nichts ſo ſehr als die Abhängigkeit. Die Knechtſchaft, von welcher Seite man ſie ihnen auch vorſtellen mag, iſt ihnen jederzeit gehäßig, und ſie wagen alles in der Welt, um ſich davon zu befreyen; dem ohngeachtet treten ſie in freyen Gemeinheiten zuſammen, und erkennen, der Ordnung wegen, Oberhäupter, auf die Art, wie ich oben erwähnet habe.

Von ihren Arzney-Mitteln.

Die Mäßigkeit dieſer Völker bewahret ſie für die meiſten unter uns bekannte Ungemächlichkeiten, wenn man das hohe Alter davon ausnimmt, welches ſie nöthiget in ihren Hamaks zu bleiben; wenn ihnen etwas zuſtöſſet, welches doch ſelten geſchiehet, ſind ſie ihre eigene Aerzte, und ſie bedienen ſich keiner andeE 5 ren

ren Arzneyen, als gewiſſer Oele, die ſie innerlich nehmen, und eines fürtrefflichen Balſams, den man Racaciri nennet.

Von dem Racaciri-Baum.

Dieſer Balſam kommt von einem Baum aus der Gegend des Amazonen-Fluſſes; man machet Einſchnitte in denſelben nnd läßt ihn in Kalebaßen laufen. Er iſt ein allgemeines Mittel wider alle friſche Wunden und auch alte Schäden, wenn man ſelbigen als ein Pflaſter, ſo heiß als möglich aufleget. Auch iſt derſelbe ſehr gut für die Bruſt, und ein untrügliches Mittel wider den weißen Fluß und alte Saamenflůſſe.

Von dem Gummi Kopal.

Nicht weniger dienet ihnen das Gummi Kopal als ein beſonderes Mittel gegen den Durchlauf. Dieſes Gummi wird aus dem Stamme eines ſehr dicken Baums, Loms *) genannt, durch darinn gemachte Einſchnitte gezogen, die Blätter deſſelben ſind lang, ziemlich breit und ſpitzig, ſeine Früchte gleichen ſehr unſeren Gurken. Das Gummi iſt hart, gelb, glänzend und durchſichtig, und ins Feuer geworfen hat es den Geruch vom Oliban oder von der Myrrhe: es iſt erweichend und auflöſend, und man bedienet ſich deſſelben als eines der beſten Firniſſe. Aus dem Holze dieſes Baumes wird allerhand ſchöner Hausrath, als Tiſche, Schränke, Schenken, u. ſ. w. verfertiget; es iſt aber ſehr theuer.

Das hohe Alter dieſer Völker und die Geſundheit, der ſie bis zur gänzlichen Abnahme ihrer Kräfte genieſſen

*) Oder Koubrarill, bifolia pyramidata.

nieſſen, veranlaſſen mich das hier zu wiederholen, was ich im dritten Hauptſtücke von dem Nutzen geſaget habe, der aus dem Aushauen der Wälder in der Gegend der Stadt Paramaribo entſtehen würde; weil wahrſcheinlicher Weiſe die öftere Veränderung ihrer Wohnungen, wovon ich im fünften Hauptſtück Meldung gethan habe, ſich darauf beziehet. Und dieſes führet mich ohnvermerkt auf ihre Begräbniſſe, von welchen ich noch etwas ſagen muß, ehe ich ihre Reiſen, ihre Kriege, ihre Luſtbarkeiten und ihre Handlung beſchreibe.

Von ihren Begräbniſſen.

Durch das Abſterben eines Indianers wird nicht nur deſſen ganze Verwandſchaft, ſondern auch die ganze Gemeine in Trauer geſetzet. Ihre Begräbniſſe geſchehen zwar ohne viele Zubereitungen und Ceremonien, aber mit vielen Merkmalen der Traurigkeit, weil ſie dabey ohne Unterlaß ſchreyen und entſetzlich heulen. Das erſte bey der Beerdigung iſt, daß man den todten Körper wäſcht; er wird alsdenn mit einem gewiſſen Oel gerieben; hierauf bindet man ihm mit einem Stricke die Arme zwiſchen den Knien, dergeſtallt, daß der Kopf auf die beyden Hände ruhen könne, welche zum zweytenmahle zuſammen gebunden werden; ſodann wird derſelbe in einen Sack von neuer Leinewand geſtecket, und in der Hütte, in welcher er geſtorben iſt, begraben. Neben ihm werden alle ſeine Krieges-Rüſtungen geleget, weil man glaubt, daß er ſie ſämmtlich in jener Welt brauchen werde.

Neuntes Hauptſtück.

Von ihren Reiſen, ſo wohl zu Waſſer, als zu Lande. Von ihren Kriegen, ihren Tänzen und ihrer Handlung.

Wenn man ſich an dasjenige erinnert, was ich im fünften Hauptſtücke von der Unbeſtändigkeit dieſer Nation geſagt habe, ſo wird man ſich nicht über ihre groſſe Luſt zum Reiſen wundern.

Von ihren Reiſen.

Da die Kolonie Surinam von vielen Flüſſen und beſonders von ſogenannten Kreeken durchſtrömet wird, und da ſie an vielen Inſeln grenzet, als an Kayenne, Berbice, Braſilien, an den Küſten der Amazonen und dem ſpaniſchen Beſitzungen, ſo können dieſe Völker nicht anders zuſammen kommen, um mit einander Unterhandlung zu pflegen, nämlich um ihre Waaren gegen einander abzuſetzen, als daß ſie ihre Reiſen auf Pirogen oder Kähnen verrichten. Sie verſäumen niemahlen ihre Hangematten, und ihre Bogen und Pfeile zur Jagd und zum Fiſchfange mit ſich zu führen; denn um ihren Lebens-Unterhalt bekümmern ſie ſich im geringſten nicht; ſondern überlaſſen der Vorſicht, ihnen ſolchen zu verſchaffen. Thun ſie aber groſſe Reiſen, ſo führen ſie einigen Vorrath an Fleiſch und gedörreten Fiſchen, die ſie mit Pfeffer ſpeiſen, imgleichen Kuchen von Kaſſave ſtatt des Brodtes, mit ſich.

So bald die Sonne untergegangen iſt, treten ſie ans Land, und beveſtigen ihre Hangematten an zwey Bäumen, bedecken ſie mit Blättern, um darinn bis an den folgenden Morgen bey Sonnen-Aufgang auszuruhen, alsdenn ſie ihre Reiſe fortſetzen. Ihre Weiber und Kinder begleiten ſie auf ihren Reiſen, falls ſie nicht an den Orten wo ſie ihr Nachtlager halten müſſen, eine Wirthſchaft anzutreffen glauben.

Des Rechnens unerfahren, dienen dieſen Leuten, die an einem langen Strick oder Bindfaden gemachte Knoten, ſtatt aller Rechnungen.

Zuweilen reiſen ſie aber doch zu Lande, und alsdenn gehet das Haupt der Geſellſchaft, welcher ſich durch ſeinen Anzug von den übrigen unterſcheidet, immer voran; müſſen ſie durch Waldungen reiſen, ſo unterläßt er nicht, mit einem Meſſer-Zeichen an den Bäumen, bey welchen ſie vorbey müſſen, einzuſchneiden, damit ſie bey ihrer Zurückkehr ſich nicht verirren mögen. Uebrigens beſitzen ſie eine auſſerordentliche Geſchicklichkeit, den Fusſtapfen dererjenigen, welche durch eine Gegend gekommen ſind, auch da zu folgen, wo kein anderer, als ſie, dergleichen jemals entdecken würde.

Von ihrer Sprache.

Die Sprache dieſes Volkes iſt ſo verſchieden, bey einer jeden Nation, daß öfters nahe aneinander wohnende Indianer ſich nicht verſtehen. Indeſſen verſichert man, daß ſie eine allgemeine Sprache haben, die faſt alle verſtehen, oder wenigſtens das Haupt eines jeden Dorfes oder einer jeden Gemeine.

Von ihren Kriegen.

Wenn das Haupt einer Gemeine einige Urſachen hat, eine andere Nation zu bekriegen, ſo berufet er vorher die Hauptleute ſeiner Gemeine zuſammen. Zu dem Ende ſtellet er ein groſſes Gaſtmal an, und nachdem ſie ſich alle voll getrunken haben, entdecket er ihnen die Urſache derjenigen Beſchwerden, die er gegen die Nation hat, die er anzufallen Willens iſt. So bald die Gäſte ſelbige billigen, ſchwärzen ſie ſich den ganzen Körper mit Genipa, ſchmücken ſich mit rothen Papagey-Federn, von welchen ſie ſich Kronen und Gürtel verfertigen; und in dieſem kriegeriſchen Aufzuge begeben ſie ſich an einen Ort, wo ſie einer nach dem andern, ehe ſie zum Streite gehen, ſich mit ihren Krieges-Tänzen beluſtigen; und hier beſingen ſie den Ruhm ihrer Vorfahren und ihren eigenen. Sie rühmen zum voraus die Heldenthaten die ſie verrichten wollen; ſie beklagen ſich über das von ihren Feinden erlittene Unrecht; endlich betheuren ſie, daß ſie gezwungen worden, ſich zu rächen. Mit ihren Tänzen hat es folgende Beſchaffenheit. Sie haben keine andere Inſtrumente, als Flöten und Schellen.

An ihren drittehalb Fuß langen Flöten iſt nur ein einziges Loch befindlich, und ſtatt des Mundſtücks haben ſie ein Röhrlein, wie die Schalmeyen, und daher geben ſie auch nur einen einzigen Ton an.

Die Schellen ſind von ausgehöleten Steinen einer Frucht gemacht, die Abusi heißt *), welche ſie ziemlich

*) Der Baum woran ſie wächſet, heißt auch daher der Schellenbaum. Cerbera Ahovai Linn. ſp. Pl. p. 303. und Weinmann Tab. 577. A. d. U.

ziemlich nahe eine an die andere beveſtigen, damit ſelbige, wenn ſie geſchüttelt werden, ein gewiſſes Geräuſche machen, welches mit dem Schall oder Klang einer kleinen Glocke oder einer Schelle nicht wenig Aehnlichkeit hat.

Von ihren Tänzen.

Ihre Tänze ſind gewiſſermaßen nichts anders, als ein Herumgehen. Wobey ſie mit den Füſſen auf die Erde ſtampfen, und dabey von einer Seite zur andern taumeln, wie Trunkene zu thun pflegen; dieſes dauret wohl fünf bis ſechs Stunden lang unausgeſetzt. Man muß aber ein Indianer ſeyn, um dergleichen gewaltige Bewegungen aushalten zu können.

Von ihrer Handlung.

Ich komme nun wieder auf ihre Handlung, die mit der von ihnen ſelbſt verfertigten Menge von Waaren im Verhältnis ſtehet. Dieſe beſtehen in Hangematten, irdenen Gefäßen, Körben und Pagalen, hiernächſt in dem Abſatz ihrer Waffen, allerhand ſeltenen Thieren, Racaciri-Balſam und Schildkröten, von welchen ich ſo gleich, wegen der Geſchicklichkeit der Indianer, ſie zu fangen, reden werde. Sie vertauſchen auch alle dieſe Waaren an die Europäer, gegen alles, was ſie brauchen, oder was ihnen zu ihren Fabriken nöthig iſt: und man ſchlüſſet öfters mit ihnen einen vortheilhaften Handel, weil ſie gemeiniglich nicht den innern Werth ihrer Tauſchwaaren kennen.

Ich habe nunmehro alles erzählet, was dieſe Völker angehet, ich will alſo dieſes Hauptſtück meinem Verſprechen gemäß, damit endigen, daß ich noch etwas von der Art die grünen Schildkröten zu

fangen,

fangen, ſage; und in dem folgenden werde ich von den Europäern handeln, die in dieſer Kolonie wohnhaft ſind, ehe ich von den ſchwarzen Sclaven ausführlicher rede.

Von der Art die Schildkröten zu fangen.

Um ſich einen Begrif zu machen, auf was Art die Indianer die See-Schildkröte fangen, ſo iſt zu bemerken, daß wenn dieſe ſich an das Land begiebt, um ihre Eyer in dem Sande zu legen, ſie ſelbige alsdenn auf den Rücken legen, weil ſie wohl wiſſen, daß ſie ſich nicht wieder umwenden kann; denn es giebt einige darunter, die von zwey bis zu fünf Fuß lang, und zwey bis drey Fuß breit ſind, und die bis vier hundert Pfund wiegen; überdies iſt die Schale ihres Rückens ziemlich flach, und hindert ſie alſo, ſich von ſelbſt wieder umzuwenden. Karets nennet man eine andere Art von Schildkröten, deren Schale von Werth iſt, deren Fleiſch aber nicht viel taugt. Weil ihr Rücken rund, und ſie ſehr lebhaft iſt, ſo beweget ſie ſich ſehr ſtark, und wälzt ſich ſogleich wieder herum auf den Bauch.

Von dieſen jetzt erwähnten großen Schildkröten leget eine einzige an drey hundert Eyer, die von der Größe eines gewöhnlichen Balls und eben ſo rund ſind; ihre Schale gleichet einem naßgemachten Pergament; man bemerket in denſelben jederzeit einen kleinen leeren Raum, und das Weiße derſelben erhärtet niemals: dahingegen das Gelbe wie bey den Hünereyern durch das Kochen hart wird, und ſehr wohlſchmeckend iſt.

Dieſe iſt die beſte zum eſſen; ihre Schale taugt aber zu nichts. Sie frißt das Gras unterm Waſſer, woſelbſt

woſelbſt ſie ihren gewöhnlichen Aufenthalt hat, und iſt nicht genöthiget, ihrer Nahrung halben, ſich ans Land zu begeben. Sie findet ſelbige auf den Wieſen, die auf dem Grunde des Meeres ſind, längs den an Surinam gränzenden Küſten; das Waſſer iſt in dieſen Gegenden gar nicht tief, ſo, daß man bey ſtillem Meere und heiterem Wetter dieſen grünen Boden ohne Mühe wahrnimmt, und die Schildkröten auf demſelben herum gehen ſiehet.

Das Fleiſch von einer einzigen dieſer Schildkröten iſt hinreichend wohl achtzig Perſonen ſatt zu machen, und es iſt ſo wohlſchmeckend als das beſte Kalbfleiſch, wenn es nur friſch iſt: Gekocht iſt es mit einem gelbgrünen Fett durchwachſen.

Man fängt ſie nur vier Monathe im Jahr, nämlich im Hornung, März, April und May. Die weißen Kreolen unterſcheiden zwo Arten von Fleiſch an dieſem Thiere; ein gröberes und ein feineres, welches letztere das ſchmackhafteſte an demſelben iſt. Sie nennen es Kalpé und bereiten es folgendergeſtalt.

Von dem Kalpé und der Art es zu bereiten.

Sie laſſen dieſes feine Fleiſch an der Schale ſitzen, und beizen dieſe eine ganze Nacht hindurch, in Limonien-Saft, wodurch es veſter wird; alsdenn braten ſie ſelbiges in der Schale in einem Backofen, und thun eine Brühe daran, von den Eyern, dem Fette, dem Eingeweide dieſes Thieres und andern Sachen, die ich nicht kenne, die aber theuer ſind; und bey dieſer Gelegenheit findet das gemeine Sprichwort ſeine gute Anwendung: daß die Brühe beſſer iſt als der Fiſch; denn ein dergleichen Gericht koſtet an die zwanzig holländiſche Gulden.

Gemeiniglich verkaufen die Indianer dieſe Schildkröten an die Fleiſcher, und wenden ſich in dieſer Abſicht meiſtentheils an die Dolmetſcher der letztern, die in holländiſcher Sprache *Bokke-ruiters*, im Franzöſiſchen aber *Troqueurs* oder Tauſcher genennet werden, weil die Weißen gewöhnlicher Weiſe dieſes Amt zu übernehmen pflegen.

Von der Karet-Schildkröte.

Die Karet-Schildkröte iſt ganz verſchieden von der vorigen: Das Weibgen leget ſeine Eyer nicht in den Sand, ſondern in den Kies-Sand, in welchem die meiſten kleinen Kieſel befindlich ſind.

Ihr Fleiſch iſt freylich nicht ſehr angenehm, ihre Eyer hingegen ſind niedlicher zu eſſen, als der vorhergehenden ihre: Auch wird ihre Schale ſehr geſucht, nicht allein weil ſie von mehrerer Güte iſt, ſondern weil man ihr auch, die einem jeden beliebige Geſtalt geben kann, nachdem ſie vorher in heißem Waſſer erweichet, und in eine Form geleget worden, deren Geſtalt ſie ſo gleich annimmt, und ſich hernach wieder verhärtet.

Das einzige Merkwürdige, was ich noch von den Indianern hier anzuführen habe, iſt: daß ſie, ſo wohl Männer als Weiber, im Waſſer oder für das Waſſer geſchaffen zu ſeyn ſcheinen; wenn ſie mit ihren Pirogen in der See umwerfen, welches zuweilen geſchiehet, wenn ſie zu ſtark ſegeln, oder trunken ſind, ſo verlieren ſie nichts von ihrer Ladung; Sie ſind im Schwimmen ſo geübt, daß die Kinder, welche die Mütter an ihrer Bruſt haben, gar keine Gefahr laufen, während der Zeit, daß die Männer ihrer Seits im Waſſer beſchäftiget ſind, den Kahn wieder um zukehren, oder das darinn befindliche Waſſer wieder auszuſchöpfen.

Zehntes

Zehntes Hauptſtück.

Von den gemeinſchaftlichen Gebräuchen der zu Paramaribo wohnhaften Europäer, und von ihrer Handlung.

So ſehr man auch in verſchiedener Abſicht genöthiget iſt, in einem Lande, wo man ſich aufhält, gewiſſen daſelbſt üblichen Gebräuchen ſich zu unterwerfen, ſo iſt man doch gemeiniglich von den Vorzügen der ſeinigen dergeſtalt eingenommen, daß man ſelbige nicht gern völlig ableget, beſonders wenn man dort die Oberhand hat. So iſt der Menſch geartet. Er ſuchet vielmehr wenn er kann, den Geſchmack und den Willen derjenigen, mit welchen er ſich verbindet, oder die er ſich unterwürfig machet, zu unterdrücken.

In dieſer Vorausſetzung muß man nicht erwarten, daß die **Europäer** in **Surinam**, ſo wie die **Karaiben** leben, ob gleich diejenigen, welche ſich zuerſt aus unſerem Welttheile in jenem Lande niedergelaſſen haben, ſich der bäuriſchen Einfalt dieſer Völker, um ſie zu gewinnen, gleich geſtellet haben. Es iſt ein Irrthum, wenn manche Leute ſich einbilden, daß man dort einen verdorbenen Geſchmack habe, ſo wohl in Anſehung der Nahrung, als der Speiſen. Alles was man ſagen kann, iſt, daß daſelbſt eine erlaubte Freyheit herrſchet, die wir in unſeren großen Städten nicht kennen, und daß man dort nicht gezwungen iſt, ſich den ganzen Tag zu putzen. Der Bürger, ſo wie der Pflanzer *), auch ſelbſt wenn ſie in Geſell-

*) Dieſen Namen leget man allen denenjenigen bey, welche Plantagen beſitzen.

ſchaft gehen müſſen, können daſelbſt in einer weißen Weſte, mit einer weißen baumwollenen Mütze auf dem Haupte und einen Huth darüber, erſcheinen.

Dieſes iſt ſogar ſeine gewöhnliche Kleidung, wenn er nicht einen Beſuch der mit Gepränge verknüpft iſt, oder bey einer vornehmen Perſon, abzulegen hat. Der Künſtler iſt eben ſo gekleidet, wenn er an einem Orte verlanget wird, und jedermann lebet daſelbſt ohne Zwang, ausgenommen das Frauenzimmer, welches ſich dadurch, daß es zu gefallen ſuchet, dieſer Gemächlichkeiten beraubet. Man kann es ihm aber vergeben, und niemand verarget es demſelben. Sie ſind es auch nicht allein, welche die neuen Moden, die aus Europa dorthin, ſo wohl für Manns- als Frauens-Perſonen gebracht werden, faſt eben ſo geſchwinde, als ſie erfunden werden, nachahmen; und die ein jeder meiner obigen Erklärung ohngeachtet, nach ſeinem Geſchmack mit Zierlichkeit und Pracht anzubringen ſuchet. Denn man ſuchet keine Ehre darinn, daß man beſtändig im nachläßigen Anzuge gehet: eine angemaßte Freyheit überhaupt, macht kein Geſetze.

Daß man ſich dort eben ſo gut putzet, als in Europa, und daß die Pracht daſelbſt eben ſo herrſchet, ſolches beweiſen die in der Stadt in großer Anzahl vorhandene, mit allerhand Waaren angefüllte Kaufmanns-Laden und Vorrathshäuſer. Man hat Tücher, Sammet, ſeidene Zeuge, goldene und ſilberne Treſſen; kurz es fehlet ihnen an nichts, aber es iſt alles ſehr theuer, weil ſie keine Manufakturen haben, und weil alles von auswärts kommt.

Es fehlet ihnen dort auch nicht an einer guten Tafel, ob ſie gleich ſehr koſtbar im Vergleich mit Europa

zu

zu unterhalten iſt, wie ich ſolches durch die ſogleich zu machende Beſchreibung auſſer Zweifel ſetzen werde. Da aber die Geſchäfte dort nach eines jeden Geſchicklichkeit vertheilet werden, ſo iſt der Verdienſt aldort auch ziemlich beträchtlich, um dadurch das Leben angenehmer zu machen.

Vom Preiſe der Lebens-Mittel.

Man findet bey den Fleiſchern zweymal in der Woche, Rindfleiſch, das Pfund zu zehn Stüver, Hammelfleiſch zu zwölf, und Schweinefleiſch zu ſechs Stüver; das Kalbfleiſch iſt dort ſehr ſelten; und ein Pfund Brod koſtet fünf Stüver.

Flügelwerk, welches dort vor allem auf dem ganzen Erdboden den Vorzug hat, findet man nach Beſchaffenheit der Jahreszeiten jederzeit häufig auf dem Markte. Die Kapaunen beſonders gedeihen in dieſem Lande zu einer auſſerordentlichen Größe, und das Stück gilt gemeiniglich dreyßig Stüver, ein Huhn funfzehn, eine Ente zwanzig Stüver, und ein Puter zehn bis zwölf Gulden, und ſo das übrige.

Die Flüſſe haben einen Ueberfluß an allerhand und fürtrefflichen Fiſchen; ſie werden aber dadurch ziemlich theuer gemacht, daß verſchiedene Leute in der Stadt Neger-Sclaven halten, welche Fiſcher ſind, um damit zu handeln.

Ob man gleich keine Weinleſen im Lande hält, ſo wird doch deshalb nicht weniger und nicht ſchlechterer Wein von allerhand Arten daſelbſt getrunken. Die Einwohner haben, in Anſehung dieſes Punkts, eine eben ſo feine Zunge, daß ſie kein Geld ſparen, um die beſten Weine zu haben; und wenn man hiezu noch

rechnet, was ein Pflanzer aus ſeinem Hofe nimmt, der immer überflüßig mit dem beſten Flügelwerk, ſo wie ſeine Ställe mit dem beſten Vieh, verſehen ſind, ſo wird man geſtehen müſſen, daß in dieſem Lande, ſo wie anderwärts, die Theurung nur die Armen drücket. Denn er hat alles bey der Hand, um die überflüßigſte und die koſtbarſte Tafel damit zu verſehen; der Pracht nicht zu erwähnen, mit welcher er durch eine große Anzahl Sclaven (bey Tiſche) bedienet wird; wodurch der geringſte Privatmann ſich vollends das Anſehen eines großen Herrn giebet: denn die Pflanzer ſind es nicht allein, die dergleichen haben, es kommt hier nur auf die Menge derſelben an.

Hiezu kommt noch, daß, da ihre Wäſcherinnen, von welchen ich unten reden werde, es allen Europäiſchen zuvor thun, das Leinenzeug, ſowohl was das Tiſchzeug, als die Leibwäſche anbetrift, blendend weis iſt. Man treibt es in dieſem Stücke bis zur äuſſerſten Pracht; Man hat alſo den Einwohnern, auch in Anſehung der Reinlichkeit nichts vorzuwerfen.

Um aber wieder auf die Tafel zu kommen, ſo muß man auch das **Wildpret** hier nicht vergeſſen, woran bey den Mahlzeiten der Pflanzer kein Mangel iſt, weil dieſe nur allein eigene Jäger halten. Wenn ſelbiges ſeltener bey den Bürgern gefunden wird, ſo kommt ſolches nicht daher, daß die Jagd dort nicht ergiebig, oder daß nicht einem jeden zu jagen erlaubet ſey; ſondern weil ſelbige zu beſchwerlich iſt, und daher ſich nur für die Neger und Landes=Eingebohrnen ſchicket. Man ſpeiſet alſo nur Wildpret in der Stadt, wenn die Indianer von ohngefähr dergleichen zum Verkauf bringen, welches nicht ofte geſchiehet.

Von

Von den Hülſenfrüchten kann man ſich leicht vorſtellen, daß ſie unter einem heißen und feuchten Himmelsſtriche, ſo wie ich ſelbigen beſchrieben habe, im Ueberfluß vorhanden, und daß die Küchengärten mit allerley Gattungen derſelben zu allen Zeiten angefüllt ſeyn müſſen, weil alle Jahres-Zeiten ſich zu deren Anbau, ſo wie zu deren Wachsthum und Zeitigung ſchicken, wenn man ſich nur irgend einige Mühe deshalb geben will, zumal da man Sclaven dazu hat, welche zu den härteſten Arbeiten aufgeleget ſind. Ich behalte mir indeſſen vor, hievon in einem beſonderen Artikel weitläuftiger zu handeln, woſelbſt ich von der Gärtnerey ausführlich reden werde.

Ich kann mich nicht enthalten hier auszurufen: Welch ein glückliches Land! wo man das ganze Jahr hindurch ohnausgeſetzt, die koſtbaren Geſchenke der Flora und der Pomona genüſſen kann; wo Schnee, Eis und Reife gänzlich unbekannt ſind; und wo man die grauſame Nothwendigkeit nicht kennet, ſich braten zu laſſen, um ſich zu erwärmen, wie ſolches in einem Theil Europens über ein halb Jahr lang geſchiehet, und wo man eine beſtändige glückliche und ergötzende Einigkeit unter den Einwohnern bemerket! Um ſelbige noch mehr zu beveſtigen, da nur die Künſtler, die Kaufleute, und die Bedienten, deren Gegenwart in der Stadt nothwendig iſt, in der Stadt, die Pflanzer aber, auf ihren Plantagen wohnen, ſo kommen die nächſten Nachbaren faſt beſtändig zuſammen, traktiren ſich und leben mit einer ſo beneidenswürdigen Aufrichtigkeit mit einander, daß deren Dauer bis auf die ſpäteſte Nachwelt zu wünſchen iſt. Hiezu kömmt noch, daß ſehr wenige Menſchen in der Welt, die Gaſtfreyheit mit einem ſo aufrichtigen Herzen und mit ſo vieler

Großmuth ausüben, als die Surinamer. Und um dem Leſer einen Begriff von der angenehmen Lebensart der wohlhabenden Leute zu geben, ſo will ich hier eine kurze Beſchreibung von der Lebensart der Pflanzer machen.

Dieſer ſtehet des Morgens gewöhnlicherweiſe mit Aufgang der Sonnen, das iſt um ſechs auf. Kaum iſt er aus dem Bette, ſo trinkt er ſeinen Thee oder Kaffee, da indeſſen die Sklaven den Tiſch decken, und das Frühſtück aufſetzen, welches faſt in allen Häuſern aus Schinken, geräucherten oder gepökelten Fleiſch, oder auch aus jungen Tauben, Butter, Käſe, Kaſſave, gutem ſtarken Bier oder Maderawein mit Waſſer verſezt, beſtehet. Dieſer Tiſch bleibt faſt bis neun Uhr, für alle ankommende gute Freunde gedeckt. Nach dieſem einer Mittagsmahlzeit ähnlichen Frühſtück, beſchäftiget ſich der Hauswirth mit verſchiedenen häuslichen Angelegenheiten bis gegen eilf Uhr, da es Zeit iſt auf die Börſe zu gehen. Es iſt dieſes ein Wirthshaus, wo man Punſch oder Sangris trinkt, welches aus Madera oder rothem Wein, und einem Drittel Waſſer, etwas Zucker, Muskaten und einer Zitronenſcheibe beſtehet, und in einen gläſern Napf gethan wird. Ich kenne kein angenehmers Getränke als dieſes. Für die Liebhaber iſt auch daſelbſt Limonade und Bier zu haben, und man vertreibt ſich dort die Zeit bis ein Uhr mit Billard, Schach oder Damenſpielen; alsdann gehet ein jeder nach Hauſe um zu ſpeiſen. Nach dem Mittagsmahl, wird Mittagsruhe, welches man in Spanien *la Sieſte* nennet, bis 4 Uhr gehalten, alsdann wird Thee getrunken. Um fünf Uhr gehet man wieder nach der Börſe, oder man gehet, wenn das Wetter gut iſt, ſpatzieren; weil

weil alsdann die Sonne nicht mehr ſo brennend iſt, wie ſie gewöhnlicherweiſe von zehn Uhr des Morgens bis um drey Uhr Nachmittags zu ſeyn pfleget. Da übrigens nur der Gouverneur, der Kommendant und fünfe oder ſechſe der Vornehmſten der Stadt, Pferde und Wagen halten, und hier zu Lande keine Miethskutſchen ſind, auch nur einige Privatperſonen halbe Chaiſen zu kleinen Luſtreiſen haben, ſo gehet niemand, weder Manns- noch Frauensperſonen über die Straſſe, ohne Begleitung eines Negers, der ihm den Sonnenſchirm über den Kopf hält: nur das Frauenzimmer hat überdies noch einige Begleiterinnen bey ſich.

Von den Equipagen.

Inſofern die Equipagen nicht im Lande verfertiget, ſondern aus Europa mit groſſen Koſten verſchrieben werden, darf man ſich nicht wundern, daß nur wenige Perſonen dergleichen halten; obgleich viele ſehr wohlhabend ſind. Um ſo mehr, da für ein Pferd von Holland nach Surinam hundert Gulden oder zweyhundert franzöſiſche Pfund Ueberfarthskoſten, ohne den Einkauf und viele andere geringere Koſten die nicht mit darunter begriffen ſind, und andere Gefahren ſo man dabey läuft, zu rechnen, bezahlet werden; denn dieſes Land bringt ſehr wenige Pferde hervor, die auch nicht gröſſer als die Eſel werden. Dieſes und ihre groſſe Lebhaftigkeit, macht ſie zum Anſpannen faſt untauglich. Sie ſind viel beſſer bey Leibe als die unſrigen, dabey aber doch proportionirlich, nur ſchade, daß ſie ſo klein ſind! Nichts deſtoweniger bedient man ſich derſelben in den Zuckermühlen, wo ſie von groſſem Nutzen ſind, weil ſie unermüdet arbeiten, und weit mehrere Kräfte haben, als man ihnen zutrauen ſollte. Sie werden daher zu dieſem Gebrau-

che, bis zu drey hundert funfzig Gulden das Stück, verkauft. In Anſehung ihres Futters; (den Hafer ausgenommen, welcher nicht im Lande wächſt,) ſind ſie nicht koſtbar zu unterhalten, weil man das ganze Jahr hindurch Gras für ſie haben kann. Um aber wieder auf die Bequemlichkeiten des Lebens zu kommen, von welchen mich meine Ausſchweifung über die Equipagen abgebracht hat, ſo muß ich bekennen, daß diejenigen, welche das erſtemal in dieſes Land kommen, ſolche nicht ſogleich bemerken werden, erſtens weil dort nur vier Wirthshäuſer ſind, auch zweytens keine andere Betten als Hangmatten gefunden werden, die denjenigen welche daran nicht gewöhnt ſind, die meiſte Zeit nicht gefallen.

Der Preis einer Mahlzeit für eine Perſon, iſt auf einen Gulden veſtgeſetzet, den Wein nicht mitgerechnet, wovon die Bouteille dreyßig Stüver koſtet; welches eben nicht angenehm iſt, für diejenigen, die noch nicht an das Getränke des Landes gewöhnt ſind.

Von der Handlung überhaupt.

Die Handlung von welcher wir jezt reden wollen, iſt in dieſem Lande, wie anderwärts die erſte Triebfeder des menſchlichen Lebens, und die das Wachsthum aller wohleingerichteten Staaten befördert. Nur diejenigen dürfen Antheil an derſelben nehmen, die von der Regierung der ſurinamiſchen Geſellſchaft abhängen; und dieſes gehet ſo weit, daß es keinem Schiffe von irgend einer Nation erlaubt iſt, in dem dortigen Hafen, der Handlung wegen, einzulaufen, auch nicht einmal den Bewohnern der übrigen holländiſchen Pflanzorte. Die Engländer allein ſind von dieſem Verboth ausgenommen, aus den von mir, wenn ich

werde von den Holländern geredet haben, anzufüh- renden Gründen.

Die Handlung, welche die von der Geſellſchaft ab- hängende holländiſche Kapitains in dieſem Lande trei- ben, beſtehet in allerhand Arten von Wein und ſtar- ken Getränken, in Bier, Butter, Käſe, Pökel- und geräuchertem Fleiſche, gefülleten Zungen und Gewür- zen; desgleichen in Schuhen, Strümpfen, weiſſer Leinewand, und andern Waaren von dieſer Art.

Ohne Zweifel wird man ſich wundern, daß man genöthiget iſt, in Anſehung vieler Dinge die man na- türlicherweiſe im Lande finden ſollte, ſeine Zuflucht zu den Fremden zu nehmen.

Von den Handwerkern.

Man muß aber wiſſen, daß es dort an nöthigen Handwerkern fehlet; denn im Jahr 1762 waren nur erſt zwey Schneider zu Paramaribo, eben ſo viel Schuſter, Fleiſcher und Zimmerleute, ein Maurer und ein Schmidt: woraus man leicht ſchlüſſen kann, daß dieſe Anzal nicht hinreichend iſt, zu den Bedürf- niſſen von beynahe vier tauſend Einwohnern, die man daſelbſt rechnet, ſo wohl in der Stadt, als auf den Plantagen, es mögen Europäer oder Kreolen ſeyn *) mit Inbegrif der Beſatzung, die ohngefähr neun hun- dert Mann auf der ganzen Strecke dieſes veſten Lan- des ausmachet. Es ſchlüſſet dieſes nicht aus, daß es nicht

*) In Surinam werden alle diejenigen mit dem Namen Kreolen beleget, die im Lande von Europäern ſo wohl väter- als mütterlicher Seite gebohren ſind. Dieſe Benennung läſſet ſich auch auf die ſchwarzen Sklaven anwenden, welche von afrikaniſchen Eltern abſtammen.

nicht unter den Sklaven Leute von allerhand Künſten und Gewerben geben ſollte, wie wir unten, wo von ihnen die Rede iſt, ſehen werden; weil aber ihre Herren nur allein den Nutzen von ihnen ziehen, ſo müſſen alle diejenigen, die dergleichen nicht halten oder nicht die Koſten daran wenden können, ihre Zuflucht zu den wenigen in der Stadt befindlichen Handwerkern nehmen. Kurz, es iſt auſſer Zweifel, daß dieſer Mangel an Handwerkern alles ſehr theuer macht; weil man für ein ganzes Kleid, fünf und zwanzig bis dreyſſig holländiſche Gulden Macherlohn, die Zuthaten nicht mitgerechnet; fünf und zwanzig Gulden für eine Peruque; und vier bis fünf Gulden für ein Paar Schuhe bezalet. Wenn indeſſen, wie ich angeführt habe, die Handwerker dort ſo ſelten ſind, ſo findet man im Gegentheil eine groſſe Anzal von **Aerzten, Wundärzten und Apothekern** daſelbſt.

Ich komme jezt wieder auf die Handlung, die man genöthiget iſt mit den Engländern zu treiben; hiernächſt werde ich von der Seele der Handlung nämlich vom Gelde reden; und hiermit werde ich dieſes Hauptſtück ſchlüſſen, deſſen Abſicht ich, hoffentlich, erfüllet habe.

Von der Handlung der engländiſchen Schifskapitainen.

Die Engländer führen der Kolonie Fleiſch, Häringe und eingeſalzene Makrelen zu, welches ſo, wie der Taback in Blättern, der den holländiſchen an Güte übertrift, höchſtnöthige Dinge für die Sklaven ſind. Fichtene Bretter, Mehl, groſſe trockene Zwiebeln, Lichte, Wallrath, feinen Zucker in Hüthen und andere Waaren, und alles dieſes tauſchweiſe einzig und allein gegen den Zuckerſyrup, **Melaſſe** genannt, welchen ihnen die Pflanzer liefern, und aus welchem

ſie

ſie bey ſich im Lande den Rhum oder Zuckerbranntwein verfertigen. Unter obiger Bedingung liefern ſie ihnen auch noch engländiſche Pferde, die eben ſo gut zu den Zuckermühlen zu gebrauchen ſind, als die Landpferde, von welchen leztern keine hinlängliche Anzal vorhanden iſt. Ohne dieſe Hauptbedingung, weis ich nicht, ob ihnen die Einfarth im Hafen nicht eben ſo wohl, als andern verboten ſeyn würde? Allein dieſer Handel iſt ſo wohl für den einen, als für den andern Theil zu vortheilhaft, als daß man ſich von beyden Seiten auch nur einfallen laſſen ſollte, ſelbigen aufzuheben; weil alsdann die Pflanzer nicht wiſſen würden, was ſie mit ihrem Syrup machen ſollten, und weil ſie überdies die Waaren, die ihnen die Engländer dagegen geben, höchſtnothwendig brauchen. Dieſe finden auch ihre Rechnung dabey, weil ſie die Bequemlichkeit haben, dort ſo gleich ihre Ladung an Syrup, der ihnen unentbehrlich iſt, zu machen; und ſolchergeſtalt ſind beyde Theile zufrieden.

Von den Münzſorten die im Lande gelten.

Die einzigen in dieſem Lande geltenden Münzſorten ſind die holländiſchen, auſſer einem kleinem drey Stüver Stück, welches dort von den Portugieſen eingeführet worden iſt. Es giebt aber auch keine geringere Münzen daſelbſt, und man kann gar nichts unter dieſem Preiſe einkaufen. Obgleich dort alle Rechnungen in Gulden, Stüver und Pfennigen gehalten werden; ſo gleichen doch die beyden leztern Sorten der franzöſiſchen Piſtole darin, daß ſie nur eine eingebildete Münzſorte ſind. Man muß auch bemerken, daß die meiſten Zahlungen in Wechſelbriefen, die auf Holland gezogen werden, geſchehen, auf ſechs

Mona-

Monate Sicht. Hat aber der Zieher das Unglück, daß ſelbige wegen nicht eingegangener Avisbriefe oder aus anderen ſcheinbaren Urſachen proteſtiret worden, ſo muß ſelbiger, nach dem Geſetze, den Rückwechſel bezalen, der auf fünf und zwanzig vom Hundert veſtgeſetzet iſt, mit Ausſchluß der übrigen Proteſtkoſten.

Eilftes Hauptſtück.

Von dem Urſprunge der ſchwarzen Sclaven in Surinam; ob es erlaubt iſt, ſelbige zu haben, und ſich derſelben, als ſolcher zu bedienen? Von dem Handel, welcher damit in Afrika getrieben wird, und der Anzahl derſelben auf der Kolonie; von den verſchiedenen Arten der Sclaven; und endlich von den Maron-Negern, oder flüchtig gewordenen Sclaven.

Was ich bereits von der auſſerordentlichen Hitze im Lande geſaget habe, das muß natürlicher weiſe die Vermuthung erwecken, daß es den daſelbſt ſich niedergelaſſenen Europäern phyſiſch unmöglich geweſen, die Beſchwerlichkeiten, ſo wohl des Anbaues, als ihrer Einrichtung zu ertragen; und wenn man dieſe Unmöglichkeit recht einſiehet, ſo folget daraus, daß ſie genöthiget worden ſind, ſich nach ſtarken Leuten umzuſehen, welche im Stande wären ihnen dieſe wichtige Dienſte zu leiſten. Dieſes haben ſie gethan, und ſie haben keine zu ihrer Abſicht geſchicktere, als die Afrikaner finden können, die unter dem Namen Negern oder Schwarzen bekannt ſind.

Anfänglich hat jeder Privatmann mit dieſen ungeſitteten Völkern, für ſeine eigene Rechnung, dem längſt eingeführten Gebrauch gemäß, gehandelt. Nachdem aber die Kolonie je mehr und mehr angewachſen iſt, hat man für rathſamer erachtet, eine Geſellſchaft zu errichten, durch welche dieſer Handel getrieben

trieben werden ſollte: und jetzo iſt es die Geſellſchaft von Amſterdam, die verſchiedene Komptoirs auf den Küſten von Guinea hält, um dieſen Handel zu betreiben, der durch Tauſch geſchiehet.

Ehe ich ihn aber näher beſchreibe, ſey es mir erlaubt, den Einwürfen gewiſſer neuern Weltweiſen zu begegnen, unter welchen einige eine ſo ſtrenge Moral predigen, daß ſie behaupten, dergleichen Handel ſtreite nicht nur mit der chriſtlichen Liebe, die uns gebietet, alle Menſchen überhaupt als unſere Brüder und unſeres Gleichen zu betrachten, ſondern auch mit dem göttlichen Geſetze, welches uns verbietet, ſelbige zu Sklaven zu machen. Es läſſet ſich aber ihre Meynung ſehr leichte widerlegen; und wann ich bey dieſer Gelegenheit eine kleine Ausſchweifung mache, ſo werden es mir hoffentlich diejenigen Dank wiſſen, welchen dieſe finſtere Weltweiſen einen Gewiſſensſkrupel gemachet haben, der wider ihr wahres Beſtes ſtreitet.

Ich bemerke gleich anfänglich, daß es viererley Arten von bekannten Knechtſchaften giebt, welche die Heilige Schrift billiget und ſo gar befiehlet: und dieſes glaube ich beweiſen zu können.

Zu der erſten Art gehören diejenigen, die wegen eines Verbrechens ihrer Freyheit verluſtig erkläret; zur zwoten ſolche, die in einem Treffen zu Krieges-gefangenen gemachet; in die dritte Klaſſe aber diejenigen, die von ihren Aeltern verkaufet worden oder die ſich ſelbſt verkaufen, wie ſolches in vielen Ländern gebräuchlich iſt; und endlich zu der vierten ſolche, die als Sklaven gebohren werden.

Ohne uns an die Geſetze unſerer heutigen Gerichte zu kehren, haben wir ein Beyſpiel der erſten Art

an dem Geſetze des Noah. So bald er erfuhr, wie unanſtändig ſein Sohn Ham gegen ihn als er ſchlief, ſich aufgeführet hatte, verfluchte er ihn in ſeiner Nachkommenſchaft, und verdammte ihn zur Knechtſchaft; wir finden die Beſchreibung hievon in dem 9ten Kapitel im 25 und 26 Vers des erſten Buches Moſes. „Verflucht, ſprach er, ſey Kanaan, und „ſey ein Knecht aller Knechte unter ſeinen „Brüdern. Und ſprach weiter: Gelobet ſey „Gott der Herr des Sems: und Kanaan ſey „ſein Knecht. Gott breite Japhet aus, und „laſſe ihn wohnen in den Hütten des Sems: „und Kanaan ſey ſein Knecht.“

Im 23ten Kapitel Vers 3 des zweyten Buches Moſes, verurtheilet das göttliche Geſez einen Dieb, der das geſtohlene nicht erſetzen kann, mit folgenden Worten.

„Iſt aber die Sonne über ihm aufgegangen, ſo „ſoll man das Blutgericht gehen laſſen. Es ſoll aber „ein Dieb wieder erſtatten. Hat er nichts, ſo ver„kaufe man ihn um ſeinen Diebſtal.

Man erinnere ſich ferner alhier, daß es doch wohl ehedem gebräuchlich geweſen ſeyn muß, die unvermögenden Schuldener zu verkaufen, weil im 18ten Kapitel Matthäi, Vers 15. der Heiland das Gleichniß von einem Könige, der von ſeinen Knechten Rechenſchaft forderte, und unter ihnen einen fand, der ihm zehn tauſend Pfund ſchuldig blieb, folgendergeſtalt erzählet:

„Da ers nun nicht hatte zu bezahlen: hies der „Herr verkaufen, ihn, und ſein Weib, und ſeine Kin„der, und was er hatte, und bezahlen.“

Iſt es auch nicht bey uns eine tägliche Gewohnheit, diejenigen Verbrecher, welche nicht gänzlich den Tod verdienet haben, zur ewigen Veſtungs- oder Galeeren-Strafe zu verurtheilen? Eine Knechtſchaft die weit grauſamer iſt als der Negern ihre, welchen, wenn ſie ihre Schuldigkeit thun, mit Gelindigkeit begegnet wird; weil die wenigſten unter ihnen, wegen eines Verbrechens in die Sclaverey gerathen.

Man findet in dem zweyten, dritten und fünften Buche Moſis annoch viele Beyſpiele von Knechtſchaften, ſowohl unter den Juden als unter den Heiden, wo von der Dauer derſelben, ſo wie von der Gewalt ihrer Herren geredet wird.

Und würde ich etwas ungewöhnliches ſagen, wenn ich hinzufügete, daß man obigem Gebrauch zufolge, annoch in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche, Chriſten von allerhand Ständen fand, die Sclaven ſo wohl von ihren eigenen Glaubensgenoſſen, als von den Ungläubigen hielten? Warum ſollten wir denn heute zu Tage der, bey jenen Völkern ehedem üblich geweſenen Gewohnheit, nicht folgen dürfen, und Sclaven zum Anbau unſerer Ländereyen ankaufen, ſo bald wir ſelbige auf eine rechtmäßige Weiſe anſchaffen können?

Das Beyſpiel des Philemon *) ſoll dasjenige, was ich jetzt behauptet habe, rechtfertigen, und beweiſen,

*) Philemon war ein griechiſcher Dichter, ein Sohn des Damon, und ein Zeitgenoſſe des Menanders, dem er es ofte durch Gunſtbezeugungen zuvor that, weshalb letzterer zu ihm ſagte. „Schämeſt du dich nicht mich zu überwinden?“ Eben dieſer Philemon, der ein Freund

ſen, daß ſo wenig die Religion, als die chriſtliche Liebe, Sclaven zu haben, verbieten. Daß ſelbige uns vielmehr die Pflichten vorſchreiben, die wir gegen einander zu beobachten haben; daß jene uns gehorſam ſeyn, und wir hingegen ſie mit Sanftmuth behandeln ſollen. Das iſt alſo das Gebot.

Werde ich auch Glauben verdienen, wenn ich ſage, daß die Behauptungen obiger Weltweiſen nur in einem Wortſpiel beſtehen, welches nur den Ausdruck Sclaverey, betrift; weil es heißet, daß kein Sclave unter dem Gnadengeſetze ſtehet. Wem iſt aber unbekannt, daß dieſes einen ganz anderen Verſtand hat? Verkauft der Soldat nicht ſeinem Landesherrn oder einer andern Macht, ſeine Freyheit gegen ein Stück Geldes und auf eine gewiſſe Zeit; befindet ſich das Geſinde, welches ſich gegen einen gewiſſen Lohn ver-

Freund des Apoſtel Paulus war, hatte einen Sclaven Namens Oneſymus, der, weil er der Sclaverey überdrüßig war, entlief, und nach der Gewohnheit der flüchtigen Sclaven, ſeinen Herrn beſtahl. Oneſymus floh nach Rom, und als er durch die Gnaden-Wirkung des Höchſten gehöret hatte, daß der heilige Paulus des Evangelii halber in den Banden lag, gieng er hin, ihn zu beſuchen. Der Apoſtel empfieng ihn ſehr freundlich, unterrichtete, bekehrte und taufte ihn, und ſchickte ihn wieder zurück zu ſeinem Herrn; Er gab ihm einen Brief mit, in welchem er eine recht göttliche Beredſamkeit anwendet, um den Philemon zu bewegen, daß er dem Oneſymus den begangenen Fehler verzeihen, und ihm ſeine Gunſt wieder ſchenken mögte.

miethet, nicht in dem ſelbigen Fall? und iſt wohl einer unter ihnen Meiſter über ſeine Handlungen oder ſeine Perſon, ohne den Willen ſeines Herrn? Der ganze Unterſcheid beſtehet alſo darinn, daß man dieſe auf Lebenslang kaufet, ſie koſten aber auch mehr. Und geſchiehet ſolches übrigens nicht mit ihrer oder wenigſtens mit deren Einwillignng, die mit Recht über ſie gebieten können? und wann wir ſolchergeſtalt ihren Gewohnheiten folgen, iſt es nicht ein wahres Glück für ſie, daß man ſie in eine andere, weniger harte Sclaverey bringet, als diejenige iſt, welche ſie unter den Ungläubigen auszuſtehen haben würden, und die überdies zu ihrem Heile dienet.

Dieſe Ausſchweiſung hat mir nöthig geſchienen, um die Meynungen derjenigen zu widerlegen, welche die Surinamer aus einem übertriebenen Eifer tadeln; ich komme jetzt wieder auf dem Neger-Handel. Ehe ich aber davon rede, muß ich erſt etwas von ihrem Lande ſagen, um derjenigen willen, die ſelbiges nicht kennen.

Von Guinea.

Es iſt faſt einem jeden bekannt, daß ſie aus Guinea herſtammen; es wiſſen aber nicht alle, daß dieſes eines der gröſten Länder von Afrika iſt. Es lieget unter dem ſiebenzehnten Grad nördlicher Breite; die Küſten deſſelben haben eine Ausdehnung von ſieben hundert (franzöſiſchen) Meilen, und es erſtrecket ſich bis auf den dritten Grad mittäglicher Breite. Gegen Mitternacht und Morgen gränzet es an Nigritien, und gegen Mittag und Abend wird es von dem Welt-Meer eingeſchloſſen.

Das

Das Klima in dieſem Lande iſt für die Europäer ſehr ungeſund; ſie halten ſich daher auch nicht lange in demſelben auf, und begeben ſich nur in der Abſicht dahin, um mit dem Neger-Prinzen zu handeln, die ihnen gegen dasjenige was ſie dort hinbringen, Gold, woran die dortige Bergwerke ſehr ergiebig ſind, Negers, Elephanten-Zähne, und Manigette, welches eine Art Pfeffer iſt, Paradis-Körner oder Kardamom *) genannt, liefern.

Die dahin handelnde holländiſche Schiffe führen keine andere, als dieſer Nation nützliche Waaren, nemlich Stangen-Eiſen, Flinten, Pulver, Kugeln, allerhand leichte Zeuge, Tabak, Pfeifen, Wacholderbrantwein und kleine Waaren; an welchen ſie ihr Kapital wenigſtens dreyfach gewinnen.

So bald ein holländiſcher Schifs-Befehlhaber eine gewiſſe Anzahl Sclaven hat, die ſich öfters über drey hundert beläuft, ſo ſchiffet er ſie nach Surinam, um ſie dort loszuſchlagen, entweder in einer öffentlichen Verſteigerung oder aus der Hand.

Von den verſchiedenen Arten der Sclaven.

Es iſt aber zu bemerken, daß es Sclaven von verſchiedenen Küſten, ſo wie von verſchiedenen Preiſen giebt, denen man die zum Unterſchied dienende Benennungen von Kormentin, Papa und Luango, als ihren Geburts-Oertern beyleget.

Man behauptet, daß die erſten, die eigenen Sclaven der Fürſten, des Landes, die ſie verkaufen, wenn es ihnen ſo einfällt; die zweyten hingegen, die Ge-

*) Amomum Cardamomum *Linn.*

fangenen, welche die Prinzen von ihren Nachbaren machen, wenn ſie Krieg mit ihnen führen; und die dritten, die Miſſethäter ſind, die faſt durchgehends den Tod in ihrem Lande verdienet haben, denen die Prinzen das Leben ſchenken, indem ſie ihre Strafe in eine ewige Landesverweiſung verwandeln, und ſie deshalb dem erſten dem beſten verkaufen. Dieſe ſind auch die ſchlechteſten, und die man ſehr ungern in Surinam kaufet; es ſey denn, daß ſie noch jung ſind, weil alsdann noch Hofnung übrig iſt, daß ſie die ihnen anklebenden Laſter noch ablegen werden: Man kauft ſie aber immer zwanzig pro Cent wohlfeiler, als die Kormentin und Papas, weil dieſe treuer und munterer zur Arbeit, als jene zu ſeyn pflegen.

Vielleicht wird man fragen: woran man dieſe verſchiedene Arten von Negern erkennet, und ob es dem Schifs-Hauptmann nicht möglich ſeyn ſollte, hierunter einen Betrug zu ſpielen, und einen Luango ſo theuer, als einen Kormentin, oder Papa zu verkaufen? hierauf antworte ich: man darf ſich nicht einbilden, daß dieſe Völker ſich untereinander unbekannt ſind. Kaum würde alſo ein Sclave ſeyn erhandelt worden, ſo würde er auch ſchon durch einen von den andern für dasjenige ausgegeben werden, was er wirklich iſt. Hierdurch würde der Verkäufer ſeinen Kredit verlieren, und Gefahr laufen, daß er ſeinen Sclaven wieder zurücknehmen müſte. Weshalb ſie auch jedesmal treulich anzeigen, von welcher Nation die zu verkaufende Sclaven ſind. Sie ſind hiezu deſto geneigter, weil ſie wiſſen, daß manche Käufer, eine Nation der andern vorziehen.

Von dem Sclaven-Kauf in Surinam.

Wenn ſie zum Verkauf geſtellet werden, läßt man einen nach dem andern auf einen Tiſch ſteigen, wo ein dazu beſtellter Wundarzt ſie auf das genaueſte unterſuchet. Wenn er nun verſichert, daß derjenige, welcher ausgeboten werden ſoll, geſund und ohne Fehler iſt, bietet ein jeder auf denſelben; und ſie werden zu drey bis vier hundert, ja bis zu fünfte halb hundert holländiſche Gulden verkauft, die gewöhnlicher Weiſe erſt drey Wochen nachher bezahlet werden. Der Käufer hat aber nur vier und zwanzig Stunden Zeit, um zu unterſuchen, ob der Neger keinen Fehler hat. Findet er dergleichen während dieſer Zeit, ſo iſt er berechtiget, ihn dem Schifshauptmann wieder zu geben. Es ſey denn, daß er ihn bereits gezeichnet habe, denn in dieſem Falle würde er ſchuldig ſeyn, ihn zu behalten.

Von der Art die Sclaven zu zeichnen, um ſie zu erkennen.

Damit man wiſſe, was ich unter dem Worte zeichnen verſtehe, ſo iſt zu bemerken, daß ein jeder ſeine Sclaven zeichnet, um ſie wieder zu kennen. Dieſes geſchiehet auf folgende Art. Man läßt ein ſilbernes Blech verfertigen, auf ſelbiges werden die zwey Anfangs-Buchſtaben, von dem Tauf- und Zunamen des Herrn gelötet. Dieſes Blech wird an einem hölzernen Stiel beveſtiget, um es halten zu können; hierauf wird es heiß, jedoch nicht glühend gemachet, und auf die Haut gedrücket, die vorher mit Oliven-Oel gerieben worden, und der Abdruck davon bleibet beſtändig. Manche zeichnen ihre Sclaven auf dem Arm, andere auf der Bruſt. Ohne dieſe Vorſicht, würde niemand die ihm zugehörigen erkennen, weil ihrer eine ſo große Anzal auf der Kolonie iſt, wie wir ſo gleich ſehen werden;

um ſo weniger da dieſes Volk in unſern Augen nicht genug kennbare Geſichtszüge hat.

Von der Anzal der Sklaven zu Paramaribo.

Wir wollen nunmehro von ihrer Anzal reden, ohne jedoch die Marron-Negern darunter zu begreifen, mit welchem ich dieſes Hauptſtück ſchlüſſen werde, die ebenfalls Sklaven, wie die übrigen geweſen; die ſich aber aus der Knechtſchaft von ſelbſt befreyet haben, und anjezo eine Art eines beſonderen Volkes ausmachen, mit welchem die Kolonie in Unterhandlung zu treten genöthiget worden, und welches in dem Inneren des Landes ſich auf fünf und zwanzig tauſend Menſchen belaufen mag; diejenigen ungerechnet, die ſich täglich zu ihnen geſellen.

Wenn man mit der Stadt Paramaribo den Anfang machet ,in welcher, wie ich im zweyten Hauptſtücke geſaget habe, beynahe achthundert Häuſer ſind, und wenn man auf jedes Haus zehn Dienſtboten eines in das andere rechnet, ſo wird man finden, daß gegen zwey tauſend und etliche hundert weiſſe Einwohner, acht tauſend Sklaven, mit Inbegrif der Kinder, ſo wohl Mulatten, als Meſtiſchen und Kabugeln vorhanden. Ich könnte hinzuſetzen, daß ihrer mehrere wären, ohne zu befürchten, zuviel geſagt zu haben, beſonders da ich weis, daß in manchen Häuſern zwiſchen zwanzig und dreyßig Sklaven befindlich ſind. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß man in dieſem Lande ſo gut bedienet wird; denn es finden ſich unter ihnen ſehr geſchikte Leute, ſo wohl in Anſehung der Haushaltung, als der Handwerke. Insbeſondere ſind die Negerinnen ſo fürtrefliche Köchinnen, vollkommene Nätherinnen in Tuch und Leinenzeug, und ſo geſchikte Müzen- Handſchuh- und Strumpfſtrickerinnen,

rinnen; daß keine Europäerin ihnen darin gleich kömmt. Es giebt auch unter den Negern ſehr geſchik- te Leute, ſo wohl was den gewöhnlichen Dienſt ihrer Herrn, als auch die Tafel angehet. Diejenigen, wel- che das Böttcher- Zimmermann und Maurer-Hand- werk gelernet haben, geben darin den europäiſchen Meiſtern nichts nach, ausgenommen in den zwey lez- tern, denn ſie verſtehen die Regeln der Baukunſt nicht ſo gut, als die unſrigen. Dem ohngeachtet wird ein guter Zimmermann von zwey tauſend bis zu drit- tehalb tauſend, ein guter Maurer zwey tauſend, ein Böttcher und ein Koch achtzehn hundert holländiſche Gulden geſchäzet. Aus dieſem Grunde haben nur die Pflanzer dergleichen; und dieſes beziehet ſich auf dasjenige, was ich in dem vorhergehenden Hauptſtück von dem Mangel der Handwerker und der Stadt ge- ſaget habe.

Da ich in die obige Berechnung der Sklaven nur die aus der Stadt gebracht habe, ſo muß ich jezt auch von denen auf den Pflanzungen reden.

Von der Anzal aller auf der Kolonie befindlichen Sklaven.

Man hat mich im Jahr 1762 verſichert, daß auf der ganzen Kolonie vier hundert und fünf und zwan- zig Pflanzungen, auf jeder derſelben aber wenigſtens hundert und achtzig Sklaven vorhanden wären. Ich ſage wenigſtens, denn auf einigen giebt es deren wohl zwey hundert. Wenn ich indeſſen auch nur einhun- dert und achtzig für jede annehme, ſo beträgt die gan- ze Anzal derſelben dennoch ſechs und ſiebenzig tauſend und fünf hundert, welche zu den acht tauſend in der Stadt, und den fünf und zwanzig tauſend Marron-Ne- gern gerechnet, überhaupt eine Anzal von hundert

und neunzehn tauſend und fünfhundert von dieſer Nation, gegen ohngefähr viertauſend weiſſe Einwohner ausmachet, diejenigen nicht mitgerechnet, welche durch die Fortpflanzung noch täglich hinzukommen. Ein Glück iſt es, daß das Land fruchtbar genug iſt, um ſie alle zu nähren, und daß die Jagd und der Fiſchfang auch das ihrige zu dem Ueberfluß, worin dieſes Volk lebet, beytragen.

Weil nach den Geſetzen, dasjenige Kind, welches von der väterlichen und mütterlichen Seite in der Sklaverey gebohren worden, auch ein Sklave iſt, ſo gehören auch alle diejenigen, die ich vorher genannt habe, nämlich **Mulatten**, **Meſtiſchen** und **Kabugel** unter dieſe Anzal. Ich muß ſie daher noch näher beſchreiben.

Mulatten heiſſen diejenigen, die von einem Weiſſen und von einer Negerin, oder von einer Weiſſen und einem Neger gezeuget werden, wiewohl dieſe leztere Art von Fortpflanzungen ſelten, aber doch nicht ohne Beyſpiel iſt. Die erſtere aber iſt gewöhnlicher; und man ahmet im geringſten nicht den Karaiben nach.

In dieſen beyden Fällen, ſind dieſe Geſchöpfe jederzeit ſehr gut gebildet, da ſie faſt in keinem Stücke den Negern ähnlich ſehen, und mehr zu der weiſſen, als ſchwarzen Art gehören; ihre Farbe aber iſt ſchwarzbraun. Wenige von dieſen bleiben Sklaven, beſonders wenn ſie von Negerinnen gebohren werden, welche dem Vater eigenthümlich zugehören; weil dieſer ihnen alsdenn die Freyheit ſchenken kann, ſich auch gemeiniglich ihre Erziehung ſehr angelegen ſeyn läſſet. Sie laſſen ſolche Kinder dasjenige Handwerk lernen, wozu am ſie meiſten Luſt haben, und wenn ſie im

Stande ſind, ihr Brod zu verdienen, bekümmern ſie ſich ſelten mehr um dieſelben.

Kein Volk gehet in der Erkenntlichkeit ſo weit, als dieſes, ſie ſcheuen ſo gar keine Art von Gefahr, um ihrem Wohlthäter das Leben zu retten, ja ſie würden ſelbiges mit Aufopferung ihres eigenen Lebens zu vertheydigen ſuchen: dabey ſind ſie ſehr eyfrig in Erfüllung der chriſtlichen Religionspflichten, wann ſie einmal in derſelben unterrichtet worden, und beſitzen alle Arten von guten Eigenſchaften; ſie faſſen ſehr leicht dasjenige, was man ſie lehret, und werden darin geſchikter als die Schwarzen. Sie ſind ſtark und kräftig; dabey fleißig, munter und arbeitſam. Sie beſitzen eine Lebhaftigkeit und Herzhaftigkeit, die bis zur Verwegenheit gehet.

Der Name Meſtiſche wird denjenigen Kindern beygeleget, die aus dem Umgang eines Negers mit einer Indianerin oder Landes-Eingebohrnen erzeuget werden. Dieſe Art iſt von bräunlicher Farbe, die in das Schwarze fällt, und hat krauſe und ſehr weiche Haare. Gewöhnlicher weiſe ſind ſie wohlgebildet, und werden ſtark und dauerhaft. Ihre Anzal iſt nicht groß, und ſie ſind eben ſo gelehrig als die Mulatten. Sie werden aber geſchikter als dieſe. Beyläufig muß ich noch anführen, daß es noch eine andere Art Sklaven giebt, welche von einem Weiſſen und von einer Landesgebohrnen gezeuget werden, die man nur an den Haaren erkennen kann, welche fürtreflich ſchwarz ausſehen. Denn übrigens ſind ſie den Europäern, ſo wohl in der Farbe, als in den Geſichtszügen ähnlich.

Von

Von den Kabugeln.

Die lezte Art der Sklaven ſind die **Kabugeln**, welche aus dem Beyſchlaf eines Negers und einer **Mulattin** entſtehen. Dieſe Art iſt etwas dunkeler von Farbe, als die **Meſtiſchen**, und hat ſtatt der Haare eine ſtarke Wolle auf dem Haupte, die feiner als der Negern ihre iſt. Ihre Anzal iſt ebenfalls nicht ſehr groß, und in Anſehung ihrer Fähigkeiten pflegen ſie den übrigen obgedachten Sklaven nichts nachzugeben.

Von den Merkmalen welche die neugebohrnen Kinder dieſer verſchiedenen Arten von Sklaven kenntbar machen.

So weitläuftig ich auch meines Bedünkens in der Beſchreibung dieſer verſchiedenen Arten von Sklaven geweſen bin, ſo muß ich doch noch anführen, worin das untrügliche Kennzeichen an den neugebohrnen Kindern beſtehet, was ſie für einen Vater gehabt haben: denn man muß ſich nicht vorſtellen, daß dieſe Sklaven, von was für einer Art ſie auch ſind, diejenige Farbe mit auf die Welt bringen, die ſie behalten: keinesweges. Sie werden eben ſo weiß, als wir gebohren, und verändern ihre Farbe erſt einige Tage nachher. Man muß alſo nur die Geburtsglieder betrachten, die von dem Augenblick an, da ſie gebohren werden, diejenige Farbe haben, welche dem Körper in der Folge bleibet, es ſey die ſchwarze, braune oder weiſſe.

Dieſes iſt alſo das Merkwürdigſte, was ich in Anſehung der Sklaven, habe ſammlen können. Es bleibt mir nur noch übrig von ihrer Wirthſchaft zu reden, welches ich für das folgende Hauptſtück erſpare; um hernach wieder auf die **Marron-Negern** oder die

entlaufene Wald-Negern zu kommen, die ich nicht in dieſelbe Klaſſe habe bringen können, weil ſie ſich ſelbſt in die Freyheit geſetzet haben, die aber dem ohngeachtet noch immer mit darunter zu rechnen ſind, wie ſolches das Zeichen ihrer Abhängigkeit bezeuget, welches ſie nicht auslöſchen können.

Von den Marron-Negern.

Den Namen Marrons- oder Wald-Negern leget man denjenigen Sklaven bey, die weggelaufen ſind, um entweder nicht zu arbeiten, oder um ſich der wohlverdienten Strafe zu entziehen. Viele unter denſelben haben ſo gar ihre Herren oder ihre Aufſeher ums Leben gebracht; ſie haben alſo ihr äuſſerſtes gethan, um nicht wieder ertappt zu werden, und es iſt ihnen auch gelungen. Ihre Anzal hat ſich täglich vermehret, und ſie haben Dorfſchaften in den Wäldern und in den Gebirgen errichtet, aus denen ſie, ehe man Unterhandlungen mit ihnen getroffen, nur des Nachts hervorkamen, um in den benachbarten Pflanzungen Lebensmittel zu rauben. Man hat denenjenigen, die einige von denſelben wieder ertappen können, eine Belohnung von funfzehn Gulden für einen jeden gegeben; und eben ſo viel wird noch jeẓo für einen bezalet, wenn einer davon läuft, wie ſolches noch geſchiehet, jedoch nicht ſo ofte, als ehedem.

Es läßt ſich nicht erzälen, was man ausſtehen müſſen, wann man geſuchet hat, ſie entweder auszurotten oder ihrer wieder habhaft zu werden; was die Regierung für vergebene Koſten deshalb angewendet, und wie groß der Verluſt geweſen, den man in den verſchiedenen mit ihnen geführten Kriegen erlitten hat. Denn erſtlich, ſo bald man ſie hat verfolgen wollen, haben ſie ſich durch Verführung neuer Sklaven geräthet,

chet, die ſie verleitet, ebenfalls ihre Vorgeſezten ums Leben zu bringen; hiernächſt haben ſie die Wege verdorben und verſperret, auf welchen man zu ihnen wiewohl mit vieler Mühe gelangen konnte; denn man kommt durch viele Moräſte, wo man bis an den Gürtel im Waſſer gehet: wozu noch kommt, daß man ganze Nächte unterm blauen Himmel in faſt undurchdringlichen Holzungen hat zubringen müſſen, wo man vom Ungeziefer das in dieſem Lande fürchterlich und häufig iſt, faſt umkommen muſte: welches alles für einen Europäer faſt unerträgliche Ungemächlichkeiten ſind. Doch dieſes iſt noch nicht alles; dann auf die, von ihren ausgeſtelleten Schildwachen erhaltene Nachrichten kletterten ſie auf die Bäume, und ſchoſſen von denſelben ihre Feinde, ohne bemerkt zu werden, und ohne zu fehlen, Mann für Mann todt. Durch dieſe Schwierigkeiten abgeſchrekt, hat man ſich entſchloſſen mit ihnen in Unterhandlungen zu treten, um gröſſeres Unglück zu verhüten. Die Friedens-Unterhandlungen wurden im Oktober des Jahres 1759 angefangen, und zu deren Beförderung die nöthigen Geſchenke, im Monat September 1760, durch einige Mannſchaft von der Beſatzung überſchicket.

Der Friede wurde alſo auf der Pflanzung Auka durch ſechs Räthe und einen Schreiber, die zu dem Ende von der Regierung abgeſchickt waren, und von Seiten der Marrons durch ſechszehn ihrer Häupter, von welchen die abgeordneten Räthe, ſechs als Geiſſel bey ihrer Zurückkunft mit ſich nahmen, unterzeichnet. Dieſe ſechſe begaben ſich nach kurzem Aufenthalt zu Paramaribo wieder zu ihren Landesleuten mit dem Verſprechen, daß ſie nach Verlauf einiger Wochen mit ihren Weibern und Kindern wieder kom-

men

men wollten, um ſich in der Stadt niederzulaſſen, und daß ſie mit ihrem Leben für die Dauer des geſchloſſenen Friedens ſtehen wollten.

Den **Marrons** gab man die Verſicherung, daß ſie nicht weiter beunruhigt werden ſollten; und erlaubte ihnen ſich niederzulaſſen wo es ihnen belieben würde. Dahingegen verſprachen ſie ihre Anzal nicht zu vermehren, ſondern die Ueberläufer, die ſich zu ihnen ſchlagen wollten, gegen eine gewiſſe Belohnung für jeden Kopf, auszuliefern: wiewohl ſie dieſes Geſez nicht nach der Strenge beobachten; indeſſen unterwarfen ſie ſich doch und haben demſelben ſo ziemlich nachgelebet. Auſſerdem machten ſie ſich anheiſchig, der Kolonie zu Kriegeszeiten und ſonſt Beyſtand zu leiſten. Auch iſt ihnen erlaubet worden, mit den Weiſſen zu handeln, und ſie machen nunmehro eine beſondere Nation aus, mit welcher man im Frieden lebet *).

Anhang.

*) Seit dem der Herr **Fermin** dieſes geſchrieben hat, haben ſich die Umſtände mit dieſen **Marron-Negern** geändert. Eine Nachricht von den Empörungen der Sklaven in den holländiſchen Kolonien, beſonders von der lezten, die im Jahre 1772 vorgefallen iſt, und der glücklichen Eroberung des Dorfes **Miſalaſi**, wo die Aufrührer ihren Aufenthalt hatten, iſt im 3ten Stücke des encyclopädiſchen Journals vom Jahre 1774 befindlich. Wir wollen ſelbige unſern geehrteſten Leſern als einen Anhang zu dieſem Werke ihrem ganzen Inhalt nach mittheilen.

Anhang.

Nachricht von den Empörungen der Sclaven in den holländiſchen Colonien, beſonders von der letzten, die im Jahr 1772. vorgefallen iſt, und der glücklichen Eroberung des Dorfes Miſalaſi, wo die gefährlichſten Aufrührer ihren Aufenthalt hatten.

Es iſt bekannt, daß die Colonien der Holländer in America an verſchiedenen großen Flüſſen liegen, wovon die fürnehmſten ſind: Surinam, Kommewine, Kottica, Sarameca, Korentyn, Eſſequebo, und Berbice. Surinam, der gröſte von allen dieſen Flüſſen, giebt der ganzen Colonie ſeinen Namen, welche die Seeländer im Jahr 1667, anzulegen anfiengen, nachdem ſie die Engeländer, welche damals Meiſter davon waren, daraus vertrieben hatten. Sie wurden durch die Verträge, die im Jahr 1667 zu Breda, und im Jahr 1674, zu Weſtmünſter geſchloſſen wurden, in dem Beſitz derſelben beſtätiget. Die Seeländer, welche dieſen Strich Landes eingenommen hatten, wolten ſich lange Zeit den Beſitz deſſelben alleine anmaſſen: allein die General-Staaten und beſonders die Staaten von Holland wandten hiergegen ein, daß, da die Eroberung auf Koſten der Generalität, und durch ihre Schiffe geſchehen, es auch billig ſey, daß die Schiffarth nach dieſer Colonie allen Unterthanen der Republick ohne Unterſchied freyſtehe. Dieſer Streit, deſſen Beſchreibung zu unſrer Abſicht nicht gehört, währete einige

Zeit, bis die Staaten von Seeland im Jahr 1682, ihr Eigenthumsrecht an der Colonie, mit allem, was dazu gehört, oder davon abhängt, der weſtindiſchen Geſellſchaft abtraten, die Oberherrſchaft, oder das Dominium eminens behielten die General-Staaten.

Wir wollen uns in keine ausführliche Erzählung der verſchiedenen Veränderungen einlaſſen, die in dieſen Colonien vorgefallen ſind, und oftmals die Veränderung des Eigenthümers verurſacht haben, ſondern einen Augenblick bey den Einwohnern ſtehen bleiben. Dieſe kann man in Coloniſten, Eingebohrne, entlaufene Waldneger, und Negerſclaven eintheilen. Die Pflanzer oder Coloniſten ſind faſt alle Europäer, und bewohnen die Städte, Flecken und Dörfer, die an den oben genannten Flüſſen liegen; als Paramaribo am Surinam, Demerary, Eſſequebo und andre mehr, an den Flüſſen, die dieſe Namen führen. Auſſer dieſen haben ſie auch ihre Landgüter oder Plantagen, welche an verſchiedenen Orten zerſtreut, mehrentheils an kleinen Flüſſen oder Bächen liegen. Sie ſind in dem Lande unter dem Geſchlechtsnamen Kreek, bekannt, dem noch ein anderer zum Unterſchied beygefüget wird, als: Tempati-Kreek, Peters-Kreek, Compagnie-Kreek, ꝛc.

Zucker, Tabak, Koffee, Indigo, Katun und Cacao ſind die anſehnlichſte Produkte. Zu der Arbeit in den Plantagen werden Negerſclaven gebraucht, welche faſt alle von den Küſten von Guinea in Afrika kommen, wo ein jeder ſie kaufen kann. Denn nach dem Jahr 1730 iſt das Ausführen der Negern einem jeden, jedoch unter gewiſſen Einſchränkungen, erlaubt, wovon dieſes eine iſt, daß dieſer Handel nur längſt den Küſten von Africa, die ſich von dem Cap Apollo-

nia bis an Rio de la Volta erſtrecken, getrieben werden kann; indem die weſtindiſche Geſellſchaft bis zum Jahr 1730 das ausſchlieſſende Recht behalten hatte, die Sclaven auf ihren Schiffen nach Surinam zu bringen. Auſſer den Negern hat man auch daſelbſt noch einige Indianer von den Flüſſen Oronoque, und der Amazonen, die unter dem Namen der rothen Sclaven bekannt ſind, und wegen ihrer geringern Stärke faſt allein zur Arbeit im Hauſe gebraucht werden. Endlich hat man auch da die Kreolen, die in der Colonie von ſclaviſchen Eltern gezeuget ſind. Dieſe werden wegen ihrer Treue gegen ihre Herren am meiſten geachtet. Uebrigens werden alle Neger in gewiſſe Claſſen eingetheilt, die wieder von den verſchiedenen Theilen von Africa, und andren Arten, wo ſie gekauft werden, ihre Zunamen bekommen. Es giebt, z. B. Sklaven von Ardras; von Dongo; von Nago; malegiſche Sklaven; Neger von Aqueras; von Jebu; von Guiamba; von Jaquin; von Delmina; von Loango, ꝛc. welche alle durch eingeſchnittene Zeichen an gewiſſen Theilen des Leibes unterſchieden ſind. Alle dieſe Sklaven werden mehr oder weniger geachtet, nach der verſchiedenen Beſchaffenheit ihrer Gemüthsart, ihrer körperlichen Eigenſchaften, und ihrer Tüchtigkeit zu denen Dienſten, die von ihnen gefordert werden.

Wir wollen nicht unterſuchen, ob es erlaubt ſey, Sklaven zu kaufen und zu gebrauchen. Das aber iſt wenigſtens gewiß, daß, wenn der gegenwärtige Zuſtand der Dinge das Daſeyn der Sklaven nothwendig macht, wir durch die Geſetze der Menſchenliebe verbunden ſind, unſre Macht über dieſelbe nicht zu misbrauchen, ſondern dieſe Elende ſo glücklich zu machen, als es ihr Zuſtand erlaubet.

Nur

Nur eine harte und grauſame Behandlung der Sklaven iſt tadelnswürdig; und es wäre zu wünſchen, daß gute Geſetze gemacht und gehandhabet würden, um den Ausſchweifungen in dieſer Abſicht vorzukommen.

Man klaget, daß diejenigen, welche in den Plantagen der holländiſchen Colonien die Herrſchaft führen, die Sklaven mishandeln. Man darf nicht zweiflen, daß dieſes überhaupt wahr iſt. Ein jeder, der Gewalt in Händen hat, iſt geneigt, ſie zu misbrauchen. Fürſten, Staatsbediente, Oberhäupter von Geſellſchaften, es mögen ſeyn, welche es wollen, ſind alle mehr oder weniger dazu geneigt. Der Menſch ſieht ſelten darauf, wie weit ſein Recht geht, und läßt ſich nicht einſchränken, als durch die Grenzen ſeiner Macht. Man muß ſich daher nicht verwundern, daß in den Colonien Beherrſcher gefunden werden, die durch ihre Grauſamkeit Menſchen gegen ſich aufbringen, welche, ob ſie gleich Sklaven ſind, dennoch begreifen, daß ſie Menſchen ſind, und merken, daß ſie um ihrer Niedrigkeit willen von ihren Beherrſchern wenig geachtet werden. Man hat mehr Urſache, ſich zu verwundern, daß keine ſchickliche Mittel angewandt werden, dieſem Uebel zu begegnen, welches man eher von Anfang verhüten, als zu verbeſſern trachten müßte. Auſſer dem Mangel der Geſetze in dieſem Stücke, wirft man den Holländern auch vor, daß ſie zu ſorglos ſind, durch die gehörigen Mittel die öffentliche Ruhe zu verſichern, und ihre Beſitzungen in Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

Dem ſey wie ihm wolle, ſeit der Errichtung der ſurinamiſchen Colonie ſind wenig Jahre verfloſſen, die nicht durch, Empörung der Sklaven, Verwüſtung

verſchiedener Plantagen und Ermordung der Eigenthümer, und vieler andrer Weißen merkwürdig geweſen wären. Hieraus entſtunden verſchiedene kleine Kriege zwiſchen den Coloniſten und den entlaufenen Sklaven, wodurch das Uebel bisweilen aufgehalten, aber niemals bis auf die Wurzel ausgerottet iſt.

Wenn man nur den hiſtoriſchen Theil dieſer mannigfaltigen Empörungen mit einem flüchtigen Blicke betrachtet, ſo ſieht man leicht, wie weit die Verzweiflung und die Liebe zur Freiheit die Menſchen bringen können, und wie vergeblich man ſich bis dahin bemühet hat, die unglücklichen Schlachtopfer unſres Geizes gänzlich unter das Joch zu bringen.

Eine von den Urſachen der mannigfaltigen Empörungen der Sklaven iſt dieſe, daß es ihnen ſo leicht iſt, ſich zu den Ueberläufern, oder Waldnegern zu begeben, welche längs der ganzen Küſte von Südamerica unzugängliche Wälder bewohnen. Dieſe Waldneger, die auch unter dem Namen der Maronneger bekannt ſind, entflohen zu der Zeit, als die Engeländer die Colonie im Beſitz hatten, begaben ſich in die Wälder, und ſtifteten daſelbſt eine Art von Republik, welche noch bis auf den heutigen Tag beſteht, und durch die Flucht andrer Sklaven, die ſich dahin begeben, um derſelbigen Freiheit zu genieſſen, noch täglich anwächſt.

Es kann ſeyn, daß die Unvorſichtigkeit und das ſchlechte Betragen der Coloniſten zu den Empörungen der Sklaven und den Unternehmungen der Waldneger auf die Colonien vieles beygetragen hat: jedoch wäre es ungerecht, wenn man dieſem allezeit die Schuld beymeſſen wollte. Seit dem Jahr 1701. hatte man Urſache, ſich über die Grauſamkeit der

Schwarzen zu beklagen. Im Jahr 1713, und einigen folgenden Jahren bedroheten ſie einige Eigenthümer mit dem äuſſerſten Elend, verwüſteten ihre Plantagen, und nahmen alles mit ſich, was wegzubringen war. Während der Regierung des Herrn Temminck, welcher vom Jahr 1721. bis 1727. die Colonie beherrſchte, haben eben dieſelben Schwarzen zu Kommewine die Plantagen des Herrn Ridderback verheeret, und nachdem ſie die gröſten Ausſchweifungen begangen, auch die Sklaven und alle andre bewegliche Güter in die Wälder geſchleppet. Und nun machten ſie ſich fertig, wichtigere Auftritte zu wagen, denn man vernahm, daß verſchiedne Sklaven, ohne Zweifel auf Verlangen der Waldneger, eine Art von Geldſammlung anſtelleten, um Pulver und Bley zu kaufen. Einige dieſer Unvorſichtigen wurden beſtraft. Dieſes bewog die andren zur Verſtellung, und ſich einige Zeit ruhig zu verhalten; bis ſie endlich, nachdem ſie, durch die Verwüſtung verſchiedner Plantagen zu Para, Tempate und Reninika, wo ſie viele Weiße und auch Sklaven umbrachten, ihre Kräfte verſucht hatten, ſo verwegen wurden, im Jahr 1730. die Plantage Berg und Thal, die dem Gouverneur C. E. de Cheuſes gehörte, anzufallen. Ohngefehr 40 dieſer herumſchwärmenden Waldneger nahmen die Zeit in Acht, da die Sklaven das Zuckerrohr nach den Mühlen brachten, und ihre Aexte im Felde gelaſſen hatten. Sie bemächtigten ſich derſelben, wie auch der Flinte, die der commandirende Sklavenoffizier niedergelegt hatte, und griffen die unbewaſneten Sklaven bey ihrer Zurückkunſt an. Dieſe wurden, ohngeachtet ihrer größern Anzahl, zum Weichen gebracht; ſie wehrten ſich indeß ſo gut ſie konnten, und nur mit einigem Verluſte konnten ſich

die Waldneger in ihre unwegſame Gebüſche zurücke ziehen, und ſich freuen, der völligen Rache der Weißen entgangen zu ſeyn, die ſchon anfiengen, mit ſo vielen bewafneten Sklaven, als ſie zuſammen bringen konnten, ihnen nachzuſetzen.

Dieſer Einfall war die Loſung zu dem beſtändigen Kriege, den man ſeit der Zeit, mit abwechſelndem Glücke, und untermiſchtem Frieden mit den Waldnegern geführet hat. Dieſer erſte Krieg währte verſchiedene Jahre, und hatte keine andre Wirkung, als daß die Meuchelmörder, die dadurch zum Kriege abgerichtet wurden, ſtolzer und unternehmender gemacht, und den Sklaven ſelbſt Mittel verſchaffet wurden, ſich öfter und ſicherer an ihren Herren zu rächen; ja endlich muſten die Koloniſten ſich gefallen laſſen, mit den entlaufenen Sklaven einen Friedensvertrag zu machen. Vielleicht war dieſes unumgänglich nöthig; allein die Wilden muſten dadurch aufgeblaſen werden, da ſie ſich von ihren vorigen Gebietern als ihres gleichen behandelt ſahen, und natürlicher Weiſe auf die Gedanken gerathen, mehr zu ſeyn, als die, die um Frieden bitten muſten.

Ohngefähr im Jahr 1749 ſchlug der Gouverneur Mauritius ein andres Mittel, als das einzige, vor, dieſer beſchwerlichen Gäſte auf immer los zu werden. Man hatte ſeit 1730 befunden, daß alle dieſe kleinen Kriege, ſo vortheilhaft der Ausgang auch geweſen ſeyn mogte, unſägliche Geldſummen gekoſtet und wenig Nutzen geſtiftet hatten. Es war immer ſchwer, die Neger in ihren Wäldern anzugreifen; die Züge waren langwierig und gefährlich; und überdas muſte man immer wieder von neuen anfangen. Wenn ſich auch die Feinde eine Zeitlang nicht ſehen lieſſen, ſo kamen

men ſie doch bald wieder mit gröſſrer Wuth und Stärke zum Vorſchein, machten ſich die Sicherheit der Koloniſten zu Nutze, und rächeten ſich jederzeit mit Wucher wegen des erlittenen Schadens, oder wegen der grauſamen Strafen, die an einigen von ihnen ohne Barmherzigkeit waren vollzogen worden. Und in der That, wenn man betrachtet, wie die Regierung der Kolonie mit verſchiedenen dieſer Unglücklichen, die ihr in die Hände fielen, verfahren hat, ſo ſieht man ſich gewiſſer maßen gezwungen, die **Marron-Neger**, wenigſtens einen Theil derſelben, zu entſchuldigen, daß ſie eine ſo hartnäckige Begierde bezeigten, die unerhörte Grauſamkeiten, die an ihren Brüdern begangen waren, zu rächen.

Wir wollen hier von denen Unmenſchlichkeiten nicht reden, die die Wuth des Krieges und die Hitze des Gefechts zu rechtfertigen ſcheinen; allein, wer könnte ohne Abſcheu die Geſchichte jener Grauſamkeiten leſen, die unter dem Siegel des Gerichts, unter dem Vorwande der Nothwendigkeit, die Barbaren zu beſtrafen, begangen ſind? Im Jahr 1730 wurde von dem Gerichte dieſer Kolonie über eilf dieſer Unglückſeligen, worunter acht Weiber waren, ein Urtheil geſprochen und ausgeführet, welches allein im Stande war, den übrigen, nicht ſo wohl einen Schrecken einzujagen, als vielmehr einen ewigen Haß und einen ſolchen Durſt nach Rache in ihnen zu erwecken, der nicht anders, als mit ganzen Strömen von dem Blut desjenigen Volkes konnte geſtillet werden, welches ſeine Weisheit in der Erfindung ſolcher Strafen zeigte, die, wenn man ſo reden darf, den Tod deſſen, der ſie ausſtehet, vermannigfaltigen. „Einer von ihnen „wurde verurtheilt, an einen eiſernen Haken, der in

„ ſeine Seite eingeſchlagen wurde, lebendig an einen „ Galgen gehenkt zu werden, um ſo einen langſamen „ und erſchrecklichen Tod zu erwarten. Zween an„ dre wurden lebendig, aber mit einem langſamen „ Feuer verbrannt, und ihr Fleiſch indeſſen mit glü„ henden Zangen abgeriſſen.“

Von gewöhnlichern Todesſtrafen, die vielleicht weniger grauſam waren, wollen wir nicht einmal reden: aber weſſen Herz zerſchmelzt nicht von wehmüthigem Mitleiden bey dem bloſſen Gedanken ſolcher abſcheulichen Beſtrafungen armer Sklaven, die freylich zwar Sklaven, aber doch Menſchen ſind, denen ſelbſt die Dienſtbarkeit den Titel unſrer Brüder nicht rauben kann? Und wenn wir die Koloniſten fragen, was dieſe Grauſamkeiten für Nutzen geſtiftet haben, ſo wird die Geſchichte des Ausganges ſelbſt für uns antworten; denn ſelbſt die Verträge die ſie endlich mit den Wilden zu ſchlüſſen genöthiget waren, ſprechen zum Vortheil der lezten, und rathen den erſten mehr Sanftmuth an.

In der That wurden die Neger hinter Auka in dem Vertrage, welchen die Koloniſten im Jahr 1749 mit ihnen machten, wie ein freyes und unabhängiges Volk behandelt, und ihnen faſt alle ihre Forderungen zugeſtanden; und die Neger behandelten die Bevollmächtigten, die in dieſer Abſicht zu ihnen geſandt wurden, nicht ſo wohl als Geſandten eines freyen Volks, welches Geſetze zu geben ſucht, ſondern vielmehr als Geiſſel einer überwundenen Nation.

Sollte man hier nicht billig fragen, ob es mit der Würde eines Volks, welches ſich die Vorrechte der Oberherrſchaft anmaßet, beſtehen könne, daß es ſich

mit Leuten in Unterhandlungen einläßt, welche nach ſeinen Begriffen nur eine Bande herumſchwärmender Banditen ausmachen, und nur durch Raubſucht getrieben werden? Dieſe Frage wäre leicht zu beantworten, und der Ausgang hat es allezeit gewieſen, daß die Neger mit allen dieſen Verträgen den Spott treiben, ſo oft ſie, durch Gelegenheit und Umſtände begünſtigt, es ungeſtraft thun können. Es war alſo kein ander Mittel übrig, ihrer los zu werden, und ſich vor ihren Unternehmungen in Sicherheit zu ſtellen, als daß man ihre elende Wohnungen, ihre wankende Hütten zu verwüſten ſuchte. Die Erfahrung von verſchiedenen Jahren hat oft, aber fruchtlos gelehret, daß die Weiſſen allein ſolchen Unternehmungen nicht gewachſen waren. Sie waren zu ſolchen langen und beſchwerlichen Zügen und groſſen Strapazen allzuſchwach, und wurden unterwegens von Elend und Krankheit aufgerieben; überdies wußten ſie die Wege und Zugänge zu dem Aufenthalte ihrer Feinde nicht, und muſten Wegweiſer mitnehmen, die ſelten die gute Abſicht hatten, ihnen den rechten Weg zu zeigen.

Der letzte Aufſtand der Sklaven, der faſt zu gleicher Zeit in verſchiednen Plantagen, zu Demerary, Eſſequebo, Rottika, Pinka in der Mottekreek, und Rommewine, entſtund, iſt einer der gefährlichſten, womit die Colonie vielleicht jemals bedrohet geweſen iſt. Die aufrühriſchen Sklaven vereinigten ſich mit den Maron-Negern, begiengen an den gemeldten Orten die größten Ausſchweifungen in den Plantagen, ermordeten die meiſten Weißen, verbrannten die Gebäude, und führten die Sklaven mit ſich hinweg. Dieſe Empörung iſt, auſſer den gewöhnlichen Urſachen, noch durch einige beſondere Umſtände veranlaſſet worden. Man ſagt unter andern,

daß ſie aus dem Misvergnügen der Sklaven über die plötzliche Veränderung ihrer Herrſchaften entſtanden ſey. Man weiß, daß ſeit kurzer Zeit viele Plantagen ſind verkauft worden. Dadurch waren verſchiedene Plantagen aus den Händen wohlhabender Beſitzer in die Hände ſolcher Käufer gerathen, die ſchon durch die ſchwere Zinſen, die ſie für aufgenommene erſtaunliche Geldſummen bezahlen mußten, mit Schulden überhäuft waren. Dieſe erzeigten ihren Sklaven, die ſchon über die Veränderung der Herrſchaft misvergnügt waren, keine Freundlichkeit, und verſchaften ihnen keine Erleichterung, woran dieſe Unglückliche doch gewohnt waren, ſondern forderten ſo viele Arbeiten von ihnen, die ihre Kräften, und folglich ihre Verbindlichkeiten überſtiegen. Die Begierde, ihren wankenden Credit zu unterſtützen, bewog die Beſitzer zu dieſen Grauſamkeiten; weil aber die Sklaven durch unmöglich gewordene Arbeiten die geitzigen Abſichten ihrer ungerechten Gebieter nicht erfüllen konnten, ſo ſind ſie endlich aufgeſtanden, um ſich ſolchen grauſamen Behandlungen zu entziehen. Ein beſondrer Brief von Demerary, beſtätiget dieſes zum Theil. In demſelben wird berichtet, „ daß ein gewiſſer Collard, deſſen Sachen am Abnehmen waren, und „ deſſen Plantage gerichtlich verkauft worden war, „ zum Theil an den Empörungen Schuld geweſen, „ die dieſe Colonie ſo ſehr beunruhiget haben: weil er „ durch dieſe vermeinte Beleidigung aufgebracht, und „ von einem wüthenden Zorn hingeriſſen, die Neger „ wider den Käufer der Plantage, Namens Hooft, „ aufgewiegelt.“ Dieſer Funke war auf dem Punkt, die Colonie Eſſequebo und Demerary in lichte Flammen zu ſetzen, und war gleichſam die Loſung zu einem allgemeinen Aufſtande.

Die-

Dieſelbe Urſachen hätten leicht auf Surinam dieſelbe Wirkungen haben können, und man hatte Urſache, alles zu befürchten. Wir haben oben erzählt, daß die entlaufenen Sklaven, nebſt den Maron-Negern die Plantagen mit Raub, Mord und Brand erfüllet, und die Sklaven mit ſich davon geführet haben. Mit dieſen flohen ſie auf eine unzugängliche Inſel, die in einem großen Moraſt liegt, zwiſchen dem Fluß Collica und dem Marowyne, worauf ſie ihr Dorf haben. Dahin gelangten ſie vermittelſt leichter Fahrzeuge von ausgehauenen Bäumen, womit ſie über den Moraſt ſetzen konnten, ohngeachtet derſelbe mit Schilf, Geſträuch und ſelbſt hin und wieder mit kleinen Anhöhen beſetzt war, die kaum mit dem Waſſer gleich ſind, welches zur Regenszeit über eine Mannshöhe, und in trockner Zeit halb ſo tief iſt. Doch an den meiſten Orten iſt der Grund ſo ſeichte, daß man oft durch die erſte Kruſte des Schlamms ohne Rettung hineinfällt und wegſinkt. Ueberdiß hatten ſie ihr Dorf überall, wo ſie einige Möglichkeit, daß ihm beyzukommen wäre, befürchteten, mit dicken Palliſaden von Mannslänge umgeben, die mit Schießlöchern verſehen und mit Schifſtücken und Doppelhacken beſetzt, die ſie auf den Plantagen und von unſren Detaſchements erhaſchet haben. Auch hatten ſie einen großen Vorrath an Pulver und Bley, einige hundert Flinten und Säbel und andren Kriegsvorrath. Es war alſo unmöglich, ſie mit Soldaten anzugreifen, beſonders, da man, um an dieſen Ort zu gelangen, vorher noch über andre Swampen oder Moräſte ſetzen mußte, die ſie beſetzt hielten: ſo daß unſre Truppen, deren Mund- und Kriegsvorrath auf dem Kopf mußte getragen werden, wenn ſie ſich nun mitten in dem Moraſt befanden, und auf die Höhe kamen,

men, wo die Feinde ſich hinter die Bäume geſtellet hatten, dergeſtalt empfangen wurden, daß die Träger allen Vorrath von ſich warfen, und die Bedeckung, die wehrlos bis an den Hals im Waſſer und Schlamm gieng, ſich zurück ziehen mußte, wodurch viel Pulver und andre Nothwendigkeiten in die Hände dieſes Geſindels gefallen ſind.

Hieraus kann man ſchlieſſen, wie gefährlich die Umſtände der Colonie ſeyn mußten. Das Weglaufen der Sklaven von den Plantagen nahm täglich zu; an verſchiednen Orten befanden ſich ſolche Neſter zuſammengelaufner Sklaven, die aber nicht ſo mächtig, auch nicht mit Kriegsnothwendigkeiten verſehen waren. Selbſt diejenige, die vorhin durch Friedensverträge waren befriediget worden, wurden aufs neue misvergnügt, und forderten unaufhörlich größere Geſchenke, als ihnen jährlich zugeſtanden waren, beſonders Pulver und Bley.

Zwölfhundert Mann Truppen, die in der Colonie waren, konnten nur wenig Nutzen verſprechen, nicht allein wegen der Unzugänglichkeit des feindlichen Aufenthaltes, und der unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten, denen die Weiſſen in den Moräſten und Wäldern ausgeſetzt waren, wo alles auf den Köpfen mußte getragen werden; ſondern auch weil die Krankheiten ſo plötzlich überhand nahmen, daß die Geſunden nicht ſtark genug waren, die Kranken wegzutragen, welche man nirgend zu laſſen wußte. Die Anzahl der Geſunden war ſehr klein, Krankheiten und Sterben allezeit ſehr ſtark unter ihnen, ſo daß die Geſunden kaum im Stande waren, auf den Feſtungen, als Poſten, die man nothwendig beſetzt halten mußte, zu dienen. Denn dieſe waren das einzige Mittel, die Sklaven

noch einiger maßen im Zaum zu halten, und das fernere Weglaufen zu verhindern, da auf jeder Plantage, welche zwey bis dreyhundert Sklaven hat, ſelten mehr als ein oder zwey Weiſſe ſind, nemlich ein Directeur und ein Negerofficier. Würde man nun von der Beſatzung 80 bis 100 Mann, die allezeit die geſundeſten und Beſten ſeyn mußten, wegnehmen, um ſie gegen die entlaufene Neger zu gebrauchen, ſo würde der Ueberreſt zu klein und zu ſchwach ſeyn, um im Fall eines Angriſs den Ort zu vertheidigen.

In dieſer dringenden Noth, da der Untergang der ganzen Colonie unvermeidlich zu werden ſchien, berief der Gouverneur, der Herr General Jan Nepven, den Rath oftmals zuſammen, um zu überlegen, was bey ſolchen unglücklichen Umſtänden zu thun ſey, um eine ſo koſtbare und dem Vaterlande ſo ſchätzbare Colonie, auf welche, auſſer den beträchtlichen Vortheilen, die ſie beſtändig abwirft, die Eingeſeſſenen des Staats wohl 40. bis 50. Millionen Gulden vorgeſchoſſen haben, vom völligen Untergange zu retten. Allein guter Rath war theuer, da es an Macht und Mitteln fehlte, die Aufrührer zu bändigen und die Sklaven im Zaum zu halten. Sollte man wieder Friede mit ihnen machen? Dieſes Mittel wurde vorgeſchlagen, aber ſehr gefährlich befunden; zumal, da man von den Partheyen, womit man ſchon Friede gemacht hatte, ſo viel ausſtehen mußte. Und war es nicht höchſt gefährlich, ſolche Exempel zu vervielfältigen, da die Entlaufenen, nach vielen begangenen Ausſchweifungen, in Frieden aufgenommen, und jährlich mit allerhand Nothwendigkeiten, ja ſo gar mit Pulver und anderem Kriegsvorrath verſehen worden? Mußte man nicht beſorgen, daß dadurch andre Partheyen

(deren

(deren ſchon itzt wiederum wenigſtens 4. bekannt ſind) würden aufgemuntert werden, durch Ueberrumpelung der Plantagen, Morden, Brennen und Plündern, dieſelbige Abſicht zu erreichen? Und wie bald würden nicht die vornehmſten Plantage-Sklaven ſich mit ſolchen vereinigen, um gleichfalls ihr Glück zu verſuchen. Hätte man noch hoffen können, daß es dabey bleiben würde, ſo wäre wenigſtens die Gefahr für eine Zeitlang abgewendet geweſen. Doch da man nicht hoffen durfte, daß das Weglaufen der Sklaven von den Plantagen jemals ein Ende nehmen würde, ſo war, wenn dieſelbigen Urſachen jederzeit dieſelbigen Wirkungen haben ſollten, endlich der völlige Untergang der Colonie unfehlbar zu beſorgen.

Man ſahe leicht ein, daß die Neger ſelbſt am geſchickteſten wären, wider ihre Brüder zu ſtreiten, weil ſie gleiche Geſchicklichkeit beſaßen, die Schwierigkeiten in den Wäldern zu überwinden. So gefährlich es nun auch ſcheinen mogte, den Sklaven die Waffen in die Hände zu geben, ſo mußte doch das Mittel, einer gewiſſen Anzahl der beſten und vertrauteſten Sklaven die Freyheit zu ſchenken, (welches der Gouverneur **Mauritius** ſchon zu ſeiner Zeit vorgeſchlagen hatte, aber nicht ausführen durfte) wieder hervorgeſucht werden. Die alten Einwürfe wurden wieder vorgebracht, z. B. die Schwierigkeit, wie ſo viele getreue Sklaven zu bekommen, frey zu machen, und in Bewegung zu ſetzen wären? — Wie man ſie von ihren Weibern, Kindern und Familien trennen könne? — Die Eiferſucht der übrigen — Die Furcht vor dem Misbrauche einer ſolchen Freyheit nach ihrer Zurückkunft, und der unvermeidliche Argwohn der Eigenthümer, und dergleichen Dinge mehr. Jedoch die dringende

Noth und eine moraliſche Gewißheit, daß das beſtändige Friedenmachen, (welches man vorhin allzeit dieſem Plan vorgezogen hatte) endlich den gewiſſen Untergang befördern würde, überwogen alle andre Betrachtungen. Der Entſchluß wurde gefaßt. Die hierzu Bevollmächtigten ſtatteten Bericht ab, daß ſie 150. Sklaven mit aller möglichen Vorſichtigkeit ausgeſucht, welches die Eigenthümer bewilliget hatten. Der Gouverneur verfügte ſich mit dem ganzen Rath nach der Veſtung Neu-Amſterdam. Daſelbſt wurde den ausgeſuchten Sklaven die Sache vorgeſtellt, und ein jeder befragt, ob er hierzu willig ſey, und Herz genug habe? Die meiſten, nur wenige ausgenommen, nahmen es mit großer Freude an, und wurden von drey Räthen von der Juſtiz, als geſchworenen Taxatoren geſchätzt. Nochdem ein jeder nebſt Vorſtellung ſeiner Pflichten einen auf ſeinen Namen geſtellten Freyheitsbrief bekommen hatte, und ihnen der Inhalt ihrer Capitulation im Neger-Engliſchen vorgeleſen war, wurden ſie erſt nach Cottica auf den Poſten Landes-Wohlfahrt gebracht, daſelbſt gemuſtert, und den folgenden Tag auf die Höhe von Commotibo geſchickt, um von dannen das Dorf aufzuſuchen, und, wenn es möglich wäre, anzugreifen und zu erobern. Mitlerweile hatten einige Truppen, ſchon ſeit 3. Monaten vor dem Dorfe, auf dieſer Seite des Moraſtes, auf der Höhe, ein Lager bezogen, und ſich bemühet, ein Baobecot, oder eine Brücke über den Moraſt zu ſchlagen, die ſie ſchon bis auf einen Flintenſchuß weit von demſelben gebracht hatten, wo auch täglich mit den Entlaufenen Scharmützel vorfielen. Die Freygemachten (die gleich, wie bey den Römern, in einem ähnlichen Falle, Freywillige genannt wurden,) vertheilten ſich in verſchiedne

Par-

Partheyen von zwölf Mann, deren jede einen Anfüh-
rer hatte, und verſuchten in der Nacht, durch den Moraſt zu waten. Es war eben in der Regenzeit, und ſie fanden ſo viel Waſſer, daß ſie ſich mit Schwimmen helfen mußten. Jedoch eine von dieſen Partheyen, welche ein gewiſſer Neger von der Plantage Langmuth, Namens Vigilant, anführte, der in den vorigen Unternehmungen als Laſtträger gedienet hatte, und verwundet worden war, ſchwamm im Dunkeln fort, und gelangte bis zu dem Dorfe. Hier wurden ſie zuerſt von den Feinden bemerkt, und weil ſie ihr Gewehr wegen der Näſſe nicht gebrauchen konnten, umringet und gefangen, und da ſie ſich weigerten, ſich mit den Entlaufenen zu vereinigen, wurden ihnen allen die Köpfe abgeſchlagen, und andren zum Schrecken da liegen gelaſſen. Die übrigen Freywilligen nahmen ihren Weg gegen das Lager zu, wo ſie unſre Truppen anzutreffen meinten; allein ſie fanden nichts als Neger daſelbſt, die beſchäftiget waren, die Gebäude des Lagers, und die über den Moraſt geſchlagene Brücke abzubrechen. Als ſie nun hieraus ſahen, daß das Lager aufgebrochen war, überfielen ſie die Arbeitenden, jagten ſie in die Flucht, und ſchlugen fünf von ihren Fahrzeugen in Stücken; doch mußten ſie, als die Entlaufenen ihre Schiffſtücke und Doppelhacken auf ſie ſpielen lieſſen, die Flucht ergreifen, nachdem ſie in 24 Stunden nichts zu eſſen gehabt hatten, welches ſie im Lager zu finden hoften: auch war ihr Pulver mehrentheils unbrauchbar geworden. Die Urſache, daß das Lager aufgebrochen war, war der Mangel an Mund- und Kriegsvorrath, welchen die Träger in dem erſten Moraſt, wie oben erzählt iſt, von ſich werfen mußten. Dem Officier, der die Bedeckung commandiret hatte, wurde deswegen

wegen gleich der Prozeß gemacht, weil er ſich ohne genugſame Vorſicht mit den Trägern in den Moraſt gewagt hatte. Indeſſen fielen die Schwarzen wieder über die Plantagen her, raubten und verbrannten, und führten die Sklaven mit ſich davon, die dem Scheine nach gezwungen, in der That aber freywillig mit ihnen giengen, denn ſie hätten Gelegenheit genug gehabt, zu entwiſchen. Da nun der Rath den guten Willen und die Treue der Freygelaſſenen ſahe, wurde beſchloſſen, dieſen Trupp bis auf 300. Mann zu verſtärken, und dieſe haben, als die Regenzeit vorbey, und in dem Moraſt weniger Waſſer war, mit einer Bedeckung von 80. Soldaten und einem Hauptmanne, welche den nöthigen Vorrath bey ſich führten, und den Freywilligen zur Unterſtützung dienten, den Zug unternommen. Vorher aber wurde der Lieutenant Frederici mit dreyßig Mann und einigen Freywilligen abgeſchickt, die Warbacuba-Kreck auszukundſchaften. Ob dieſer nun ſchon bey ſeiner Ankunft von den hinter den Bäumen ſtehenden Schwarzen mit Flintenſchüſſen empfangen wurde, ſo landete er doch unter einem beſtändigen Feuer, brachte ſie in die Flucht, und kam mit dem Kopf ihres gebliebenen Oberhaupts zurück. Indeſſen kamen die meiſten von den Sklaven, die zuletzt, freywillig oder gezwungen mitgegangen waren, wieder zurück, weil ſie bey den Ausreiſſern ihren Unterhalt nicht fanden, und berichteten, daß der Hunger eine große Verwüſtung unter ihnen anrichte.

Endlich erhielte man die angenehme Nachricht, daß die Freygelaſſenen unter der Anführung des Lieutenants Frederici und ihres eigenen Anführers Mangolt, das Dorf völlig erobert hätten.

Sie wurden anfänglich zwar durch ein ſtarkes Feuer aus den Stücken, Doppelhacken und Flinten der Rebellen zum Weichen gebracht; doch am 20ten September vor Anbruch des Tages gelangten ſie über den Moraſt auf die Inſel, trieben die Schwarzen nach einem hartnäckigen Widerſtand in die Flucht, drungen zugleich mit ihnen in ihre Palliſaden ein, und vertilgten alle ihre Wohnungen. Bey dieſer Eroberung ſind verſchiedne dieſer Unglücklichen getödtet, und ohngefehr Sechzig gefangen worden. Die übrigen ſind durch die Moräſte entflohen, und haben ſich in den Wäldern verborgen, wo ſie allem Vermuthen nach von Elend vergehen müſſen. Da nun das gefährlichſte Neſt zerſtöret iſt, hoffet man mit den übrigen, die nicht ſo viel zu bedeuten haben, bald fertig zu werden.

Die Anſtalten der Generalſtaaten werden ohne Zweifel das meiſte beytragen, den Frieden und die Sicherheit der Coloniſten herzuſtellen. So bald die Regierung und die Einwohner von Surinam ihre Hochmögenden um Hülfe anfleheten, beſchloſſen ſie, ein Bataillon Seetruppen nach der Colonie zu ſenden, welches auch würklich unter dem Befehl des Colonels L. G. Fourgeod, (Colonel Lieutenants des erſten Bataillons von dem Seeregiment des Colonels Douglas) abgereiſet iſt. Man glaubt ſo gar, daß die Generalſtaaten beſtändig in den Colonien Kriegsvolk halten, und alles auf einen ſolchen Fuß ſetzen werden, daß die Maron-Neger gezwungen ſeyn werden, ruhig in ihren Wäldern zu bleiben, und die übrigen Sklaven in Furcht, und die ganze Colonie in Ordnung und Ruhe erhalten werde.

Dieſes Mittel wird das kräftigſte ſeyn, weil es doch ausgemacht iſt, daß die Wurzel der Empörungen niemals

niemals gänzlich ausgerottet werden kann, ſo lange die Obrigkeit der häuslichen oder beſondern Macht der Coloniſten über die Sklaven nicht engere Gränzen ſetzt, und ſo lange keine ordentliche und zwar hinlängliche Truppen in der Colonie ſind, die ein Volk im Zaume halten können, welches Tod und Foltern verachtet, um die Bande einer Knechtſchaft zu zerbrechen, welche die Grauſamkeit der Menſchen oft unerträglicher macht, als den Tod ſelbſt: und wollten die Eigenthümer einſt ihre Herzen der Menſchenliebe öfnen, und ſich überzeugen laſſen, daß die Neger zwar Sklaven, aber doch keine Laſtthiere ſind, ſo würde man endlich einen dauerhaften Frieden in dieſem Theile der Erdkugel hoffen dürfen; die Plantagen würden blühender werden, der ſinkende Handel wieder empor kommen, und Herren und Sklaven glücklich ſeyn. Vielleicht iſt es zu viel gewünſcht, wenn man verlangt, daß man überall dem friedlichen Beyſpiele der Einwohner von Penſylvanien folge; doch iſt es wenigſtens ein Wunſch, welchen die Menſchlichkeit, oder wenn man lieber will, Vernunft und Religion billigen.

Zwölftes Hauptſtück.

Von der Haushaltung der Sklaven überhaupt.

Wenn man die heftige Hitze des Landes, aus welchem die Negern herſtammen, mit der Hitze in demjenigen Lande vergleichet, in welches ſie in dieſer Kolonie, ſo zu reden verpflanzet worden, ſo wird man ſich leicht vorſtellen können, daß die Blöße der Sklaven ein Hinderniß ihrer Fortpflanzung iſt; denn hiedurch werden ſie mehr und zeitiger zu der Liebe gereizet, und die große Geilheit die man bey ihnen zum voraus ſetzen kann, und die ſie wirklich beſitzen, iſt nach dem Urtheil der beſten Naturkündiger der Zeugung hinderlich.

Von der Vielweiberey.

Indeſſen iſt dieſer Saz, welcher auf unſerer Halbkugel ſeine Anwendung finden kann, in Anſehung ihrer nicht gegründet; vielmehr iſt die Bevölkerung unter ihnen ſo wohl in ihrem Lande, als in ihrer Sklaverey auſſerordentlich ſtark, welches der Vielweiberey zuzuſchreiben, die ſo wohl von den Negern mit den Indianerinnen, als von den Weiſſen nach dem Exempel der erſteren, mit den Negerinnen und Mulattinnen aufs höchſte getrieben wird, welche von ſo hitziger Natur ſind, daß ein Europäer, der ſich in dieſem Lande mit dieſen Frauensperſonen einläßt, ſelten ein hohes Alter erreichet. Man findet vielmehr, daß ſie mit vielen Krankheiten des Landes behaftet ſind, die nebſt andern Ausſchweifungen wenigſtens zwey Drittheil ihrer Lebensbahn verkürzen.

Am

Am allermeiſten hat man ſich darüber zu wundern, daß ihr frühzeitiger Tod nicht durch veneriſche Krankheiten verurſachet wird. Dieſes muß man der beſondern Sorgfalt dieſes Volkes für die gröſte Reinlichkeit, zuſchreiben.

Sie ſind von Natur von ſo ſtarker Leibesbeſchaffenheit, daß, ob ſie gleich vom Morgen bis zum Abend übermäßig ausdünſten, man dennoch in den natürlichen Verrichtungen des Körpers bey ihnen keine Veränderungen bemerket, welche dergleichen häufige und ſchädliche Krankheiten, womit die Europäer befallen werden, hervorbringen könnten. Dieſes haben ſie ihrer harten Erziehungsart zu danken, die von der unſrigen ſehr verſchieden iſt, weshalb wir auch nicht die geringſte Veränderung in unſerm Luftkreiſe vertragen können. Ein ſicherer Beweis, daß unſere Verzärtelung uns ſchädlicher als jenen die harte Erziehung iſt.

Gewiſſe ſyſtematiſche Köpfe behaupten, daß die Sklaven ſich mit gewiſſen Säften rieben, die eine Art von Firniß ſind, welcher ſie für die Eindrücke der Luft ſicher ſtelle; da ich aber vom Gegentheil überzeuget bin, ſo wird es mir erlaubt ſeyn, dieſe Meynung, die ſich nur auf ein Hörenſagen gründet, zu widerlegen und ihren Ungrund zu zeigen. Ich beweiſe meinen Saz damit, daß ihre Unempfindlichkeit gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung nur eine Gewohnheit iſt; denn ſo bald ſie den Stich der Moskiten oder anderer giftigen Inſekten fühlen, ſo ſchlagen ſie auf den geſtochenen Fleck, als wenn ein Tonkünſtler den Takt ſchlüge. Dieſes brauchten ſie bey dem Gebrauch obigen Firniſſes nicht zu thun, wenn derſelbe ihre Haut ſo verhärtete, daß ſie kein Gefühl hätte. Das bisher erzählete betrift überhaupt die Leibesbeſchaffenheit bey-

der Geſchlechter: da aber die mehr oder weniger ſchwere Niederkünfte, von der eigenen Leibesbeſchaffenheit des weiblichen Geſchlechtes abhängen; ſo werde ich auch hievon, um nichts mit Stillſchweigen zu übergehen, handeln.

Von der Schwangerſchaft der Weiber und ihren Niederkünften.

Alle dieſe Weiber, ſie mögen Negerinnen, Mulattinnen, Meſtizinnen oder Kabuglinnen ſeyn, haben bey ihren Schwangerſchaften einen ſo ſtarken Leib, in Vergleichung mit den Europäerinnen, daß man glauben ſollte, ſie giengen mit zwey oder drey Kindern ſchwanger, da ſie doch ſelten mehr als eines gebähren. Was man aber an ihnen bewundern muß, iſt, daß ob ſie gleich bis zu dem Augenblick ihrer Entbindung die gröbeſten Arbeiten verrichten müſſen, ihnen ſolches doch nicht ſchadet, und ſie keine von den in Europa gewöhnlichen Zufällen bekommen. Ich habe ſo gar geſehen, daß eine Negerin, wegen eines Verbrechens, fünf oder ſechs Stunden vor ihrer Entbindung, mehr als funfzig Streiche mit der Peitſche auf den Hintern bekam, welches Verfahren wir gewiß als wider alle Geſetze der Menſchlichkeit anlaufend anſehen werden; dem ohngeachtet hatte ſie eine glückliche Niederkunft.

Es iſt zum Erſtaunen, wie leicht ſich dieſe Weiber einer Laſt entledigen, die den unſrigen einen faſt tödlichen Schrecken verurſachet, und die öfters auch ihren Untergang nach ſich ziehet. Dahingegen jene nicht einmal des Beyſtandes geſchickter Hebammen bedürfen. Sie wählen dazu blos eine andere verheyratete Negerin, um das Kind, welches ſie ohne Beyhülfe

hülfe und ohne Mühe gebähren, in Empfang zu nehmen und ſelbigem die Nabelſchnur abzuſchneiden.

Wenn lezteres geſchehen, wäſchet die Mutter ſelbſt ihr Kind, und nachdem ſie es in einer Pagne *) eingeſchlagen hat, ſezet ſie ſich in einen Zober mit laulichtem Waſſer, um ſich ebenfalls zu waſchen. Einige Stunden nachher, reichet ſie dem Kinde die Bruſt, und nach Verlauf von ſechs oder ſieben Tagen, muß ſie wieder an ihre Arbeit gehen.

Sie machen es mit dieſen kleinen Geſchöpfen, wie die Karaiben, und windeln ſie niemalen, weil ſie dieſes als ein der Menſchlichkeit ſehr nachtheiliges Verfahren anſehen; und weil dieſes, ihrem Anführen nach, die Quelle aller, unſern Kindern begegnenden Zufälle iſt. Sie behaupten, daß das zu ſtarke Zuſammenziehen der Windeln den Umlauf des Geblütes hemme, welches leztere doch der Nahrungsſaft ihrer zarten Glieder ſeyn ſoll; und daß der Kopf, welcher hiedurch allezeit niederhängend wird, nothwendigerweiſe mehr Feuchtigkeiten erhalte, als wenn derſelbe in ſeiner natürlichen Richtung bliebe. Dieſes ſcheinet

*) Man giebt dieſe Benennung einem Stücke Leinewand, das zwo und eine halbe Elle lang, und eine halbe Elle breit iſt, womit ſich die Weiber den Leib bis unter die Achſeln bewickeln; die gewöhnlicher Weiſe zweymal um den Leib gehet, und deſſen Enden übereinander, und alsdenn inwärts geſchlagen werden, damit ſie veſt halten. Dieſe Binde reichet insgemein bis zur Hälfte der Lenden, damit ſie die ſchamhaften Theile bedecke.

net mir ſo phyſiſch richtig zu ſeyn, daß ich es nothwendig als eine ausgemachte Wahrheit annehmen muß.

Von den Taufzeremonien ihrer Kinder.

Drey oder vier Tage nach ihrer Niederkunft, bringet die Mutter ſelbſt ihr Kind, und zwar wenn es ein Knabe, ihrem Herrn, und wenn es ein Mädchen iſt, ihrer Frau, damit ſie demſelben einen Namen geben. Nach dieſer pünktlich beobachteten Zeremonie, kehrt ſie ſehr vergnügt wieder zurück.

Kommt die Zeit, daß ſie ihre gewöhnliche Arbeit wieder verrichten ſoll, ſo leget ſie ihr Kind in ein Tuch, welches ſie auf ihren Rücken bindet, dergeſtalt, daß es darin ganz krumm und als ein Knauel lieget. Dieſer für ihre Kinder tragenden wenigen Sorgfalt ohngeachtet, und weil ſie es nicht anders machen können, iſt es doch faſt unerhört, daß man Buklichte, Lahme oder Blinde unter ihnen gefunden hätte, wo nicht ein unvorhergeſehener Zufall daran ſchuld iſt, welcher aber mit der Art ihrer Erziehung in keiner Verbindung ſtehet.

Bey aller ihrer Sklaverey haben dieſe Weiber dennoch ſehr gerechte und grosmütige Geſinnungen, welche, wenn ichs ſagen darf, öfters viele aus den geſitteſten Ländern beſchämen würden; denn, ſo unkeuſch ich ſie auch beſchrieben, ~~und worin~~ ich auch nicht zu viel geſagt habe, ſo enthält ſich doch eine Mutter von dem Augenblick an, da ſie ihr Kind zu ſtillen angefangen hat, alles Umganges mit ihrem Mann oder mit einem andern, bis ſelbiges ſieben bis acht Monate alt iſt; weil ſie überzeugt ſind, daß bey dem geringſten Umgange mit den Mannsperſonen, ihre Milch nicht mehr rein bleiben und das Kind davon

krank

krank oder ungeſund werden würde. Sie beſitzen alſo zu einer ſolchen Zeit, ſo viele Gewalt über ſich ſelbſt, daß ſie ſich nichts vorzuwerfen haben.

Von der Zärtlichkeit der Mütter.

Erreichet die Zärtlichkeit unſerer Mütter wohl dieſen Grad der Vollkommenheit? und ziehen ſie nicht ihre Lüſte dem Vergnügen, reine und geſunde Kinder zu haben, vor? denn man ſiehet ſelten einige, die ihre Kinder bis zum ſechſten Monat ſtillen, daß ſie nicht ſchon Anzeigen einer neuen Schwangerſchaft ſollten empfunden haben; und daß ſie öfters ihre Kinder alsdenn erſt entwöhnen, wenn ſie gewiß wiſſen, daß ſie ſchon im dritten oder vierten Monate ſchwanger ſind. Andere, und dies iſt der gröſte Haufen derſelben, vertrauen ſie ſelbige nicht fremden Händen, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie dadurch die vornehmſten Bande zerreiſſen, welche den Mutterſtand und die Kindſchaft verknüpfen, und ob ihre Kinder die Fehler des Blutes und der Seele derjenigen annehmen, denen ſie anvertrauet werden? Dieſe Verſchiedenheit von Gebräuchen und Sitten, ſollte uns das Vorurtheil benehmen, daß wir dieſe Völker für wild und ungeſittet halten, weil ſie ſo ſorgfältig dieſe erſten Pflichten der Religion und der Menſchlichkeit beobachten.

Um aber wieder auf die dem Anſcheine nach ſo geringe Sorgfalt zu kommen, die ſie für ihre Kinder tragen, ſo müſſen ſie doch guten Grund dazu haben; weil ich geſehen habe, daß ihre Kinder ſchon mit dem neunten oder zehnten Monate zu laufen, oder vielmehr ganz nackend im Sande zu kriechen anfangen, indem ſie einige Worte zwiſchen den Zähnen her lallen.

Von der Erziehung ihrer Kinder.

Die erſten Worte, welche eine Mutter ihr Kind lehret, ſind Audi Maſſera, welches, wie wir oben bemerket haben, bedeutet: Guten Tag, Herr. Und die erſte Pflicht die ſie ihm beybringet, iſt, daß es ſeinen Herrn verehren, ihn lieben, und ihm, wenn es auch ſein Leben koſten mögte, getreu ſeyn ſoll. Ihre Treue gegen denſelben hat daher auch, wie ich geſaget habe, nicht ihres gleichen, wenn man nur irgend menſchlich mit ihnen umgehet. Sie giebt ſich aber keine Mühe demſelben einige Religionsgründe beyzubringen: dieſes iſt die lezte Pflicht, die ſie ihm zu Gemüthe führet, welche nur darin beſtehet, daß man einen Gott glauben müſſe, den dieſe Völker in ihrer, ſo wie in der engländiſchen Sprache God, nennen. Dieſes ausgenommen, ſind ſie alle überhaupt Götzendiener, weil ſie es nicht unterlaſſen können, irgend ein Thier insbeſondere zu verehren, welches ihre Voraltern vom Vater auf den Sohn ſich erwählet haben. Denn wenn der Vater etwan einen Hirſch anbetet, ſo wird der Sohn deſſen Beyſpiel folgen; und wenn die Mutter einer Schlange eine Verehrung erweiſet, ſo wird die Tochter daſſelbige thun, daß alſo eine jede Familie, ſo zu reden, ihr eignes Thier hat, welches ſie anbetet, und daß nichts vermögend iſt, ſie zu hindern, ihre Arten von Hausgötter zu haben. Der Begrif, den dieſes Volk ſich von dieſer Verehrung machet, iſt zu beſonders, als daß ich ſelbigen hier nicht anführen ſollte.

Sie ſtehen in der veſten Meynung, daß, wenn ſie dasjenige Thier, welches ſie verehren, anbeten, ſolches ihnen oder ihren Kindern niemals einiges Leid zufügen werde: woraus man ſchlüſſen muß, daß entweder die

Furcht oder der Abſcheu zu dieſem Aberglauben Gelegenheit gegeben habe: und da die Wahl nicht von ihnen, ſondern von ihren Voraͤltern kommt, ſo halten ſie ſich ſchlechterdings verbunden, ſich dieſem Geſetze zu unterwerfen, und ſie wuͤrden ſich ein ewiges Gewiſſen machen, dieſem zuwider zu handeln, weil ſie ſich durch dieſe Ehrerbietigkeit gegen ihre Voraͤltern, in derjenigen beſtaͤrken, welche ſie ihrer Ueberzeugung nach fuͤr ihre Herren haben muͤſſen: dieſe Lehre wird ihnen ohne Unterlaß von ihren Muͤttern eingepraͤget, welche fuͤr ſie zugleich eine beſtaͤndige Erinnerung ihrer niedrigen Herkunft und eine ohnfehlbare Quelle derjenigen Treue iſt, von welcher ich oben erwaͤhnet habe.

Indeſſen faͤllt dieſe Verehrung bey denen weg, die das Gluͤck gehabt haben, daß ſie in der chriſtlichen Religion unterrichtet und getaufet worden, weil ſie alsdann das hoͤchſte Weſen allein erkennen, und weil ſie auch durch die Taufe von der Knechtſchaft befreyet werden, ſo verlieren ſie alle Begriffe von Sklaverey und Goͤtzendienſt.

Von den Schwierigkeiten, die Sklaven in Surinam der Leibeigenſchaft zu entlaſſen.

Weil ſich viele Schwierigkeiten finden, ſie der Leibeigenſchaft zu entlaſſen, ſo iſt auch die Anzal dieſer Art Chriſten nicht betraͤchtlich. Erſtens, wenn ein Herr ſeinen Sklaven loslaſſen will, iſt er verbunden, auſſer daß er dasjenige verlieret, was er ihm gekoſtet hat, ihm auch einen Freyheitsbrief zu kaufen, wofuͤr zwey hundert Gulden erleget werden muͤſſen; denn in Ermangelung deſſelben, kann der Sklave weder unterrichtet, noch getaufet werden. Dieſe Unbequemlichkeit wuͤrde noch fuͤr nichts zu rechnen ſeyn, es ſey denn,

denn, daß der Herr übertrieben geizig wäre. Denn der Sklave muß überdies auch, ohne Unterſcheid, nicht nur ein Handwerk erlernet haben, ſondern auch ferner im Stande ſeyn, ſich ſeinen Lebensunterhalt reichlich zu verſchaffen, widrigenfalls lieget dem Herrn ob, ihn zu ernähren und zu unterhalten, damit er nicht andern zur Laſt falle, oder damit nicht durch ihn die Anzal der Feinde der Kolonie vermehret werde.

Von der Gemüthsart der Negern.

Die Neger ſind überhaupt ſehr getreu in der Freundſchaft gegen einander. Sie würden lieber die härteſten Beſtrafungen ausſtehen, als einander Schaden zufügen. Dieſes gehet ſo weit, daß wenn einer von ihren guten Freunden ein Flüchtling wird und ſeinen Herrn verläßt, ſie ihn in ihrer Hütte oder in ihrem Hauſe aufnehmen, und ehe ihr Leben verlieren als ihn verrathen. Unglücklich aber würde auch derjenige ſeyn, der ſie angeben wollte. Wenn indeſſen ein Streit unter ihnen entſtehet, ſo vergeſſen ſie ſich dergeſtalt, daß ſie ihr möglichſtes thun, um ſich zu rächen; und ihre Rachgier iſt ſo groß, daß wenn es zwiſchen ihnen einmal zu Thätlichkeiten kommet, es nicht möglich iſt, ſie wieder auszuſöhnen.

Von den Folgen der Eiferſucht der Negern.

In der Eiferſucht über ihre Weiber, übertreffen ſie die Italiäner, und vergiften ſelbige, ſobald ſie den geringſten Umgang zwiſchen ihnen und einem andern Neger oder einem Indianer merken. Es iſt aber ſonderbar, daß wenn ſolches mit einem Weiſſen geſchiehet, ſie ganz anders denken. Sie machen ſich vielmehr eine Ehre daraus, und bezeigen darüber nicht den geringſten Unwillen.

Alle Negern erreichen ein hohes Alter, und man merkt an ihnen keine andere Schwachheiten, als die Hinfälligkeit des Alters. Hierin ſind ſie den Indianern, von denen ich geredet habe, ähnlich. Ob dieſes eine Eigenſchaft beyder Völker, oder eine Wirkung des Klima von Surinam iſt, weis ich nicht. Dem ſey wie ihm wolle, ſo hat niemand mehr Achtung für die Greiſe, als die jungen Leute von dieſer Nation. Sie nennen ſelbige niemals anders, als **Tata**, welches **Vater** bedeutet, und bezeigen ihnen alle erſinnliche Unterwürfigkeit. Dieſe hingegen ermahnen ſie ohne Unterlaß, ihre Pflichten gegen ihre Herren zu erfüllen, damit ſie von dieſen gut gehalten und dereinſt für ihre Treue belohnet werden mögen. Gewiß iſt es, daß wenn wir irgend durch Menſchlichkeit getrieben, mit ihnen gelinde verfahren, ſo können wir uns auch getreue Dienſte von ihnen verſprechen. Mir deucht, daß dieſes ein kräftigeres Mittel, als die allzu große Strenge iſt, die nur gar zu ofte die Urſache der Verzweifelung wird, in welche ſie ſich ſtürzen, mehr zu unſerem eigenen, als zu ihrem Schaden.

Von ihren Heirathen.

Die Heirathen dieſer Völker ſind viel dauerhafter als die eheliche Verbindungen der Indianer oder der Landesgebohrnen, ohneracht̃et ſie nicht viel mehrere Anſtalten erfordern. Wenn zum Beyſpiel ein Neger und eine Negerin ſich heirathen wollen, und ſie verſchiedenen Herren zugehören, ſo hält der Neger bey der Frau von ſeiner Verlobten um ſie an, mit dem Verſprechen, daß er für ſie ſorgen wolle; und die Negerin wendet ſich ihrer Seits an ihre Frau, um dieſer ihr Vorhaben zu entdecken, und um ihre Einwilligung zu erbitten: wenn ihnen dieſes zugeſtanden worden,

geben ſie ſich die Hände, und die Hochzeit geſchiehet an eben demſelben Tage. Stehet der Neger in einigem Anſehen, ſo nöthiget er verſchiedene ſeiner Freunde, den Abend mit ihnen zuzubringen, und ſie bereiten eine kleine Abendmahlzeit, auf die hernach gewöhnlicher Weiſe ein Ball folget, auf dem ſie ſich zuweilen die ganze Nacht hindurch luſtig machen. Den folgenden Morgen kehret der neu verheirathete zu ſeinem Herrn zurück, und findet ſich des Abends erſt bey ſeiner Frau wieder ein. Die aus dieſer Heirath kommende Kinder gehören dem Herrn der Negerin und nicht des Negers.

Von ihren Tänzen.

Das Tanzen iſt eine der gröſten Leidenſchaften dieſes Volks; und niemand in der Welt iſt mehr darauf erpicht, als ſie. Einige unter ihnen tanzen ein Menuet ſo geſchikt, als ein Weiſſer. Der Tanz aber, iſt nicht dasjenige, was ihnen den meiſten Zeitvertreib machet, ſondern ſie ſetzen ihr gröſtes Vergnügen darinn, daß ſie allerhand unzüchtige Stellungen und Bewegungen machen können, bey welchen doch der Takt jederzeit ſehr genau beobachtet wird, denn ſie haben ein feines Gehör.

Die Tänzer werden z. E. in zwo Reihen geſtellet, der eine vor dem andern, die Mannsleute auf der einen, und die Frauensperſonen auf der andern Seite. Die Zuſchauer oder diejenigen, welche ſchon müde ſind, ſchlieſſen nebſt den Spielleuten einen Kreis um die Tänzer. Wenn der Tanz ſeinen Anfang nehmen ſoll, ſinget der geſchickteſte unter ihnen eine Arie, oder ein Lied, über was für eine Materie er will, deſſen End-Worte von allen Zuſchauern wiederholet werden, damit

damit die Muſikanten ſelbige ſpielen, und die Tänzer ſich darnach richten können.

Es iſt wunderbar anzuſehen, wie mancherley Wendungen ſie machen. Sie nähern ſich einander bis auf zwey oder drey Fuß weit, und entfernen ſich wieder im Takt, bis der Schall ihrer Trommel ſie erinnert, ſich wieder zu nähern, um ſich zu berühren, nämlich die Mannsperſonen das Frauenzimmer. Wenn man dieſes mit anſiehet, ſollte man glauben, daß ſie mit dem Leib aneinander ſtoßen, da ſie ſich doch nur mit den Lenden berühren. Sie entfernen ſich alsdenn wieder, indem ſie ſich herumdrehen, um dieſelben Bewegungen unter den unzüchtigſten Geberden wieder anzufangen, ſo ofte die Trommel das Zeichen dazu giebt, welches gemeiniglich verſchiedenemale hinter einander geſchiehet; und von Zeit zu Zeit ſchlingen ſie die Arme in einander, gehen zwey oder dreymal im Kreiſe herum, klatſchen ſich dabey jederzeit auf die Lenden, und küſſen ſich. Mit einem Worte, ſie thun keinen Schritt im Tanzen, wo nicht ein jedes Glied ihres Körpers, ein jedes Gelenke, auch ſo gar der Kopf, zu gleicher Zeit eine beſondere Bewegung ausdrücket, und dabey halten ſie immer den Takt, wenn derſelbe auch noch ſo hurtig gehet. Bey ihnen beſtehet auch die Kunſt des Tanzens, hauptſächlich in dem richtigen Ausdruck dieſer unendlichen Anzal von Bewegungen, und man müßte mit eben ſo vieler Geſchmeidigkeit gebohren ſeyn, als ſie, um es ihnen nachzumachen.

Von ihren muſikaliſchen Inſtrumenten.

Sie kennen nur drey Arten von muſikaliſchen Inſtrumenten, die ſie die Trommel, das Tamburin und die Zither nennen.

Die

Die Trommel wird aus einem Stücke von dem Stamm eines Baumes verfertiget, welches ungleich ausgehölet, von einer Seite offen, und von der andern mit einem Ziegen- oder Schaf-Felle, wovon das Haar abgekratzet, und welches als ein Pergament bereitet iſt, überzogen wird. Einige derſelben ſind drey bis vier Fuß lang, und haben funfzehn bis achtzehn Zolle im Durchſchnitte. Wenn ſie ſich derſelben bedienen wollen, ſetzen ſie ſelbige zwiſchen die Füße, und berühren ſie mit der Fläche der vier Finger an jeder Hand, und beobachten dabey richtig den Takt.

Das Tamburin beſtehet aus einem kleinen Brette, welches auf einen Fuß geſtellet wird, und darauf ſchlagen ſie nach dem Takt, mit zwey kleinen Stöckern.

Ihre Zither iſt aus der einen Häifte eines Flaſchen-Kürbiſſes verfertiget, woran ein ziemlich langer Hals beveſtiget wird; ſie beziehen ſelbige mit einem eben ſolchen Felle, wie die Trommeln, und darüber werden vier Saiten von Seide oder von getrockneten Därmen der Vögel gezogen, die mit Datteln-Oel bereitet worden. Dieſe vier Saiten werden von einem Steg gehalten. Auf dieſem Inſtrument ſpielen ſie dergeſtalt, daß ſie die Saiten mit den Fingern kneipen oder darauf ſchlagen, und betrachten ſolches als eine Art Geigen; ſie nennen es in ihrer Sprache Bagna.

Von ihren Häuſern.

Sie haben alle ihre kleine Häuſer, die von den Wohnungen ihrer Herrn abgeſondert gebauet ſind. Jede Kaſe, wie ſie ſolche benennen, iſt acht bis neun Fuß hoch, und hat nur ein Stockwerk, und zehn bis

zwölf

zwölf Fuß im Umkreiſe. Sie hat weiter keine Oeffnung, als eine kleine viereckigte Thüre, die noch dazu ſehr niedrig iſt: Ihr ganzer Hausrath ſchränkt ſich auf zwey oder drey Betten für die ganze Familie ein. Sie beſtehen aus einer auf Queerbalken gelegten geflochtenen Hürde, und ruhen auf Gabeln, die einen Fuß hoch von der Erde aufgerichtet ſind. Hierüber breiten ſie eine Matte, die ihnen ſtatt eines Strohſacks, einer Madratze, und gemeiniglich auch ſtatt eines Bettlackens und der Decken dienen; Kopfküſſen gebrauchen ſie nicht, kennen auch nicht den Gebrauch derſelben. Ihre Geſchirre beſtehen aus einigen irdenen Töpfen, Flaſchen-Kürbiſſen, kleinen hölzernen Zobern, und andern Dingen von geringem Werthe. Alles dieſes, ſo wohl der Hausrath, als das Geſchirr, iſt alſo nicht Schuld an der großen Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie zur Nachtzeit die Thür ihrer Hütte verſchloſſen halten.

Die einzige Urſache dieſer Sorgfalt iſt die Kälte, welche, wie oben geſaget worden, in dieſem Lande, ſo bald die Sonne untergegangen, ſehr durchdringend iſt, und die ihnen ſehr empfindlich fällt. Aus dieſem Grunde machen ſie auch des Nachts Feuer in ihren Hütten, ohne ſich an den Rauch zu kehren, von dem ſie faſt erſticket werden, und wovon ſie einen ſolchen Geruch an ſich nehmen, daß ſie jederzeit nach Ruß riechen.

Sie ſind alle, ſo wohl Männer als Weiber, ſtarke Tabaks-Schmaucher, und ſie würden lieber ihr Mittags-Brod miſſen, als eine Pfeiſe Tabak, weshalb ihre Herren ihnen auch ſo viel davon reichen laſſen, als ſie nur verlangen. Dieſe Freygebigkeit iſt nur

von den Pflanzern zu verſtehen, die ſie dadurch um ſo mehr zur Arbeit anzufriſchen ſuchen.

Von ihrer Nahrung.

Die Nahrung dieſes Volkes beſtehet in verſchiedenen Arten von Hülſen-Früchten, als Bananen, Bakaven, Ignanen oder Teien, Piſtazien, der Frucht des Kohlbaums, Pataten, Maiz und Maniok.

Da ich ſchon von den drey letztern in dem ſechſten Hauptſtück geredet habe, ſo werde ich nur die übrigen noch beſchreiben.

Von dem Bananas-Baum oder Piſang.

Der Bananas *) iſt ein Baum, oder beſſer zu ſagen, eine Pflanze, die zu der Größe eines Baums wächſet, deſſen Stängel oder Stamm am beſten mit einer dicken Rolle von Blättern kann verglichen werden, die, indem eines das andere bedecket, dergeſtalt geordnet ſind, daß ſie Schuppen vorſtellen; weil die Enden der einen, denjenigen welche ſie einſchlüſſen, ſtatt einer Rinde oder Decke dienen. Die äuſſerſten ſind ſo lang und ſo breit, daß ein einziges faſt hinreichend wäre, einen Menſchen darin einzuwickeln. Ihre Farbe iſt ſchön grün mit einem Atlas-Glanze. Aus dem Gipfel dieſer Pflanze kömmt und erhebt ſich ein Zweig, den man Regime benennet, der Arms-dick iſt, und der Aehre des türkiſchen Weitzens oder einem Fichten-Apfel ähnlich ſiehet. Er trägt rothe Blüten, auf welche Früchte folgen, die, wann ſie größer werden,

*) Im Lateiniſchen Muſa paradiſiaca. Linn. Paradiesfeige. *Trew*. Jc. Tab. 18—20. leg. Bankrofts Guiana p. 17—19. Bananier. Figuier d'Adam. A. d. U.

den, die Dicke und Geſtalt unſerer Gurken bekommen, an der Zahl zwey bis drey hundert. Ehe ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangen, ſind ſie grün, und haben eine ſehr glänzende Haut; bey dem Reifen aber, werden ſie gelb wie die Pomeranzen und ſchlüſſen eine markichte Subſtanz in ſich, die voller Saft, von einem ſehr angenehmen Geſchmack iſt, den ich nicht beſſer, als mit dem Geſchmack einer Birn oder Quitte vergleichen kann. Dieſe Frucht iſt eines der beſten Nahrungsmittel für die Sklaven. Ein großer Beweis von ihrer beſonderen Güte iſt, daß alle Fruchtfreſſende Thiere ſehr begierig darnach zu ſeyn pflegen.

Dieſer Baum oder dieſe Pflanze, von der ich rede, kann gar nicht verpflanzet werden, er träget nur einmal; alsdenn man mag ihn abhauen oder nicht, vergehet er nach gerade, verwelket und vertrocknet; ſeine Wurzel aber, die dick, rund und knollig iſt, ſtirbt nicht ab, und hat in kurzer Zeit neue Triebe gemacht, die in Zeit von neun Monaten ihre vollkommene Größe erreichet, und alsdenn zehn bis zwölf Zolle im Durchſchnitt haben. Dieſe Dicke macht ſie nicht härter und nicht ſchwerer zu ſchneiden, weil ſie, wie wir geſehen, weder Holz noch Rinde haben. Sie will zu ihrer Fortbringung einen feuchten, fetten und tiefen Boden haben, weil ſie viele Nahrung brauchet, und wenn ihr dieſe fehlt, nimmt ſie nicht zu, und bringet nur unzeitige Früchte hervor.

Die Fiſcher und Leute, die an den Ufern des Meeres zu thun haben, genüſſen ihre Frucht, ehe ſie reif wird, nach Art der Rüben und Möhren; und die Sklaven kochen ſelbige in Waſſer mit Pökelfleich oder geräucherten Fiſchen, oder auch nur mit indianiſchem Pfeffer. Man bratet die Frucht auch auf Kohlen,

und ſpeiſet ſie, nachdem man die Haut davon abgewaſchen hat, oder man dämpft ſie mit Wein und Zucker als eine Kompote. Die Bananas-Bäume *) werden nicht nur in ganz Amerika, ſondern auch in Afrika und Aſien gefunden.

Von den Bakoven.

Die Bakove **) iſt eine Art kleinerer Bananas, die nicht über ſechs bis ſieben Zolle lang iſt, und acht bis zehn Linien im Durchſchnitt hat; ihr Fleiſch das ungleich delikater iſt, hat einen kleinen ſehr angenehmen Muskus-Geruch. Die Pflanze iſt von dem Bananasbaum in nichts unterſchieden, weder in der Geſtalt, noch in der Wartung, noch auch in dem Gebrauch den man von ihrer Frucht machet, ſo daß ſie alle beyde, ſowohl die Banane als die Bakove, eine fürtrefliche Nahrung für die Sklaven ausmachen.

Der

*) Im Bankroft l. c. werden p. 19. die Muſæ ſapientum *Linn.* Bananabäume genannt.

**) Dapper beſchreibt unter dieſem Namen eine köſtliche Art von Ananas, welche in Guinea auf der Goldküſte wächſet. An Pocaba oder Pacoĉira Marcgr. Braſ. 137? In Bomares Dict. d'H. Nat. Vol. I. p. 554. werden die Früchte des Bananier oder Paradies-Feigen, und Pacove oder Bacoue oder der kleinen Muſe ſo unterſchieden, daß die erſten größer, die letztern kürzer, dicker und wohlſchmeckender wären. A. d. Ueb.

Der **Palmbaum** *) welcher in Surinam ſehr gemein iſt, wächſet gerade wie eine Binſe, und wird öfters über dreyßig Fuß hoch. Er hat nur eine Hauptwurzel von mittelmäßiger Dicke, die ſenkrecht in die Erde dringet, und die ihn nicht tragen könnte, wenn ſie nicht durch eine unendliche Menge kleiner runder und ſchmeidiger Wurzeln unterſtützet würde, welche, da ſie ſich einander ſchlingen, jene einwickeln, und an der Oberfläche der Erde ein ziemlich ſtarkes Wurzelgewebe rund um an dem Fuße des Baumes machen, welches ihn vollkommen veſt hält, und demſelben den nöthigen Nahrungs-Saft verſchaffet.

Man bedienet ſich dieſes Baumes folgendergeſtalt. Nachdem man ihn umgehauen hat, wird der Gipfel deſſelben zwey oder drittehalb Fuß weit von dem Ort wo die Blätter anfangen, abgehauen, und wenn man das Aeuſſere davon abgeſondert hat, findet man gegen die Mitte des Baums eine Art eines Büſchels von Blättern, die als ein Fächer aneinanderſchlieſſen, welche weiß, mürbe, angenehm und einen den Artiſchocken-Boden ähnlichen Geſchmack haben, und die in dieſem Zuſtande **Palmkohl** genennet werden.

Die **Kreolen** und **Negern** heiſſen ſie **Kabiſch**. Man leget ihn in friſches Waſſer und ißt ihn ſtatt Sallats, oder man kocht ihn in Waſſer mit Salz, gießt ſelbiges ab, und ſpeiſet ihn mit einer weiſſen Brühe und Muskatenblumen, wie die **Kardonen** †) oder

*) An Palma 3. Brownii. Jam. p. 343? der **Kohlbaum**; die **Kohlpalme**. **Bankr.** Guiana p. 35. ꝛc. A. d. Ueb.

†) Cynara carduncul*us* Linn. eine Art Artiſchocken, die keinen Kern haben. A. d. Ueb.

oder Haberwurzeln, kurz, er wird durch eine jede Art der Zubereitung jederzeit ſehr gut und wohlſchmeckend, und iſt als ein leicht zu verdauendes Nahrungsmittel anzuſehen; daher man ihn auch mit Recht das **Manna des Landes** nennen kann. Ich muß noch bemerken, daß ſolcher auch in Weineßig, wie die kleinen Gurken, eingemacht wird.

Von den Würmern des Palmkohls.

Dieſer Baum bringet auch Würmer (die gegeſſen werden, und die die Kreolen **Kabiſch-Worm** nennen *), durch Hülfe gewiſſer Fliegen hervor, die das Mark des Baumes ſehr lieben: und zwar folgendergeſtalt. Wenn man den Baum gefället hat, und man ſich des Stammes nicht bedienen will, machet man verſchiedene Einſchnitte in der ganzen Länge deſſelben, bis in den Kern, damit die Fliegen in denſelben hineinkommen und ſein Mark verzehren können, welches ſie auch thun: und ſie ſäumen alsdann nicht, ihre Eyer an der Stelle hinzulegen, aus welchen gedachte Würmer auskriechen, die eines Fingers dick, und zwey Finger lang ſind. Ich kann ſie nicht beſſer als mit einem Fettklumpen vergleichen, der in einer ſehr zarten und ſehr durchſichtigen Haut eingewickelt iſt. Man bemerket an dieſem Thiere, wenigſtens nicht mit bloſſen Augen, weder Eingeweide noch auch Geburts-

*) Curculio Palmarum *Linn.* S. N. XII. p. 606. Der Palmbaumwurm. Palmenrüſſelkäfer. *Petiv.* Gazoph. T. 35. F. 5. **Merian.** Surin. Inſ. Tab. 48. F. 3. Sulzers Inſekt. Tab. 3. F. 20. In Guiana werden ſie ebenfalls begierig verzehret. S. Bankr. l. c. p. 148. Ver du Palmiſte. *Bom.* XII. p. 100. A. d. Ueb.

Geburtstheile; ich ſage, nicht mit bloſſen Augen, denn mit einem Vergröſſerungsglaſe ſiehet man, wenn man das Thier zerſchnitten hat, etwas ähnliches von innern Theilen, von denen man aber noch keine Beſchreibung geben kann. Der ſchwarze Kopf deſſelben ſitzet an den Körper, ohne daß man einen Hals daran bemerke.

Von der Art die Würmer des Palmkohls zu bereiten.

Die Art ſie zu bereiten, iſt, daß man ſie an einem kleinen hölzernen Bratſpieße ſtecket, um ſie am Feuer, wie Lerchen, zu braten, oder daß man ſie in einem Tiegel bratet. Man ſagt, daß dieſes ein fürtrefliches und leckerhaftes Gericht ſey. Ich will es glauben, aber nur für diejenigen, die den Ekel überwinden können, den man empfindet, Würmer zu eſſen; mir wenigſtens würde die Geſtalt, die ſie von einer dicken Raupe haben, allein ſchon einen Abſcheu dafür erregen, und wenn ich auch acht Tage lang gefaſtet hätte.

Von den Teien oder Ignamen.

Die Igname *) iſt eine Wurzel, die im Lande Teie genannt wird. Sie iſt eine Art rother Rüben, die einen ſtrengen, fetten und tiefen Boden verlanget, und die ſtark wird, je nachdem das Erdreich gut iſt, wo man ſie ſäet. Ihre Haut iſt ziemlich dicke, ſcharf, uneben, voller Haare oder Fäden, und von einer violetten, ins ſchwarze fallenden Farbe. Inwendig, ſie mag roh oder gekocht ſeyn, iſt ſie ſchmutzig weiß, wel-

*) Convolvulus Batatas *Linn.* ſp. Pl.] p. 220. Batatas Camutes Hiſpanorum *Cluſ.* Ignames *Lob. Marcgr.* Braſ. p. 16. Truffe rouge. Igname. Inhame. *Bom.* Dict. VI. p. 101. A. d. Ueb.

ches zuweilen in das Fleiſchfarbene fällt; ſie hat lange breite und ſpitzig zugehende Blätter. An denſelben erkennet man, wenn ſie nämlich welk werden, daß dieſe Frucht, oder vielmehr dieſe Wurzel vollkommen reif, und von gehöriger Dicke iſt. Alsdann wird ſie aus der Erde gezogen, und an der Sonne zum Abtrocknen, hiernächſt aber an einem trockenen Ort geleget, wo ſie ſich wenigſtens ein halb Jahr lang hält.

Von dem Bau der Teien oder Batatten.

Dieſe Pflanze treibet einen Stängel der einige Aehren trägt, die mit kleinen Glocken-ähnlichen Blumen beſetzet ſind, deren Griffel ſich in eine kleine Schote verwandelt, die viele ſchwarze Körnlein oder Samen in ſich ſchlieſſet. Hat man ſelbige erſt einmal geſäet oder gepflanzet, ſo kann man immer davon erndten; weil man gemeiniglich den Kopf oder das oberſte der Wurzel nimmt, um ſie fortzubringen. Man zerſchneidet ſie in verſchiedene Stücke, und ſteckt ſie in die Erde, drey Fuß aus einander, und nach ſechs Monaten kann man die Frucht ſchon einſammlen, welches nicht ſo bald bey Ausſäung des Samens geſchiehet.

Dieſe Wurzel kochet ſich ſehr gut, und ob man ſie gleich leicht verdauet, ſo iſt ſie doch dabey auch nahrhaft. Man iſſet ſie gekocht mit Fleiſch, oder in der Aſche gebraten; und thut alsdann Zitronenſaft, geſtoſſenen Piment oder Pfeffer und Salz dazu. Auch wird davon ein fürtrefliches Braf gemacht, welches man folgendergeſtalt zubereitet. Man wählet die kleineſten von dieſen Wurzeln, weil ſie am ſchmackhafteſten ſind, kochet ſie in Waſſer und thut ein Stück des beſten Pöckelfleiſches, geräucherte Fiſche und Gewürze hinzu, welche dieſes Gericht fürtreflich machen.

Ich ſchreibe davon aus der Erfahrung, weil ichs, da es mir ſchmeckte, gewöhnlicher Weiſe einmal die Woche gegeſſen habe. Ja ich behaupte, daß wann man ſonſt nichts, als dieſe Pflanze und die Patatten oder Erd-Aepfel hätte, die ich eben beſchrieben, ſo könnte man zu allen Zeiten ſich ohne Brod behelfen.

Von den Piſtazien oder der Pinda.

Es giebt zwo Arten Piſtazien, *) wovon die eine die Frucht eines Baumes iſt, der der Piſtazienbaum heiſt, und die andere in der Erde wächſt; beyde werden in Surinam gefunden, und die Kreolen nennen ſie Pinda.

Die erſtern ſind röthlich, und haben ein grünes Mark, welches ohngefähr den Geſchmack der Pinien hat; ſie hängen Traubenweiſe an den Aeſten des Baums. Man kann ſie in Zucker einmachen oder ſie damit überziehen.

Die Früchte von der zwoten Art ſind rund, krumm gebogen, und bräunlich, Fingersdicke und einen Zoll lang; in einer jeden ſitzen ein oder zwey Kerne von der Größe unſerer Haſelnüſſe, und von eben demſelben Geſchmacke, aſchfärbig und klappern wenn ſie trocken ſind.

Sie kommen von einer Pflanze, die viele kriechende Zweige hat, deren Blätter gelb, Hülſenfrüchtenartig, abgerundet und vier an einem Stängel ſitzend ſind, an deren Hintertheile die Schoten hervorwachſen, die nur reifen, wenn ſie mit Erde bedecket ſind; daß alſo dieſe Früchte darin vergraben liegen. Dem

*) Piſtacia *Linn.* ſp. Pl. II. p. 1454. Dietr. Pflanzenr. p. 1156.

Geſchmack nach ſind ſie ſehr angenehm, dem Magen zuträglich, und geben eine ziemliche Menge einer guten Nahrung her, die jedoch ein wenig grob iſt.

Von ihren Krankheiten.

Nachdem wir von der Nahrung der Neger geredet haben, müſſen wir nun auch von ihren Krankheiten handeln. Ob ich zwar oben geſaget, daß ſie mit keinen häufigen und ſehr ſchädlichen Krankheiten behaftet wären, ſo habe ich doch darunter nur die hitzigen verſtanden. Denn ſie ſind den ſo genannten chroniſchen oder eingewurzelten Krankheiten, wovon man das Ende nicht beſtimmen kann, ſehr unterworfen. Um ſie gründlich kennen zu lernen, darf man nur meine Abhandlung von den Surinamiſchen Krankheiten, die im Jahr 1764. herausgekommen, nachſchlagen; woſelbſt ich eine weitläuftige Beſchreibung davon gegeben, nebſt einer Anzeige der beſten Mittel, ſie zu heilen.

Alles was ich alhier von dieſer Sache noch zu bemerken habe, das ſind eigentlich die gewaltſamen Mittel, wozu die Neger ſchreiten, um ſich aufzureiben, wenn ſie die Faulenzerey überfällt, oder wenn ſie in eine tiefe Schwermuth fallen, die ihnen das Leben läſtig machet. Sie bekommen alsdann einen ſolchen Eckel für ihre gewöhnliche Nahrungs-Mittel, daß ſie an deren Stelle klein geſtoßene Kohlen, Pfeifen-Stiele, Erde, Kreide, Aſche, Tabak und andere dergleichen Sachen zu ſich nehmen. Hievon ſchwellt ihnen das Geſicht und die Augenlieder, und ſie werden zuletzt Waſſerſüchtig, welches das Ziel ihrer Wünſche iſt, weil es ihr Ende beſchleuniget, ohne daß einige Mittel dagegen angewendet werden könnten.

Von ihren Begräbniſſen.

So bald ein Neger oder eine Negerin ſtirbt, erheben alle ihre Verwandten ein erſtaunendes Geſchrey, indem ſie an den Leichnam verſchiedene Fragen thun, vermuthlich um ſich von ſeinem wirklichen Ableben zu überzeugen; denn was könnten ſie ſonſt für eine Abſicht dabey haben? und nach vielem andern Klagegeſchrey ſagen ſie endlich, daß er todt ſey. Noch an eben demſelben Tage, wird er begraben, und neben ihn werden zwey Flaſchen-Kürbiſſe geſetzt, deren eine mit Waſſer, die andere aber mit allerhand Speiſen, die ihm zur Nahrung dienen ſollen, angefüllet iſt, im Fall derſelbe Luſt zum Eſſen oder Trinken bekommen ſollte. Der Verſtorbene wird eine Zeitlang von ſeinen Anverwandten betrauret, und dieſe ſcheinen über ſein Abſterben ſehr betrübt zu ſeyn. Iſt es ein Sklave, der von ſeinem Herrn einigermaßen geliebt worden, ſo legt man ihn in einem Sarg, wo nicht? ſo wird er in der Erde verſcharret, ſo wie er geſtorben iſt.

Ehe ich dieſes Hauptſtück ſchlüſſe, muß ich noch eines beſonderen Umſtandes von einem weißen Neger erwähnen.

Beſchreibung eines weißen Negers.

Auf der Pflanzung Voßemburg, befand ſich im Jahr 1760. ein ganz weißer Neger, Namens Johann Witt, der von ganz ſchwarzen Kreolen Väterlicher und Mütterlicher Seite gebohren war. Ich habe ihn ſelbſt befragt, damit ich hier nichts als die reineſte Wahrheit erzähle.

Er war den 12ten März 1738. gebohren, hatte die wahre Geſtalt eines Negers, eine ſehr flache und breite Naſe, dicke Lippen, die zwey erſten Zähne im oberen

oberen Kinnbacken waren viel länger und breiter, als die übrigen, und er hatte ſehr wunderbare Augen. Der Bau des Augapfels hatte nichts beſonders; aber das weiße Häutlein deſſelben (la conjonctive) war mit kleinen röthlichen Faden durchwebet; die Farbe des Ringes um denſelben oder der Iris war, wie gemarmelt, grau und weiß, und der Stern Feuerfarbig, von einer Lebhaftigkeit, die dem ſchönſten Demante glich. Bey Tage bemerkte man nicht das Feuer deſſelben, des Nachts aber wurde es vollkommen ſichtbar. Dieſer Neger konnte zwar die Objekte, die man ihm zeigte, zu allen Zeiten ſehen, er konnte ſie aber nicht anders, als im Finſtern unterſcheiden. Wenn er etwas betrachten, oder wenn er gehen wollte, drehete er die Iris beſtändig, wie die Krabben thun. Auf dem Kopfe, dem Obertheil der Bruſt, und an den Zeugungs-Theilen hatte er Haare, die den feinen Ziegen-Haaren glichen, und ſehr weiß waren, ſtatt der den Negern eigenen ſchwarzen Wolle.

Dieſer Menſch lebte noch in ſeiner Unſchuld; denn er verſicherte mich, daß er bis auf dem Augenblick, da ich ihn befragte, noch keinen Umgang mit dem Frauenzimmer gehabt, weil ihn keine Negerinn wegen ſeiner Farbe leiden könnte. Ich zweifle daher, daß er ſein Geſchlecht jemals fortpflanzen wird. In dem Baue ſeines Körpers, war übrigens kein Fehler.

Das Bemerkenswürdigſte an ihm war, daß mich ſeine Mutter verſicherte, ſie habe acht Kinder gehabt, worunter das erſte ein Mulatte, das zweyte ein Schwarzer, das dritte eine weiße Negerin, die

im Jahr 1734. nach Paris geſchicket worden *), das vierte ein Mulatte, das fünfte der Johann Witt von dem die Rede iſt, und die drey letzten ſehr ſchwarz geweſen.

Meine Abſicht iſt nicht, die Urſachen von dieſer ſo auſſerordentlichen Erſcheinung zu unterſuchen. Man kann darüber des berühmten Herrn von Maupertuis Abhandlung *la Venus phyſique* betitelt, nachſchlagen, woſelbſt eine ziemlich ausführliche Erklärung über den Urſprung der weißen Neger befindlich.

Ich will hier nur des Herrn von Voltaire Gedanken über dieſe Materie anführen.

„ Es hat der Vorſehung gefallen, ſagt er, in den
„ gemäßigten Himmelsſtrichen Menſchen mit ſchwar-
„ zer Haut und mit Wolle auf dem Haupte zu ſchaf-
„ ſen; Weiſſe unter die Linie, und Kupferſarbene in
„ das groſſe Indien und in Braſilien zu ſetzen; den
„ Chineſern andere Augen und andere Geſtalten, als
„ uns zu geben; und lappländiſche Körper in die
„ Nachbarſchaft der Schweden zu bringen."

Da ich meines Bedünkens alles, was die Haushaltung dieſes Volkes betrift, beſchrieben habe, ſo füge ich nur noch hinzu, daß ſie fürtrefliche Jäger, gute Fiſcher und geſchickte Schwimmer ſind.

Drey-

*) Man ſehe die Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften von ſelbigem Jahre.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Wichtige Betrachtungen über die Art die Sklaven wohl zu regieren.

Die erſte Pflicht des Menſchen gegen ſeinen Nächſten iſt, wie bekannt dieſe, daß er ihm menſchlich begegnen müſſe, von welchem Stand oder Alter derſelbe auch ſey, weshalb jener Alte ſagte: Homo ſum, nil humani a me alienum puto. „ Ich bin „ ein Menſch, und alles was zur Menſchheit gehöret, „ gehet auch mich an." Derjenige, welcher ſeinen Mitmenſchen nicht liebet, iſt blind und verkennet die Natur; und derjenige der ſie haſſen könnte, würde ein Ungeheuer ſeyn, welches ſie ſchändete.

Wer ſie irgend auf dieſe Art betrachtet, muß ſie nicht nur mit Gelindigkeit behandeln, ſondern er muß auch keinem einen Vorzug vor andern geben, wenn wir nicht wollen, daß derjenige, dem wir unſere Gunſt entziehen, um ſelbige einem andern vorzüglich zuzuwenden, von ſeinen Mitgeſellen verachtet und ihm Ungelegenheiten verurſachet werden ſollen: denn dieſes bleibt nicht aus, wenn wir ſchwach genug ſind, es uns merken zu laſſen, daß wir einen unſerer Untergebenen dem andern vorziehen.

Die Pflanzer ſo wohl, als der Aufſeher, müſſen ſich aber auch hüten, daß ſie ſich mit keinem von ihnen zu gemein machen. Dieſes würde nach dem Sprichwort nur Verachtung nach ſich ziehen; ſondern beyde müſſen die Kunſt verſtehen, ſich Liebe, Furcht und Hochachtung bey ihnen zu verſchaffen.

Sie müſſen ſich ferner ſehr in Acht nehmen, daß ſie keinen unerlaubten Umgang mit ihren verheiratheten Sklavinnen haben. Dieſes ziehet Unordnungen und traurige Folgen nach ſich.

Erſtens, überläßt ſich die Frau oder der Mann dem Müßiggange; zweytens werden ſie hochmüthig, und wollen nicht gehorchen; hiezu kommt endlich, daß wenn dem Sklaven von demjenigen übel begegnet wird, der mit ſeinem Weibe zu thun hat, ſo ſuchet er Gelegenheit ſich zu rächen, und lauft entweder davon, und nimmt andere mit ſich, oder er vergiftet ſeinen Aufſeher oder den Pflanzer, der ihm auf eine Art begegnet, die er ungerecht findet, ſo bald er ſeine Vergnügungen mit ihm theilet. Dies ſind die unglücklichen Wirkungen der Vielweiberey. Um dergleichen Zufälle zu verhüten, muß man Leuten, welche bey dem geringſten Verſehen hart beſtraft werden müſſen, nicht die geringſte Gelegenheit zur Eiferſucht geben.

An dem Nothwendigen, worunter ich dasjenige verſtehe, was ihnen ſo wohl zu ihrem Lebensunterhalt dienet, als auch dasjenige, was ihnen zu gewiſſen kleinen Bedürfniſſen gewöhnlicher Weiſe auf den Pflanzungen gereichet wird, muß man es nicht ermangeln laſſen.

Bey Krankheiten, welche, wie ich geſaget habe, ſelten ſind, oder wenn ihnen ſonſt etwas begegnet, muß man groſſe Sorge für ſie tragen, ſie beſonders für der Witterung in Sicherheit ſetzen, und jederzeit mit den auf den Planzungen gebräuchlichen Arzneyen verſehen ſeyn, damit man ſie allezeit in jedem Nothfall bey der Hand habe; dieſe Sorgfalt gehört auch unter die Pflichten der Aufſeher.

Auch

Auch in den unſchuldigſten Sachen iſt es tadelns⸗werth, wenn man nicht die Mittelſtraſſe hält. Man muß ihnen daher einer Seits nicht zu viel Arbeit auf⸗legen, und von der andern auch nicht aus einer unzei⸗tigen Nachſicht, das geringſte Verbrechen unbeſtraft laſſen. Es würde von gefährlichen Folgen ſeyn, wenn man in Anſehung des leztern Punkts zu nachgebend wäre; die Strafen müſſen aber mit den Verbrechen im Verhältnis ſtehen, und man muß ſich nicht durch ſeine Leidenſchaften hinreiſſen laſſen, wenn man ſie be⸗ſtrafet, oder wenn man ſie unmäßig beſtrafen läſſet, damit der Schuldige nicht allzuſehr gereizt und zur Verzweifelung gebracht werde: ſolches würde jederzeit demjenigen nachtheilig ſeyn, der ihn nur zu ſtrafen ge⸗glaubt, und der ſeinen Leidenſchaften mit ſeinem eige⸗nen Schaden ein Gnüge geleiſtet hätte.

Strafet man ſie nicht härter, als ſie es verdienet haben und nach den Regeln der Billigkeit, ſo kann man ſchon zum voraus verſichert ſeyn, gute und ge⸗treue Diener an ihnen zu haben; denn ob ſie gleich Sklaven ſind, ſo denken und überlegen ſie doch eben ſo gut, als wir, und wiſſen ſehr wohl einen Unter⸗ſcheid unter Recht und Unrecht zu machen. Sie ge⸗ſtehen übrigens gar bald ihre Vergehungen, auſſer bey einer Vergiftung; denn in dieſem Fall iſt nichts in der Welt vermögend, ſie ſo wenig zum Geſtändniß ihres eigenen Verbrechens, als zur Entdeckung eines ihrer Mitſchuldigen zu bewegen.

Zu gewiſſen Zeiten muß man ihnen erlauben, daß ſie ſich untereinander ein Vergnügen machen. Denn wie oben erwähnet worden, ſo lieben ſie das Tanzen ſo ſehr, daß ſie es mit vielem Dank erkennen, wenn ihnen ſolches zuweilen erlaubet wird; und man kann ver⸗

verſichert ſeyn, daß ſie alsdenn mit deſto mehrerem Eifer wieder an die Arbeit gehen; nur muß man ihren ſchwarzen Officiers *) zu ſolcher Zeit anempfehlen, ihre Aufführung genau zn beobachten, damit keine Unordnungen vorgehen, weil ſonſt dieſe Freyheit übele Folgen haben könnte.

Ich wiederhole es hier nochmals, daß es ſehr nöthig iſt, ſie gelinde zu halten, und ſie nicht, wie ſolches faſt in allen Kolonien geſchiehet, mit einer Strenge zu beſtrafen, die einer Grauſamkeit ähnlich iſt; oder man darf ſich nicht wundern, daß ſie Gelegenheit ſuchen, ihr hartes Joch abzuwerfen. Wenn dieſes geſchiehet, hat man die Schuld davon, die meiſte Zeit dem harten und grauſamen Betragen der Aufſeher beyzumeſſen.

Es iſt alſo der Pflanzer oder der Verwalter ihre Pflicht, dahin zu ſehen, und zwar der erſteren, daß ſie zu dieſer Stelle redliche Leute nehmen, die ihr Beſtes ſuchen, und die mit den Leuten, von welchen ihre ganze Wohlfart abhänget, vernünftig umgehen: denn es

*) Man nennet Negern-Officiers diejenigen, die man von ihnen wählet, um ihnen die Aufſicht über die andern Sklaven anzuvertrauen. Sie theilen ihnen die Befehle aus, und ſtrafen ſie, wenn ſie nicht arbeiten wollen oder etwas verbrochen haben. Ein jeder dieſer Officiere hat 30 Sklaven unter ſeiner Aufſicht, und führt beſtändig eine Peitſche bey ſich, um ſich deren im Nothfall zu bedienen. Alle Abende muß er ſeinen Bericht an ſeinen Herrn oder an den Aufſeher abſtatten, um neue Befehle wegen der Arbeiten des folgenden Tages zu erwarten.

es iſt auſſer Zweifel, daß ein treuer und arbeitſamer Sklave den Reichthum ſeines Herrn ausmachet. Wären ſie nicht, was würde aus den Ländereyen und Pflanzungen werden? Sind ſie es nicht wirklich, die ihren Eigenthümern alle Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen? Dieſe würden ihnen fehlen, wenn ihre Sklaven nicht ſtarke Arme zu deren Anbau hätten! Der inneren Haushaltung nicht zu gedenken, worauf, nach meiner obigen Bemerkung, beyde Geſchlechter ſich ſo gut verſtehen.

Menſchen, denket menſchlich, zu ihrem und zu eurem Beſten; denn dieſes Volk iſt die Quelle eurer Glückſeligkeit!

Die Gelegenheit Glückliche zu machen, iſt nicht ſo häufig, als man insgemein dafür hält; die Strafe, ſie verfehlet zu haben iſt, daß man ſie nicht wieder findet. Wehe dem, der den Pflichten der Menſchheit nicht einen Tag von ſeinem Vergnügen aufzuopfern weis! Wenn der Menſch ſich nur durch die Vernunft auszeichnet, ſo muß er ſich auch durch das Gefühl willig leiten laſſen.

Je gröſſer die Anzal dieſer Menſchen iſt, deſto gröſſere Nachſicht muß man auch für ſie haben. Man erinnere ſich hiebey der Athenienſer, die mit ihren Sklaven ſehr glimpflich umgiengen, und daher nichts von dergleichen Unruhen erfuhren, die den Lacedämoniern den Untergang droheten.

So lange die Römer ihre Sklaven menſchlich behandelten, verhielten ſich dieſe ruhig. Nachdem jene aber die Empfindungen der Menſchheit gegen ſie ablegten, entſtanden die bürgerlichen Kriege, die mit den Puniſchen Kriegen verglichen werden.

Die

Die Griechen hatten ein Geſez, nach welchem diejenigen Sklaven, die von ihren Herren zu hart gehalten wurden, verlangen konnten, an andere verkauft zu werden. Aus vielen wahrſcheinlichen Gründen glaube ich, daß ein dergleichen Geſetz in der Kolonie Surinam nicht ſtatt finden kann. Ich führe es aber hier nur an, um zu zeigen, daß man doch von je her, für dieſe Art von Menſchen einige Achtung gehabt habe. Indeſſen giebt es Fälle genug, wo zu wünſchen wäre, daß es zum allgemeinen Beſten in Ausübung gebracht werden könnte; weil die tägliche Erfahrung lehret, daß öfters die Härte eines einzigen Menſchen vielen ſeiner Mitbürger zum gröſten Schaden gereichet; Würde ſonſt die Anzal der Marron-Neger wohl ſo beträchtlich, als ſie heutiges Tages iſt, geworden ſeyn?

Ich wünſche, daß alle diejenigen, die entweder eigene Sklaven, oder ſelbige unter ihre Aufſicht haben, ſich dieſen guten Rath empfohlen ſeyn laſſen, der keine andere Abſicht hat, als daß ſie den Nutzen davon jezt und in der Folge verſpüren mögen.

Vierzehntes Hauptſtück.

Beſchreibung der verſchiedenen Arten von Früchten, und einiger beſondern Bäume, welche im Lande befindlich ſind.

Da bekanntermaßen ein jedes Land ſeine beſondere Produkte hat, ſo muß man ſich nicht wundern, daß man in Surinam nicht juſt eben dieſelben Früchte, als in Europa findet, weil dieſes dagegen unendlich viele hervorbringet, die jene an Güte übertreffen. Ich habe mir vorgenommen, dieſes in dieſem Hauptſtücke darzuthun, indem ich eine jede insbeſondere unter dem Namen beſchreiben werde, unter welchen ſie den Landes-Eingebohrnen ſo wohl, als den daſelbſt wohnenden Europäern bekannt ſind, damit diejenigen, die dorthin zu reiſen gedenken, eine hinlängliche Kenntniß davon haben mögen, wenn ſie ſelbige aufſuchen wollen.

Von der Ananas.

Unter allen Früchten Europens kommt zuverläßig keine der Ananas *) in der Fürtreflichkeit bey. Es giebt dreyerley Gattungen derſelben, die durch ihre Geſtalt von einander unterſchieden werden.

Die erſte **) iſt ſehr dick und weiß, denn ſie hat acht Zolle im Durchſchnitt und funfzehn bis achtzehn Zolle in der Länge; beym Reifen wird ihre Rinde gelb,

*) Bromelia Ananas. *Linn.* ſpec. Pl. I. p. 408.

**) Ananas aculeatus, fructu ovato, carne albida. *Trew* Jc. Tab. 2. *Linn.* l. c. ſp. I.

gelb, ihr Fleiſch aber iſt weiß und zaſericht. Ihres ſchönen Anſehens ohngeachtet, iſt ſie doch nicht die Beſte von dieſen drey Gattungen, weil ſie einen etwas herben Geſchmack zu haben pfleget.

Die zwote *) iſt von pyramidaliſcher oder koniſcher Geſtalt, und von weit beſſerem Geſchmack, als die vorhergehende.

Die dritte †) iſt roth, und übertrift an Güte die beyden erſteren Gattungen.

Dieſe Frucht, ſo wohl von der einen als der andern Gattung, träget viele, dem Rohr ähnliche Blätter, die zwey bis drey Fuß lang von einer muntern grünen Farbe, wie Dachrinnen ausgehölet und eingekerbt ſind; aus der Mitte derſelben erhebt ſich ein zween Fuß langer Stiel, eines Fingers dick, der mit einigen Blättern beſetzet iſt.

An dem Gipfel dieſes Stiels erblicket man eine aus verſchiedenen ſehr kurzen Blättern gebildete feuerfarbige Roſe, in welcher die Frucht eingeſchloſſen iſt, die nach gerade ſtärker wird, und die Geſtalt eines Zuckerhuts annimmt. Ueber dem obern Theil derſelben, ſtehet ein Buſch von kleinen Blättern, die den Blättern an dem Stiel ähnlich, aber doch kleiner und zärter ſind. Schneidet man dieſe Krone ab und ſetzet ſie in die Erde, ſo träget ſie in Jahresfriſt ebenfalls eine Frucht. Ihr Geſchmack und ihr Geruch entſprechen vollkommen ihrer natürlichen Schönheit.

*) Ananas aculeatus, fructu pyramidato carne aurea *Tourn.* Inſt. 653. *Linn.* l. c. ſp. l.

†) Ananas aculeatus, maximo fructu conico *Plukn.* ſp. 20. *Linn.* ſp. I.

Klein geſchnitten und mit rothem Wein und Zucker gegeſſen, gleichet ſie ſehr an Geſchmack der Pfirſiche und der Birn Bonchretien genannt, vorzüglich aber den Erdbeeren. Sie wird auch ganz mit der Krone in Zucker eingemacht; alsdenn muß ſie aber noch ſehr jüng ſeyn; und man ſchicket ſie häufig nach Europa. Aus dem ausgedruckten Saft derſelben macht man einen dem Malvaſier ähnlichen Wein, der ſehr geſchwinde rauſchet. Wegen ihrer erfriſchenden Kraft, wird dieſe Frucht faſt auf allen Pflanzungen gebauet; das Beſondere hiebey iſt, daß, obgleich ihre Wartung nicht ſchwer noch koſtbar fällt, das Stück dennoch von den ſchwarzen Sklaven, die einen ſtarken Handel damit treiben, zu fünf bis acht Stüver holländiſch auf dem Markte verkauft wird.

Von der Pumpelnuß.

Die Pumpelnuß *) iſt ebenfalls eine nicht zu verachtende Frucht. Sie iſt eine Art von Pomeranze, von der Größe eines acht- bis zehnjährigen Kinderkopfs, die den Geſchmack von Erdbeeren oder Weintrauben hat, deren Haut man eines Fingers dick und ſehr bitter findet; dem ohngeachtet iſt ſie ſehr erfriſchend und geſund. Ihr Fleiſch iſt wegen der angenehmen Säure fürtreflich. Wenn ſie auch noch ſo häufig genoſſen wird, hat man doch nichts deshalb zu beſorgen.

Es

*) Citrus decumana *Linn.* ſp. Pl. II. p. 1101. Pumpelmus. *Meiſter* Jc. p. 84. Dietr. Pflanzenr. II. p. 904. Pompelmus *Rumph* Amb. Vol. II. T. 24. F. 2. Weinmann Tab. 699. lit. a. A. d. Ueb.

Es giebt zweyerley Gattungen derſelben, die eine hat ein rothes, und die andere ein weiſſes Fleiſch. Die Frucht wächſt auf einer Art von Pommeranzenbaum, der faſt auf allen Pflanzungen gezogen wird. Die Neger verkaufen ſie ebenfals auf dem Markte, das Stück zu fünf Stüver.

Von den Pommeranzen.

Die Pommeranzenbäume *) ſtammen ohne allen Zweifel aus Aſien oder China her, denn ſie ſind von den Spaniern oder Portugieſen nach Surinam gebracht worden; Sie ſind aber dort nie einheimiſch geworden, weil ſie in der ganzen Kolonie ſo häufig angetroffen werden. Man findet hier dreyerley Arten derſelben: die ſauren, die ſüſſen und die chineſiſchen, die im Lande Cinaas-Appel genennet werden.

Die erſteren heiſſen ſaure Pommeranzen, und werden gar nicht ſehr geachtet. Man braucht ſie gemeiniglich nur zur Auszierung der Speiſen, die aufgetragen werden; oder zur Reinigung der Häuſer, um ihnen einen guten Geruch zu geben, um ſie friſch zu erhalten, und ſie für den Inſekten zu bewahren. Man bedienet ſich indeſſen doch ihres Safts mit einem erſtaunend guten Erfolg bey Heilung alter Geſchwüre bey den Negern die man damit wäſchet, wodurch ſowohl das ſie umgebende wilde Fleiſch, als auch ihre böſe Feuchtigkeiten dergeſtalt weggeſchaffet werden, daß ſie mit den geringſten austroknenden Mitteln in kurzer Zeit geheilet werden können. Zwar iſt dieſer

*) *Citrus aurantium Linn.* l. c. p. 1100. Malus aurantia major. *C. B. Pin.* 426. Dietr. l. c. Blackw. Tab. 349.

Verband, der zweymal des Tages wiederholet wird, ſehr ſchmerzhaft; man iſt aber verſichert, dadurch völlig geholfen zu werden, das Geſchwür mag auch noch ſo übel zu heilen ſeyn.

Die zwote Art der Pommeranzen iſt die Süſſe, die der vorhergehenden ziemlich nahe kömmt, auſſer daß ihre Schale dünner, und ihr Saft ſehr angenehm und ſüſſe iſt; ſie hat eben ſo erfriſchende und Durſtſtillende Eigenſchaft, und man kann von dieſer Frucht ſo viel genüſſen, als man will, ohne einige Beſchwerlichkeit deshalb befürchten zu dürfen.

Die dritte Art endlich iſt diejenige, die man Cinaas-Appel nennet, weil ſie vollkommen den Portugieſiſchen Pomeranzen gleichet; nichts kommt ihrem Zucker-ſüſſen Geſchmacke bey.

Die Schale dieſer beyder letztern Arten ſtärkt den Magen und das Gehirn, und hindert das Verderben der Säfte. Ihre Blüte iſt Haupt- und Magenſtärkend, und dienet wider die Mutterbeſchwerde, und wider die Würme.

Die Pommeranzenbäume gehören, wie jedermann weiß, unter die ſchönſten Bäume, und ihre Blüte iſt von einem ſehr angenehmen Geruche; ihre Blätter ſind von dem ſchönſten Grün, und der Baum verliert ſie niemals.

Von den Zitronen.

Die Zitronenbäume *) ſtammen, meines Bedünkens, eben ſo wenig aus dieſem Lande her, als die Pomme-

*) Citrus medica *Linn.* l. c. Malus medica *C. B. Pin.* p. 435. Dietr. l. c. p. 903. Blackw. T. 361.

Pommeranzenbäume. Und da dieſer Baum zu bekannt iſt, als daß ich mich dabey aufhalten ſollte, ſo bemerke ich nur, daß man ſie daſelbſt ziemlich häufig findet.

Indeſſen giebt es doch zwo Arten derſelben im Lande; die eine davon iſt ſehr ſauer, und die andere ſüß. Die erſtere hat eine dicke und etwas höckerichte, die andere aber eine dünnere und glattere Schale. Der erſteren Art bedienet man ſich häufig in hitzigen und bösartigen Fiebern, weil der Saft eine Durſtſtillende Kraft hat, das Aufwallen der Galle und des Bluts dämpfet, und die verlohrne Kräfte wiederherſtellet. Der Schale dieſer Zitrone bedienet man ſich mit gutem Erfolg wider den übelriechenden Athem, und wegen ihrer Bitterkeit, zur Stärkung des Magens. So häufig ſelbige auch im Lande ſind, wird doch das Hundert davon mit ſechs Gulden holländiſch bezahlet. Auch hiemit handeln die Neger.

Von den Limonien.

Man bemerket faſt keinen Unterſcheid unter dem Limonien- *) und dem Zitronenbaum, weil ſich beyde in der Größe und in den Blättern gleichen, nur ſind die Früchte darinn von einander unterſchieden, daß die Limonie kleiner und runder iſt, als die Zitrone, auch eine dünnere Schale hat. Inwendig iſt ſie ebenfalls in Zellen abgetheilet, die den Kern in ſich ſchlüſſen. Ihr Aeuſſeres aber hat nicht dieſelbe Farbe und denſelben Geruch. Sie werden eben ſo häufig

*) *Citrus* Limon Linn. l. c. ſpec. 1. β. Malus Limonia acida *C. B. Pin.* 436. Dietr. l. c. Blackwell Tab. 362.

und noch häufiger gebraucht, als die Zitronen; denn man bedienet ſich ihres Safts zur Kühlung in hitzigen Fiebern, bey ſchmerzhaften Krankheiten, und um die Schärfe der Galle zu dämpfen. Man verfertiget auch gemeiniglich den Punſch aus denſelben, bey welchem ſie dem Zitronenſaft, wegen ihrer gröſſern Säure, vorzuziehen ſind. In den Apotheken wird ein in der Medicin ſehr gebräuchlicher Syrup daraus verfertiget.

Der Zimmet-Apfel.

Der Zimmet-Apfel *) iſt eine Frucht, die nicht größer als ein Gänſe-Ey iſt. Sie gleichet faſt einem Kiehn-Apfel. Ihre eines halben Fingers dicke Haut, iſt ganz mit kleinen zarten, ein wenig erhabenen Schuppen bedeckt, die Anfangs von einer ziemlich angenehmen grünen Farbe ſind, allmählich aber, wenn die Frucht anfängt zu reifen, verwelken.

Die innere Subſtanz dieſes Apfels, gleichet einem dicken Milch-Rahm. Sie iſt zwar etwas unſchmackhaft, dabey aber ſehr erfriſchend. Sie hat große ſchwarze Samen-Körner, und wächſet auf einem Strauche, der in den Gärten gezogen wird.

Der

*) Der Flaſchenbaum. Onom. Bot. I. 555. *Guanabanus* fructu turbinato minori luteo. Frantzöſiſch Cœur de boeuf ou petit Coroſol. ſ. *Dictionnaire* d'Hiſt. Nat. par *Val. de Bomare.* Annona ſquamoſa *Linn.* ſp. Pl. p. 756.

Der Akaju oder Elephantenlausbaum und ſeine Nuß.

Der Akaju-Apfel *) iſt von einer länglicht-runden Geſtalt, und mit einer ſehr zarten und ebenen Haut umgeben. Ihre Länge beträgt ohngefähr vier Zoll, und ihre Dicke zwanzig Linien. Der Baum dieſer Frucht, gleichet ſehr einem Birnbaum, ob gleich deſſen Blätter den Blättern des Eſchenbaums, und die Rinde der Eichenrinde ähnlich ſiehet. Er wächſt zu einer ſolchen Höhe, daß die Neger Kanots oder Pirogen aus einem Stücke davon verfertigen. Nur allein die Indianer gebrauchen dieſe Frucht mit zu ihren Nahrungsmitteln. Ihr Kern hat die Geſtalt einer Niere, und man giebt ihm den Namen Akaju-Nuß. Ihr Holz iſt ſo hart und ſo dick, daß man ſie kaum mit einem Hammer zerſchlagen kann. Inwendig ſitzet eine ſchöne Mandel, welche die Geſtalt der Schale hat, die mit einer braunen Haut von der Dicke eines Blatts Papier umgeben iſt. Dieſe Mandel iſt von ausnehmender Weiße, veſt, ölicht, und von einem die Mandeln, Nüſſe, und alle andere Früchte dieſer Art weit übertreffenden Geſchmacke; man ißt ſie friſch mit Salz, wie die ausgemachten Kerne der Wälſchen-Nüſſe. Sie laſſen ſich ſehr gut verſchicken, und erhalten ſich lange Zeit. Ich bewahre dergleichen in meinem Zimmer auf, die bereits zehn Jahre alt ſind, und ob ſie gleich etwas von ihrem

*) Akaju oder Kaju Açajaiba, der Nierenbaum, die Kajunuß. Der Elephantenlausbaum. Dietr. l. c. I. 486. Anacardium occidentale *Linn.* Sp. Pl. I. 548. Die Frucht Noix ou Chataigne d'Acajou. Anacarde antartique. *Bom.* Dict. I. 114 und 253. Faba de Malacca &c. A. d. Ueb.

rem Oel und von ihrem Geſchmack verlohren haben, ſo ſind ſie doch noch eßbar. Die Eingebohrnen des Landes haben ihr den Namen Ingui-Noote gegeben, welches verdeutſchet, indianiſche Nůſſe, heißet, weil die Indianer ſie uns zuerſt haben kennen gelehret.

Aus eben demſelben Baum fließet eine Art arabiſchen Gummi, welches in lauem Waſſer aufgelöſet, ſtatt des ſtärkſten Vogelleimes dienen kann.

Die Avogato-Frucht.

Der Baum welcher die Avogato-Frucht *) trägt, iſt eben nicht gemein im Lande; ich glaube daher, daß ihn die Spanier hieher gebracht haben, weil er bey ihnen ſehr häufig ſich findet. Während meines Aufenthalts in der Kolonie habe ich deren nur drey geſehen; zwey in dem Garten des Herrn Ladesma zu Paramaribo, und einen auf der Kreek Para. Dieſer ſchöne Baum gleichet faſt unſern Wallnußbäumen; ſein Holz und ſeine Rinde haben eine graue Farbe, die Blätter deſſelben ſind lang, ſpitzig und etwas dicke. Seine Blüten breiten ſich wie eine Roſe aus, und die daraus entſtehende Frucht hat die Geſtalt einer Birne Bonchretien genannt; ihr Fleiſch zergeht von ſelbſt im Munde, und ich kann ſie am beſten mit einer Pfirſche vergleichen. Inwendig ſitzet ein faſt runder etwas höckerigter Stein, der ohne Kern iſt, und der nicht härter iſt als eine von ihrer Schale entblößte Kaſtanie.

Nach

*) Laurus Perſea *Linn.* Pl. I. 528. Dietr. l. c. p. 455. Avogatobaum.

Nach drey Jahren fängt dieſer Baum an, Früchte zu tragen, und man hat mich verſichern wollen, daß das Dekokt von deſſen Blättern ein ohnfehlbares Mittel ſey, die ausgebliebene monatliche Reinigung wieder herzuſtellen.

Von den Kirſchen.

Die Surinamiſchen Kirſchen *) ſind eben ſo wenig zu verachten, als die Europäiſchen. Sie ſind von viereckigter Geſtalt, und haben inwendig einen Sattel, wie die Wälſche-Nüſſe, davon eine jede Abtheilung einen kleinen Stein einſchlüßet. Dieſe Kirſchen haben beynahe den Geſchmack unſerer ſauren Kirſchen; alsdann müſſen ſie aber recht reif ſeyn, ſonſt ſind ſie herbe. Sie ſehen eben ſo ſchön roth aus, als die unſrigen, und ſind fürtreflich zu eſſen. Man macht ſie mit Zucker ein, verfertiget auch eine Art Mus daraus.

Der Baum worauf dieſe Frucht wächſt, trägt alle drey Monathe neue Früchte, und hat beynahe das Anſehen eines Granatenbaums.

Von der Avoira.

Die Avoira wächſt auf einer Art Palmbaum **), und hat die Geſtalt eines Hüner-Eyes, ihre Rinde

*) *Malpighia*, mali punici facie. Plukn. gen. 46. Tab. 166. f. 2. Malpighia punicifolia *Linn.* Sp. Pl. I. 609. Die Malpighie mit dem Granatblatte. A. d. U.

**) Palma dactylifera, fructu globoſo. Phœnix dactylifera? *Linn.* l. c p. 1658 Dattelbaum. Dietr. l. c. p. 1325. Das Wort Avoira iſt mir nirgends vorgekommen. Vielleicht wird unter demſelben der Palmier

Rinde iſt röthlich und etwas dicke. Sie hat wenig Fleiſch, welches von Goldgelber Farbe iſt, weil ſie einen ſtarken harten und ſchwarzen Stein in ſich ſchlüßet, aus welchem die Neger Ringe verfertigen. Man ſagt, der Kern dieſes Steins ſey anziehend, und diene daher wider den Durchfall.

Dieſe Frucht enthält viel Oel, welches gewöhnlicherweiſe durchs Kochen aus derſelben gezogen wird, und dieſes iſt das eigentliche Palmöl. Sie giebt eine ſehr gute Nahrung für das Vieh ab, weil ſie ſtark mäſtet.

Von den Maripas.

Die Maripa-Frucht *) gleichet ſehr der Avoira, auſſer daß ſie größer und nicht ſo gelb iſt. Sie wächſt auf dem Palmbaum, den man gemeiniglich den Kohlbaum nennet. Ihr brauner Stein hat dieſelbigen Eigenſchaften, und dienet zu eben demſelben Gebrauche als der vorige.

Von dem Cumu.

Der Baum welcher den Cumu trägt, iſt ebenfalls eine Gattung des Palmbaums **), er iſt aber kleiner

mier Aouära oder die afrikaniſche Kohlpalme des Herrn von Bomare in ſeinem Dict. Vol. VIII. p. 178. verſtanden. Cf. *Lemery* Mat. Lex. p. 69.

*) Dieſen Namen legen die Negern in Surinam und die Einwohner von Guiana einer Art von Palmbaum bey. *Maripa*, Dattier de Surinam. *Vallm. de Bom.* VI. 523.

**) Palma coccifera, latifolia, fructu atro - purpureo, omnium minimo.

kleiner als die beyden vorigen. Dieſe Frucht, die Traubenweiſe wie die Weintrauben wächſt, iſt nicht viel größer als eine Haſelnuß. Sie iſt purpurfärbig, etwas bläulicht, und mit einem Stein verſehen. Ihr Geſchmack iſt nicht der angenehmſte; man weiß aber eine Art von Schokolate daraus zu bereiten, die ſehr gut iſt, und die folgendergeſtalt verfertiget wird.

Man weichet eine gewiſſe Portion von dieſen Körnern eine halbe Stunde lang in kochend Waſſer ein; alsdann werden ſie gequetſchet, und durch einen Durchſchlag geſchlagen; man miſchet Zucker und Zimmet darunter; und dieſe Miſchung gleichet an Farbe vollkommen der Schokolate.

Von den Miſpeln.

Die **Miſpeln** *) von Surinam unterſcheiden ſich darinn von den Europäiſchen, daß ſie keinen Stein haben, und von der ſchönſten rothen Farbe ſind. Ihre Haut iſt ſehr zart, und das Fleiſch veſte, weiß und von etwas herben Geſchmacke. Beym Reifen aber wird es weich, und bekommt einen ſüßen, weinartigen und angenehmen Geſchmack. Die Miſpeln und auch die Blätter dieſes Baums, ſind überhaupt ſehr zuſammenziehend; ſie werden öfters zu Gurgelwaſſern bey Hals-Entzündungen gebrauchet. Der Baum von dieſer Frucht iſt von mittelmäßiger Größe, und er wird in verſchiedenen Gärten der Stadt gezogen.

Von der Zuur-Zach.

Der Zuur-Zach iſt eine Frucht ohngefähr ſo groß als eine Melone, von pyramidaliſcher Geſtalt, einer

*) Meſpilus, fructu rubro. An Meſpilus Pyracantha? *Linn.* Sp. Pl. p. 685.

einer Birn ähnlich; und der Baum worauf ſie wächſt, gleichet ebenfalls einem Birnbaum, ſo wohl in Anſehung der Größe als der Blätter. Er hat eine ungemein grüne Rinde, die voller kleinen Stacheln iſt. Die innere Subſtanz der Frucht gleichet vollkommen dem dickſten Milchrahm; ſie iſt erfriſchend, und wegen ihrer Säure löſchet ſie den Durſt.

Von den Kokos-Nüſſen.

Die Kokos-Nuß iſt von der Dicke eines Menſchenkopfes, etwas oval und zuweilen rund, ſie hat drey Ribben, welche ihr eine dreyeckigte Geſtalt geben. Die Schale dieſer Nuß iſt ſehr dick, hart, holzartig und runzelicht. Die Neger bedienen ſich derſelben zum Waſſerſchöpfen, indem ſie ein Loch in der Mitte derſelben machen, und einen Stiel darin beveſtigen, dadurch geben ſie ihr die Geſtalt eines Punſch-Löffels.

Der Baum der dieſe Frucht trägt, iſt ein ſehr gerader und hochwachſender Palmbaum *); ſeine Krone beſtehet aus ſehr langen, breiten und nach Verhältniß dicken Blättern: ſeine Blüten gleichen denen von den andern Palmbäumen. Er blühet alle Monate, und hat das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte, die immer nach gerade reif werden.

Wann dieſe Frucht zu ihrer völligen Reife gediehen, iſt ſie ſieben bis acht Zolle dick, und zehn bis zwölf Zolle lang. Die Nuß iſt mit einer Bedeckung umgeben, die aus ſtarken Fibern beſtehet, welche den Hanf- oder Flachsfäden ähnlich ſehen, und die ſehr veſt an

*) Palma coccifera, fructu maximo. *Cocos nucifera. Linn.* l. c. p. 1658.

an der Frucht ſitzen. Unter dieſer Decke befindet ſich eine ſehr dünne glänzende und harte Haut, die immer blaſſer wird, je näher die Frucht ihrer Reife iſt. Wenn man dieſe Decke weg nimmt, iſt die Nuß fünf bis ſechs Zolle lang, in der Mitten vier bis fünf, und an den Enden ſechs bis ſieben Linien dick. Sie iſt ſehr hart, von brauner Farbe, mit einigen ſchmuzig grauen Faden, darzwiſchen weiſſe Pünktchen befindlich ſind, verſehen. An dem untern Theil der Frucht, mit welchem ſie an dem Zweige veſt ſitzet, ſieht man eine Oefnung, wodurch ſie wahrſcheinlicher Weiſe ihre Nahrung aus dem Baume ziehet. Wenn dieſe Nuß geöfnet wird, fließt ein milchichter, zuckerartiger, und wohlriechender, dabey aber etwas ſäuerlicher Saft heraus, der in der noch jungen Frucht ſo häufig vorhanden, daß man ſie davon ganz angefüllet findet, der aber nach gerade, ſo wie die Frucht reifet, abnimmt, weil er in eine Subſtanz verwandelt wird, die weiſſer als der Schnee und derber als die von einem Apfel iſt. Wenn ſie zur vollkommenen Reiſe gelanget, beträgt ihre Dicke vier Linien. Sie wird alsdann mit einer Säge von einander geſchnitten, um dieſe Subſtanz heraus zu nehmen, die Theils den Geſchmack von einer Haſelnuß, theils von einem Artiſchockenboden hat. Sie wird deshalb auch mit Salz gegeſſen und iſt ziemlich verdaulich. Von den Negern wird das Stück von dieſen Nüſſen zu zehn Stüver verkauft.

Von den Feigenbäumen.

Die Feigenbäume *) werden in dieſem Lande alle aus dem Reiſe gezogen. Sie tragen das ganze Jahr

*) Ficus *Linn.* p. 1513. Dietr. l. c. p. 1228.

Jahr durch, wenn man nur Miſt an dem Fuß des Baumes bringt. Die Früchte derſelben ſind wie die europäiſchen, auſſer daß ſie aus- und inwendig blutroth ausſehen. Sie haben einen ſehr angenehmen Geſchmack, und es giebt groſſe Stücke darunter.

Von der Goyava.

Der Baum, welcher die Goyava *) trägt, iſt von mittelmäßiger Größe, und blühet zweymal im Jahre. Er zeigt ſich ſo häufig, daß man ſelbigen nicht allein in allen bebaueten Ländereyen, ſondern auch auf den Wieſen und in Holzungen antrift, weil er allenthalben ſehr leicht fortgehet wo ſeine Samenkörner hinfallen, und nach drey Jahren wieder einen Baum hervorbringt, der beynahe dreyßig Jahre lang Frucht träget.

Die Goyava gleichet einem Renettenapfel, auſſer, daß ſie an ihrem obern Theile eine Krone hat, faſt wie die Miſpeln. Ihre Schale oder Haut iſt rauh und uneben. Anfänglich etwas grünlich und herbe, beym Reifen aber wird ſie von etwas blaſſer Zitronenfarbe.

Es giebt zweyerley Arten derſelben, die eine hat ein rothes, die andere aber ein weiſſes Fleiſch. In der Farbe der Haut aber, kommen beyde mit einander überein. Das Innere dieſer Frucht iſt in vier Theile abgetheilet, wovon ein jeder ſehr kleine und knochenartige Samenkörner enthält.

Weil

*) Goyava oder Guayava, der indianiſche Birnbaum, der Kujavabaum. Dietr. l. c. p. 590. Pſidium Guajava pomiferum & pyriferum *Linn.* I. 672. Guajavier. *Bom.* Dict. V. p. 287. A. d. Ueb.

Weil ſie ſehr gut und geſund iſt, ſo kann ſie zu allen Zeiten genoſſen werden: denn wenn man ſie z. B. reif iſſet, öfnet ſie den Leib; halb unreif genoſſen hingegen, iſt ſie ſtopfend.

Es werden allerhand gute Teige und fürtrefliche Kompoten daraus verfertiget. Die Wurzel des Baumes iſt anziehend und wird in Durchfällen ſehr hoch gehalten.

Von dem Granatapfel.

Der Baum welcher die Granatäpfel*) trägt, ſonſt der Granatenbaum genannt, iſt ſehr niedrig, und hat daher auch nur ſchwache Zweige; ſie ſind eckicht und haben eine röthliche mit harten Dornen beſezte Rinde. Ihre Blätter ſtehen unter einander ohne Ordnung, und gleichen einigermaßen den Blättern der groſſen Myrthe. Zwiſchen den Fingern gerieben, geben ſie einen ſtarken unangenehmen Geruch. Wenn ihre ſcharlachfarbene Blüte vorbey iſt, kommt der Granatapfel von der Größe eines Renettenapfels, mit einer auf beyden Seiten etwas niedergebogenen Krone zum Vorſchein. Die Schale dieſer Frucht iſt auswendig roth, runzlich, dicke wie Leder und zerbrechlich. Das Innere des Granatapfels iſt in kleine Zellen abgetheilt, die voller aufeinander liegenden fleiſchigen Körner von einer ſchönen rothen Farbe ſind, und die einen angenehm-ſchmeckenden Saft enthalten. In einem jeden derſelben, ſitzet ein länglichter Same, der öfters von unordentlicher Geſtalt und gelblich iſt. Man hat zwo Arten derſelben. Ich kenne aber nur

*) *Punica nana*, ſeu humillima *Linn.* Sp. Pl. p. 676. Dietr. 595.

die oben beſchriebene Art, die nur allein in den Gärten gezogen wird.

Der Sapadillapfel.

Der Sapadill-Apfel *) wird für eine der beſten Früchte auf dem veſten Lande angeſehen, den ich aber wegen ſeiner allzugroßen Süßigkeit nicht nach meinem Geſchmack finde. Er iſt von der Größe eines Hüner-Eyes, aber kugelrund, mit einer ſammetartigen, zimmetfarbenen und etwas dicken Haut umgeben. Das Fleiſch derſelben, das einem Mus gleichet, hat einen Honiggeſchmack, iſt aber dabey etwas widrig. Es iſt in Zellen gleich einer Pomeranze abgetheilet, deren eine jede einen ſchwarzen länglichten und dicken Kern in ſich ſchlüßet, welcher der Samen dieſer Frucht iſt. Der Baum, der ſie trägt, iſt ſehr groß, und erſt nach fünf bis ſechs Jahren tragbar.

Von der Tamarinde.

Es iſt mir wahrſcheinlich, daß die Spanier den Tamarinden-Baum **) nach Amerika gebracht haben, und daß er dort nach gerade einheimiſch geworden. Er iſt von der Größe eines wälſchen Nußbaums, aber dicker von Blättern. Der Stamm deſſelben, der ſehr gerade und rund iſt, hat eine braune dicke Rinde, voller Riſſe. Seine ſehr äſtige Zweige breiten ſich ſehr ordentlich nach allen Seiten aus; die an denſelben

*) Sapata fructu ovato majore. *Plum.* gen. 43. Achras mammoſa *Linn.* Sp. Pl. 469. Der Bruſtförmige Breyapfel. Sapote. Planers Linn. Pflanzengatt. 1775. p. 304. A. d. Ueb.

**) Tamarindus indica *Linn.* 48. Dietr. p. 53. Tamarinier. *Vallm. de Bom.* XI. 107. A. d. Ueb.

ben abwechſelnd, und allezeit paarweis ſtehenden Blätter, ſind lang, ſchmahl, ziemlich ſtark und blasgrün. Auf der Blüte (die Traubenweiſe an einem dünnen Stiel ſitzet, und aus drey roſenfarbenen Blumen-Blättern beſtehet) folget die Frucht, in Geſtalt einer Schote, die Büſchelweiſe zum Vorſchein kommt. Sie iſt eines kleinen Fingers dick, fünf bis ſechs Zolle lang, und anfänglich grün; wenn ſie aber reifet, verändert ſich ihre Farbe in die braune. Inwendig hat ſie ein graues Mark, welches eine Art kleiner Früchte, wie Bohnen geſtaltet, in ſich ſchlüſſet, die Anfangs ziemlich zart, von violetter Farbe, und von einem ſäuerlichen, ſehr angenehmen Geſchmacke ſind.

Dieſe Früchte werden ganz oder aus den Schoten genommen, eine geraume Zeit vorher ehe ſie reif ſind, und jederzeit, ehe ſie trocken werden, eingemacht. Das Fleiſch dieſer Frucht iſt ſehr erfriſchend, leicht abführend, dabey aber etwas zuſammenziehend. Wann ſie eingemacht iſt, wird ſie ſtark gebrauchet, weil ſie wegen ihrer angenehmen Säure die Aufwallungen der Säfte mildert; ſie vermindert das Fieber, erfriſchet, ſtillet den Durſt, beſonders in anhaltenden Fiebern.

Von dem Weinſtock.

Der **Weinſtock** *) gewöhnet ſich ſehr ſchwer an das Klima dieſes Landes, denn ſo heiß es auch iſt, ſo iſt es doch auch zu gleicher Zeit ſehr feuchte, dadurch reifet der Wein zu geſchwinde und ſehr ungleich. Denn ein und eben derſelbe Stock hat zu gleicher Zeit ganz reiſe, minder reiſe und unzeitige Trauben. Es

*) Vitis vinifera L. 293. Dietr. 242.

würde dieſes nichts ſchaden, wenn nur diejenige Trauben, welche nicht mit den erſteren zu gleicher Zeit reif werden, noch zuletzt zur Reife gelangeten; die widrige Witterung aber verhindert dieſes, und es werden ſehr eßbare darunter eingeſammlet; denn man findet öfters an einer Traube alle drey obige Sorten, davon die reifen weder ſo fleiſchig noch ſo ſaftig, folglich auch nicht ſo angenehm, als die unſrigen ſind. Der einzige Nutzen, den man daraus ziehet, iſt, daß der Weinſtock zweymal im Jahre träget.

Indeſſen giebt es einige darunter, die, wenn das Erdreich gut iſt, ſehr gute Trauben bringen; dieſes iſt aber etwas ſehr ſeltenes; und man hat mich verſichern wollen, daß mit dem Alter des Weinſtocks, auch die Trauben beſſer würden.

Von den Markujas.

Die **Markujas** iſt eine ſehr fleiſchige Frucht, nicht ſtärker als ein im Lande gewachſener Granat-Apfel, eyförmig, und wenn ſie völlig reif iſt, Pommeranzenfärbig. Ihr Inneres iſt eine Art einer Gallerte, aſchfarbig, und von einem ſäuerlichen und herben Geſchmacke. Sie enthält verſchiedene eyförmige Samenkörner, die chagrinartig und ziemlich wohlriechend ſind. Wenn man die Frucht eſſen will, wird ſie wie ein Ey geöfnet, und der darinn befindliche Saft oder dieſe Gallerte, die ſehr angenehm ſchmeckt, ausgeſchlürfet.

Dieſe **Markujas** wächſt auf einer Art eines **Mangebaums** *).

Von

*) *Mangifera indica. Linn.* Sp. Pl. p. 290. Dietr. 239. Mangebaum. *Valm. de Bom.* Dict. T. VI. 488. Manglier.

Von der Papaya.

Der Baum der die Papaya-Frucht träget *), iſt beynahe fünf und zwanzig Fuß hoch. Er hat die Dicke eines Mannes-Schenkels, uud iſt inwendig hohl und ſchwammicht, und ſo weich, daß man ſelbigen mit einem einzigen Säbelhieb querdurch abhauen kann. Gewöhnlicher Weiſe wächſet er in den Holzungen und andern unbebaueten Orten, und braucht wenige Zeit zu ſeinem Wachsthum. Bis zur Hälfte ſeiner Höhe iſt er faſt kahl, und auf der andern Hälfte nach oben zu, trägt er Blätter, die den Feigen-Blättern ähnlich ſind.

Es giebt zwo Arten derſelben, die erſtere iſt weiblichen **) und die andere männlichen †) Geſchlechts. Die erſtere Art trägt alle Jahre Blüte, folglich auch Früchte, die an langen Stängeln ſitzen, und nahe am Stamm des Baums hervorwachſen, woſelbſt ſich die Stiele der Blätter zuerſt zeigen. Eine jede Blüte iſt ſo groß als eine Schwerdt-Lilie, und beſtehet aus fünf gelben Blättern, von Geruch wie die May-Blumen.

Manglier. Mangue Leg. Adanſ. Reiſe nach Senegal. Brandenb. 1773. p. 28. 49. 100. 127. 204. 211. 212.

*) Poppau. Carica *Linn.* 1466. Papayer. *Vallm. de Bom.* Dict. VIII. 211. 212. Bankr. Guiana. p. 25. Adanſ. Reiſe p. 13. 69. 132. A. d. Ueb.

**) *Papaya*, fructu maximo cucumeris effigie. Carica, Popoſa. *Linn.*

†) *Papaya*, fructu melopeponis effigie.

Die Frucht dieſer erſtern Art iſt nicht größer, als eine ſtarke Quitte, und hat die Geſtalt einer Gurke. Anfänglich ſieht ſie grünlich, und hernach gelb aus. Man wartet aber nicht ab, daß ſie reif werde, um ſie mit Zucker einzumachen, ſo wie ihre Blüte, die fürtreflich iſt, weil ſie den Magen ſtärket.

Der zweyte Papaya-Baum trägt eine Frucht, welche die Größe einer Melone hat, und die man vollkommen reif werden läſſet. Alsdann hat ſie ein goldgelbes Fleiſch, und iſt ſehr gut zu eſſen; ſie muß aber gekocht werden, weil ſie ſonſt zu erfriſchend, und der Geſundheit nachtheilig iſt.

Beyde Arten haben Samenkörner, welche ein gutes Mittel wider den Scharbock ſind.

Von der Mammay-Frucht.

Der Mammay-Baum *) wird ziemlich groß, und er ſoll männ- und weiblichen Geſchlechts ſeyn, deren Unterſcheid an der Frucht bemerket werden könne; weil die auf dem weiblichen Baum wachſende, niemalen mehr als einen Stein, dahingegen die Frucht des männlichen Baums zwey bis drey Steine habe. Beyde Sorten haben ein weißliches Holz, deſſen Faſern dick und an einander liegend ſind. Ihre Rinde iſt grau und ziemlich glatt; ihre ſechs bis acht Zolle lange Blätter von eyförmiger Geſtalt, ſind an dem einem Ende etwas ſpitzig, von einer ſehr ſchönen Farbe, und ziemlich dick; Die damit beſetzten Zweige geben daher einen angenehmen Schatten. Weil die Frucht ein wenig rund iſt, ſo gleicht ſie einer Kanonen-

*) Mammea. *Linn.* Sp. Pl 731. Dietr. 643. Mameybaum.

nenkugel. Im Durchſchnitt hat ſie ſechs bis acht Zolle; ihre eines halben Fingers-dicke Rinde iſt röthlich und geſchmeidig wie Leder; ſie läßt ſich wie die Haut von einer Pfirſche abziehen. Unter dieſer Haut befindet ſich eine andere gelbliche, die an dem Fleiſche veſtſitzet, welches letztere ebenfalls von einer gelben Farbe, derb, und von einem balſamiſchen Geruch iſt. Um ſie zu eſſen, wird ſie in Scheiben geſchnitten. Sie hat einen Stein von der Größe eines Tauben-Eyes, der auf der einen Seite flach, höckerich und ſehr hart iſt. In demſelben ſitzet ein weißer und ſehr bitterer Kern. Dieſe Frucht iſt unſtreitig eine der beſten, die ich kenne, von einem fürtreflichen Geſchmacke, und dabey ſo wohlriechend, daß man, ich mögte ſagen, acht Tage lang den Wohlgeſchmack davon behält. Es werden Marmeladen und Torten daraus gebacken, denen die aus unſern beſten europäiſchen Früchten verfertigte, weit nachſtehen müſſen.

Von den Marmeladedoos.

Die Marmeladedoos ſind nicht größer als eine Pfirſche und eyförmig; Ihre rauhe etwas gelbliche Rinde, gleichet der von den Garten-Bohnen. Die Subſtanz dieſer Frucht iſt eine Art einer Kompote von röthlicher Farbe, die mit einem Thee-Löffel gegeſſen wird, und die für Liebhaber von ſehr guten Geſchmack iſt. Der darin ſitzende Samen ſieht kleinen Linſen ähnlich.

Der Baum der dieſe Frucht bringet, iſt eine Art Palmbaums, der nicht ſehr hoch wächſt.

Von den Mupés.

Die Mupés ſind gelbe Früchte, länglicht, haben wenig Fleiſch, und ſchmecken ziemlich angenehm.

Sie machen die Zähne etwas ſtumpf; Ihr Geruch aber iſt reizend. Man verfertiget eine Marmelade daraus, die an Farbe der, von dem **Mamis** ſehr gleich kommt.

Sie wächſt auf eine Art eines großen Pflaumbaums *).

Von den Waſſer-Melonen.

Die **Waſſer-Melone** **) iſt in dieſem Lande ſehr häufig, und wird ohne viele Mühe in allen Gärten gezogen. Man darf nur den ganz ſchwarzen Samen ausſäen, ſo erfolgt in kurzer Zeit die Frucht, die erſtaunlich groß wird. Sie hat die gute Eigenſchaft an ſich, daß man nach Gefallen davon eſſen kann, ohne böſe Folgen davon befürchten zu dürfen. Sie iſt ſehr kühlend, weshalb ſie den Kranken in der gröſten Fieberhitze ohne Gefahr verordnet wird. Man hat zwo Arten derſelben. Das Fleiſch von der einen iſt roth, und von der andern weiß.

Von den Kantalupen.

Der Name **Kantalupe** wird einer Art franzöſiſcher **Melonen** beygeleget, deren Fleiſch roth, veſte auch von einem zarten und feinen Geſchmack iſt. Mit einem Worte, man kann nichts fürtreflicheres eſſen. Sie werden auſſerordentlich groß, und ſind ſtark

*) *Monbin* arbor foliis fraxini fructu luteo racemoſo. *Plum.* gen. p. 44. Monbain. *Vallm. de Bom.* Dict. VII. 240. Pruna-cerea. *Linn.* 680 ζ. Dietr. 600 ζ? Afrik. Katharinenpflaumen. Anm. d. Ueb.

**) Cucurbita *Citrullus*. *Linn.* 1435. Citrouille, Melon d'eau. S. Adanſ. l. c. p. 14. 235. 242.

ſtark geribbt, und länglich rund. Sie kommen in einer jeden Art von Erdreich leicht fort. Man macht nur mit einem Stock ein kleines Loch in der Erde, wirft drey oder vier Samenkörner hinein, die gelblich ausſehen, damit man zu allen Zeiten welche haben möge. Bey trockenem Wetter muß man ſie nur begießen, und darin beſteht die ganze Kunſt.

Von den gewöhnlichen Melonen.

Die Erziehung der europäiſchen Melonen *) erfordert in dieſem Lande nicht mehr Mühe, als die von den beyden erſteren Arten. Ihr Fleiſch aber wird dort weißlich, etwas in das Grüne fallend, und ſehr wohlſchmeckend. Ihre Geſtalt iſt rund. Sie haben nur kleine Ribben und eine ſehr dünne Haut. Man empfindet keine Ungemächlichkeit, wenn man zuviel davon ißt, insbeſondere wenn man ſie mit etwas Pfeffer oder Salz genüſſet.

Der Samen dieſer beyden lezteren Sorten, gehöret unter die vier gröſſeren kühlenden Samen, aus welchen Kühltränklein verfertiget werden, die wider die innerliche Hitze und die Verhaltung des Urins dienen.

Von der Ahovaifrucht.

Der Baum **) auf welchem dieſe Frucht wächſt, iſt von der Größe eines Birnbaums. Er hat eine weiſſe ſehr ſaftige Rinde. Die Blätter deſſelben, welche drey Zolle lang und zwey Zolle breit ſind, bleiben immer grün. Auf die trichterförmigen Blumen folget eine

*) *Cucumis Melo. L.* 1436. Dietr. 1136.

**) Arbor americana, foliis Pomi, fructu triangulo. (Cerbera Schellenbaum Linn.)

eine Frucht, aus deren Stein die Indianer eine Art Schellen zu ihren Tänzen verfertigen, und womit ſie ſich an ihren Feſttagen putzen. Ob übrigens dieſe Frucht eßbar ſey, iſt mir nicht bekannt *).

Die Jungfernbrüſte. (*Pomme de Tettons.*)

Es iſt nöthig, daß man dieſe Frucht genau kennen lerne, weil es gefährlich iſt davon zu eſſen. Man hat ihr den Namen Jungfernbrüſte, (pomme de tettons) wegen ihrer Geſtalt beygeleget. Der Baum, worauf ſie wächſt, iſt eine Art von Nachtſchatten †). Die goldgelbe Frucht, hat die Figur eines groſſen Renettenapfels, und eine ſehr dicke Schale. Sie wächßt in den Hecken an den Wieſen. Ihre innere Subſtanz ſieht gräulich aus und iſt vergiftend, wenn man etwas davon genüſſet.

Von

*) Miller, welcher in ſeinem Gärtnerlexikon zwo Sorten von der Ahovai anführet, ſaget, daß das Holz von der einen Sorte abſcheulich ſtinke, und der Kern der Nuß ein höchſt tödtlicher Gift ſey, den die Indianer durch kein Gegengift auszutreiben wüſten; und von der zwoten Sorte glaubt er, daß ſie ebenfalls giftig ſey. Dieterich in ſeinem Pflanzenreich S. 248 ſchreibet von dieſem Baum folgender geſtalt: Er hat eine weiſſe Rinde; ſchneidet man in ſolche, ſo läuft ein milchweiſſer Saft heraus, der ſo arg als Knoblauch ſtinket, daß man für Geſtank nicht bleiben kann u. ſ. w. und von der Nuß ſaget er ebenfalls, daß ſie ſehr giftig ſey. Anm. d. Ueb.

†) Solanum molle, foliorum nervis & aculeis flaveſcentibus, fructu mammoſo. Solanum mammoſum. L. 267. Dietr. 223.

Von den Datteln.

Dieſe Frucht wird von einem, dem Kokosbaum ähnlichen Palmbaum hervorgebracht *). Seine Zweige die wie eine Aehre hervorwachſen, breiten ſich gleich einem Sonnenſchirm aus, und wenn ſie verwelken, kommen aus der Mitte der andern wieder neue hervor. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Blättern eines Kokosbaums, auſſer daß ſie mit ſtarken und ziemlich langen Stacheln bewafnet ſind. Ihre Blüten wachſen in dicken Scheiden, Elate genannt. Wenn dieſe Scheide eine gewiſſe Stärke erreichet hat, öfnet ſie ſich, und es kommen alsdenn weiſſe Blüten, Büſchelweiſe hervor. Auf dieſe Blüten folgen die Datteln oder die Früchte, wovon ſich in einem jeden Fruchttragenden Zweige (regime) ohngefähr hundert und funfzig befinden. Sie ſind länglichrund, von der Gröſze einer kleinen Nuß, ziemlich fleiſchig, gelb von Farbe und etwas unſchmackhaft. Inwendig ſitzet ein harter, beinichter, aſchgrauer Stein, in welchem ein etwas bitterer Kern ſtecket. Man ſagt, dieſe Frucht diene den Indianern zur Nahrung; ich kann es aber nicht gewiß behaupten, ich weis auch nicht den Namen, den ſie im Lande führet.

Von der Vanille.

Es giebt zwar dreyerley Arten von der Vanille †), ich werde hier aber nur derjenigen erwähnen, welche

*) Phœnix dactylifera. *Linn.* 1658. Palma major C. B. Pin. 506. Der Dattelbaum. Dietr. p. 1325. S. Blackw. Tab. 202.

†) Epidendron Vanilla *Linn.* 1347. Dietr. II. 1023. Vanillenrinde. Bankr. Guiana. p. 60.

welche in der Pflanzung Kaſſe-Vinika im Hochlande befindlich, weil ſie die einzige im Lande iſt.

Die Vanille iſt eine kleine bald runde, bald flache Schote, ſechs bis ſieben Zolle lang und eines kleinen Fingers breit, die ſich in einer etwas runzlichen Spitze endiget, dabey röthlich, weichlich, ölicht, und äuſſerlich etwas zähe. Ihr Fleiſch iſt röthlich und inwendig voll kleiner ſchwarzer und glänzender Samenkerne. Sie hat einen etwas ſcharfen und würzhaften Geſchmack, und den angenehmen Geruch des peruvianiſchen Balſams. Die Pflanze, welche dieſe Frucht träget, iſt eine Art von Volubilis ſiliquoſa Mexicana, zehn bis zwölf Fuß hoch, die ſich an den Bäumen ranket. Ihre ohngefähr zehn Zolle lange Blätter, gleichen den Wegerichblättern, ſie ſind aber dicker und mehr dunkelgrün von Farbe. Auf ihren ſchwärzlichen Blüten folgen die Schoten, die anfänglich grün, hiernächſt aber gelblich ausſehen, und zulezt beym Reifen braun werden. Wann ſie vollkommen reif ſind, werden ſie gepflückt und im Schatten getrocknet, auswendig mit ein wenig Oel beſtrichen, damit ſie geſchmeidig bleiben, und nicht ſo leichte zerbrechen.

Die Vanille enthält viele ölichte, reſinöſe und wohlriechende Theile, die ſich ſehr leichte durch Weingeiſt daraus ziehen laſſen. Sie ſtärket und erwärmet den Magen, und iſt eröfnend, ſie treibet die Blähungen und verdünnet die zähen Säfte; ſie befördert die monathliche Reinigung und erleichtert die Niederkunft bey Schwangern. Von den Engländern wird ſie für ein ſicheres Mittel wider melancholiſche Zufälle angeſehen; wenn ſie aber hiezu dienet, ſo muß man ſie mäßig gebrauchen, weil ihre flüchtige Theile die Wallungen im Geblüte vermehren. Uebrigens iſt es bekannt,

kannt, daß ſelbige mit unter der Schokolade genommen wird.

Der Kalebaßen Baum *), iſt ein auf allen Pflanzungen ohnentbehrlicher Baum. Er gleicht ziemlich unſeren größten Apfelbäumen. Seine dicken und fünf bis ſechs Zoll-langen Blätter, ſind am Ende ſpitzig. Die Blüten deſſelben ſind bläulicht und glockenförmig; ſie wachſen an dem Stamme des Baumes und auch an den Zweigen deſſelben, ſo wie die Frucht, die öfters auf die Erde hänget. Auf die Blüte folget die Frucht, von der Geſtalt unſerer Flaſchen- und gewöhnlichen Kürbiſſe. Es giebt eyförmige und runde; einige einen, andere zween Fuß lang, und ſechs bis acht Zoll dick. Sie haben eine holzartige und ſehr harte Schale, deren Aeuſſeres grünlich und rauch iſt. Ihr Inneres erſcheint Ribbenweiſe abgetheilet, ſo wie die Melonen es äuſſerlich ſind. Zwiſchen dieſen Ribben ſitzen Faſern, wodurch das Fleiſch an dem innern Theil der Schale beveſtiget iſt, und die von dem Umfange der Frucht nach dem untern Theile derſelben hinlaufen und daſelbſt den Stängel bilden, womit ſie an dem Baume veſt ſitzet. Ihr Fleiſch kommt an Farbe mit dem Fleiſch der Kürbiſſe überein, und ſchlüſſet wenige Samenkörner in ſich.

Man erkennt, daß die Frucht reif iſt, wenn der Stängel welk und ſchwarz wird, und pfleget ſie alsdann vom Baume abzunehmen. Man höhlet ſie aus, indem man kochend Waſſer hinein ſchüttet, damit das Fleiſch derſelben um ſo geſchwinder erweichet werde; hierauf ſticht man einen kleinen Stock hinein, um

*) Macha-mona, Cucurbita lagenaria. *Linn.* 1434. Dietr. 1133. Flaſchenkürbis.

um ſelbiges vollends los zu machen und herauszubringen. Wenn die Negern ſie ſolchergeſtalt ausgeleeret haben, verfertigen ſie daraus, Flaſchen, Schüſſeln, Näpfe und allerhand in ihrer Haushaltung nöthige Gefäße. Einige Neger graben auf dieſer Frucht, nach ihrer Art, allerhand Figuren ein, und füllen alsdann die Einſchnitte mit Kreide aus, welches recht artig in die Augen fällt. Ohngeachtet ſie ſich dabey weder des Lineals, noch des Zirkels bedienen, ſo ſind dieſe Zeichnungen doch ſehr richtig und nicht ohne Bewunderung zu betrachten. Dieſes iſt das gewöhnliche Geſchirr und Küchengeräthe, ſo wohl der Neger, als der Landes-Eingebohrnen.

Das Mark oder Fleiſch dieſer Frucht, welches auſſerordentlich kalt iſt, ſoll ein fürtrefliches Mittel wider den Brand ſeyn. Es wird auch ein Waſſer daraus verfertiget, das man zur Kühlung gebrauchet.

Von der Fächerpalme.

Dieſer iſt eine Art von Palmbaum *), welcher, ob er gleich nicht ſtark wird, doch ſehr hoch wächßt. Seine Blätter ſind flach und wie ein Fächer geſtaltet, die, wenn ſie aufbrechen, ſich in verſchiedene Spitzen vertheilen, und einen vielſtrahlichten Stern vorſtellen. Das Holz dieſes Baums iſt zwar ſehr hart, aber nicht ſehr dick, weil das Innere deſſelben nur eine Art eines fadichten Gewebes vorſtellet, aus welchem die Landes-Eingebohrnen ihre Körbe und andere geflochtene Arbeiten verfertigen.

Von

*) Palma dactylifera, radiata major, glabra. Boraſſus flabellifer *Linn.* p. 1657. Dietr. 1320. Latanier. Palmier en eventail. S. Adanſ. l. c. p. 15 und 109. Anm. d. Ueb.

Von den Lianen.

Die Lianen *) ſteigen an den Bäumen, welche ſie antreffen, in die Höhe, und wenn ſie die höchſten Zweige erreichet haben, werfen ſie Faſern, die ſenkrecht wieder herunter fallen, in die Erde dringen und Wurzeln ſchlagen, alsdann erheben ſie ſich von neuem und ſteigen und fallen wechſelsweiſe wieder.

Man hat davon verſchiedene Arten; aus einigen derſelben verfertigen die Landes-Eingebohrnen ihre Stricke, andere dienen denen, die ſich in Gegenden finden, wo weder Bäche, noch Brunnen ſind, um den Durſt zu ſtillen. Dieſe, die ſehr dick ſind, haben kleine zarte, dünne, weiche und ſehr ſchön grüne Blätter. Ihr Holz iſt ſchmeidig, ſchwammig und ſchwer, die Rinde aber ziemlich dünne.

Wenn man durſtig iſt, hauet man einen davon ab, etwan einen Fuß hoch über der Erde, und hält den Huth darunter, ſo gleich fließet ein ſo helles und zum Trinken angenehmes Waſſer heraus, daß kein Regen- oder Quell-Waſſer demſelben in der Güte gleich kommt. Das Bewundernswürdigſte dabey iſt, daß dieſes Waſſer immer gleich friſch bleibt, der Zweig mag in der Sonne oder im Schatten ſtehen, man mag ihn bey Tage oder bey der Nacht abhauen.

Aus

*) Flachsſeide. Schmarotzerpflanzen. Baumſauger. Fr. Liane. Span. Bejekos. Ind. Nibbe'es, holzichte Taue. Hypociſtis. Gled. Epidendron L. S. *Bom.* Dict. VI. 305. Dietr. II. 1023. Berliniſch. Mag. III. 514. Adanſ. Reiſe p. Bankr. Guiana. p. 59.

Aus einer andern Sorte der Lianen, werden Tonnen-Reiſe verfertiget; Sie ſind ebenfalls ſehr ſchwammicht, inwendig röthlich, und haben eine ſchwarze, ziemlich dicke Rinde, die ſich wegen ihrer Biegſamkeit gut bearbeiten läſſet.

Von dem Paletuvier.

Der Paletuvier (Paretuvier) wird ſehr groß. Er iſt eine Art Mange-Baumes *), der an den Ufern der Flüſſe oder des Meeres wächſet. Das Holz deſſelben dient nur zum Brennen: Man ſchätzet ihn aber darum, weil er eine doppelte Rinde hat, wovon die erſtere ſchwarz, und ſehr gut zum Leder-Gerben, die zwote, braunroth und bitter iſt, auch ein gutes Mittel wider die Wechſel-Fieber ſeyn ſoll; Man hält ſie ſogar für eine Art von China-Rinde: Da ich aber niemalen einige Proben damit gemacht habe, ſo iſt meine Abſicht nur, ſelbige alhier denjenigen anzuzeigen, die Luſt bekommen mögten, Verſuche damit anzuſtellen.

*) Cf. Adanſ. Reiſe, p. 262.

Funfzehntes Hauptſtück.

Von den Küchen-Kräutern.

Bey der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Bäume und Pflanzen, welche die Natur unſeren Augen darbietet, finden ſich auch ohne Zweifel verſchiedene, die ohne die geringſte Wartung, den Menſchen die nöthigen und überflüßigen Nahrungs-Mittel verſchaffen. Es haben daher dieſe Bäume oder Pflanzen ſchon längſt die Aufmerkſamkeit der Menſchen erreget, und man iſt dadurch auch auf die Gedanken gerathen, ſelbige zu verpflanzen, theils um ſie ſich zuzueignen, theils um für derſelben Erhaltung Sorge tragen zu können. Um des letzteren Endzwecks willen, mußten ſie unterſuchen, was für ein Erdreich ſich für ſelbige am beſten ſchickte? wie ſolches zuzubereiten? wie ſie gehörig zu warten, dergeſtalt, daß ſie entweder zu rechter Zeit begoſſen, oder mehr oder weniger der Sonne und der Luft ausgeſetzet, oder endlich auch, daß einige derſelben in Treib- oder Glas-Häuſern eingeſchloſſen würden, um ſie gänzlich wider die ihnen ſchädliche Luft zu bewahren; weil die Pflanzen eben ſo wohl als die Thiere empfindlich ſind, und auch ihre beſondere Krankheiten haben. Die kalte Luft verdicket den Saft der Pflanzen, und hindert ihr Wachsthum; die allzuheiße Luft ſchadet ihnen noch mehr, weil ſie öfters ihre Lebens-Säfte gänzlich austrocknet. Einigen iſt das Regen-Wetter, anderen aber die allzugroße Dürre nachtheilig; hieraus folget die Nothwendigkeit der Wartung, welche in die entfernteſte Zeiten zurückgehet.

In Surinam werden, beſonders bey der großen Hitze, über den friſch beſäeten Garten-Beeten oder über denen, auf welchen Hülſen-Früchte verpflanzet worden, kleine Dächer zwey Fuß hoch aufgerichtet, und mit Reiſern bedeckt, um ſie dadurch gegen die Sonne zu ſchützen, ohne ihnen jedoch ganz und gar die Luft zu benehmen.

Wenn man nur ein wenig Geſchmack an der Gärtnerey findet, ſo kann man dort Hülſenfrüchte in Menge und zu allen Zeiten ziehen, weil alle Jahreszeiten dazu geſchickt ſind. Nur muß das Erdreich gut mit Kuhmiſt gedünget werden, der ſich beſſer als der Pferdemiſt für den ſandichten Erdboden ſchicket; und weil faſt alle Neger Gärtner ſind, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie wenige Mühe es koſtet, ſich in dieſem Stücke nicht allein das nöthige, ſondern auch das angenehme zu verſchaffen. Nach dieſer kurzen Vorrede will ich nunmehro diejenige Hülſenfrüchte, die dort gebauet werden können, insbeſondere beſchreiben.

Von dem Kohl.

Ich fange bey dem Kohl an, wovon zu bemerken, daß von allen europäiſchen Arten, der weiße Kopf-Kohl *), der krauſe **), grüne ***), und der rothe Kohl †), in Surinam gut fortkommen.

Es

*) *Braſſica* capitata, alba. *CB.* Chou pommé blanc.

**) *Braſſica* Sabauda vel criſpa alba. *CB.* Chou friſé.

***) *Braſſica* oleracea L. vel viridis *CB.*

†) *Braſſica* capitata rubra. *CB.* Chou pommé ou cabu rouge.

Es iſt aber bekannt, daß der öftere Genuß dieſer Kohl-Arten nicht geſund iſt, weil ſie den ſchwachen Magen viele Blähungen verurſachen; ſie dienen alſo nur denjenigen, die ſtarke Leibesbewegungen haben.

Von den gelben Rüben.

Die gelbe Rüben *) gerathen dort ebenfalls fürtreflich; außer daß ſie nicht ſo ſtark als in Europa werden, ohngeachtet man ſie aus dem, von dorther gebrachten Samen ziehet. Dahingegen ſind ſie auch zärter und von beſſerem Geſchmacke.

Von den Paſtinacken.

Eben dieſes gilt auch von den Paſtinacken **), die aldort geſchwinde fortgehen, und ſehr gut ſind.

Von der Pimpernelle, dem Körbel, und der Peterſilie.

Die Pimpernelle ***), der Körbel †), und die Peterſilie ††), gerathen daſelbſt aufs beſte; ſie müſſen aber öfters abgeſchnitten werden, damit ſie nicht in Samen ſchießen.

Von dem Portulak.

Weil der Portulak †††) dort wild wächſt, ſo hat man ihn auch in Menge, insbeſondere in den Holzun-

 gen;

*) Daucus ſativa. *Linn.* 348. Dietr. 286. β. gelbe Gartenmöhren.

**) Paſtinaca. L. 376. Dietr. 316.

***) Pimpinella L. 378 Dietr. 319.

†) Scandix Chaerefolium, L. 368. Dietr. 312.

††) Apium Petroſelinum, L. 379. Dietr. 321.

†††) Portulaca *Linn.* 638. Dietr. 567. *Reuſſ.* Comp. Botanices 1775. p. 266. Pourpier, *de Bom.* Diction. IX. 314.

gen; Er iſt aber von dem Garten-Portulak darin unterſchieden, daß ſeine Blätter kleiner ſind. Er wird häufig als Salat genoſſen, weil er erfriſchend und ein gutes Mittel wider den Scharbock iſt.

Es giebt dort noch eine andere Art von Portulak, den man den See-Portulak nennen könnte *), weil er am Ufer der See wächſt. Dieſer iſt ein kleiner Strauch, der eines Fußes lange dünne und ſchmeidige Stängel treibet, die auf der Erde liegen; deſſen Blätter länglicht, etwas hart, und von ſalzigem Geſchmacke ſind. Er wird wie die kleinen Gurken in Eßig eingemacht. Man nimmt ihn wegen ſeiner Güte zu allerhand Speiſen, insbeſondere an Gekochtes.

Von dem Sauerampfer.

Es giebt zwo Arten des Sauerampfers **), eine davon wird in den Gärten gezogen, und die andere wird der Guineiſche Sauerampfer genannt †). Dieſer iſt ein Stauden-Gewächs, fünf bis ſechs Fuß hoch, und hat viele und dünne Zweige. Die Blätter derſelben ſind durch zwey Einſchnitte in drey ungleiche Theile getheilet, die faſt bis an den Haupt-Nerven gehn; ſie ſind eingekerbt, und ihre Nerven ſind fleiſchfarbig. Dieſer Strauch blühet zwey-

*) Seſuvium. *Linn.* 684. Kuraſſaviſcher Portulak. Dietr. 604. wächſet am oſtindiſchen Meerſtrande. Pourpier de mer. Soutenelle. *de Bom.* IX. 315.

**) Rumex acetoſa. *Linn.* 476. Dietr. I. p. 414. Oſeille. Surelle. *Bom.* Dict. VIII. 103.

†) Rumex Sangvineus? *Linn.* 476. n. 2. Rothe Grindwurz. Dietr. p. 412. n. 2. iſt in Virginien zu Hauſe.

zweymal im Jahre, und die Blüte bringt Frucht und Samen zu gleicher Zeit hervor.

Die Blüten ſehen den Tulpen die ſich nicht recht aufgeſchloſſen haben, ähnlich, nur daß ſie kleiner ſind; Ihre Blätter ſind von der Dicke eines zehn Stüver-Stückes, ſteif und dunkelroth. Inwendig haben ſie einen grünen Knopf, in welchem einige kleine braune Samen-Körner befindlich; Durch dieſen Knopf, den man in die Erde ſteckt, wird dieſe Art fortgepflanzet. Die kleinen Tulpen werden, wenn ſie reif ſind, (dieſes erkennet man an der kleinen am Ende der Blätter erſcheinenden Schwärze,) abgepflückt und eingemacht. Die davon verfertigte Gelee, dienet ſtatt der Johannis-Beeren Gelee, und iſt eben ſo erfriſchend; man verordnet ſie daher in allen hitzigen Krankheiten, weil ſie die Aufwallungen im Blute, und die allzu große Flüßigkeit deſſelben mindert. Sie dämpfet auch die Hitze der Galle, verdicket ſie, wenn ſie zu dünne iſt, und mäßiget ihre Schärfe. Sie iſt ferner ein ſehr gutes Mittel bey Gallen-Fiebern, ſie mögen von gewöhnlicher Art oder Peſtilenzialiſch ſeyn.

Von den Zwiebeln.

Ohngeachtet die Surinamſche Zwiebeln *), aus europäiſchen Samen gezogen werden, ſo ſind es dennoch nur Zipollen oder kleine Zwiebeln; denn ordentliche Zwiebeln hat man im Lande noch nicht hervorbringen können. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß die Engländer, wie im achten Hauptſtücke geſaget worden, ſelbige aus ihrem Lande hieher bringen,

N 4

*) Allium Cepa, *Linn.* 431. Dietr. 365. Fr. Oignon. *Bom.* VII. 442.

gen, weil ſie in der Kolonie ſo ſehr ausarten, und es unmöglich iſt, ſie hier fortzubringen.

Von den Schalotten.

Die Schalotten *) kommen daſelbſt zwar fort, jedoch mit vieler Mühe; und ſie erreichen niemals die Größe der unſrigen.

Von der Grindwurz.

Die Grindwurz (la Patience) **) iſt eine Art Sauerampfer, der in dieſem Lande die Stelle des Spinats vertritt; er wächſet ſehr hoch, und iſt etwas ſauer. Man braucht ihn ſtark in der Arzney, weil er öfnet und abführet.

Von der Kreſſe.

Man hat dort zwo Arten Kreſſe †), eine, die in den Gärten gezogen wird, und die andere, die wild und im Ueberfluß an den Ufern der See wächſet. Die Blätter der leztern ſind runder, größer und jederzeit grüner, als die von der erſtern. Sie wird wegen ihrer antiſkorbutiſchen Kraft, und weil ſie das Blut reiniget, ſtark gebrauchet.

Von den Gurken.

Die Gurken ††) laſſen ſich dort ſehr leicht ziehen, weil ſie allenthalben fortkommen, wo ſie geſäet werden. Ihr Samen gehöret mit unter die vier größern

kühlen.

*) Allium aſcalonicum. *Linn.* Dietr. 365.

**) Rumex criſpus *Linn.* 476. Dietr. 413. Krauſer Ampfer. Fr. Parelle.

†) Lepidium. *Linn* 897. Dietr. 771.

††) Cucumis. *Linn.* 1435. Dietr. 1136.

kühlenden Samen, und man nimmt ihn gewöhnlicher Weiſe zu den Emulſionen bey den Krankheiten, die aus einer allzugroßen innerlichen Hitze entſtehen.

Von den Salaten.

Unter allen europäiſchen Salat-Arten, kommen dort nur der Kopf-Salat *), die Endivien **), und die wilde Zichorien ***) gut fort. Auch iſt der Zelleri ****) dort ſehr gemein, er wird aber nicht ſo ſtark als bey uns. Der Spargel †) geräth daſelbſt fürtreflich, und übertrift unſern europäiſchen ſehr am Geſchmack.

Alle Arten Erbſen ††), imgleichen Schminkbohnen, Rüben, Radieschen, Lauch und Kürbiſſe gerathen daſelbſt ſehr gut.

Vom Pfeffer oder Piment.

Ein jedes Erdreich bringt dort verſchiedene Arten Pfeffer oder Piment †††) häufig hervor. Man hat davon folgende Sorten: der ſüße von länglicher Ge-

N 5 ſtalt;

*) Lactuca ſativa capitata. *Linn.* 1118. n. 2. β. Dietr. 913. β.) *Reuſſ.* Comp. botan. p. 348.

**) Cichorium Endivia. *Linn.* 1142. Dietr. 925. *Reuſſ.* Comp. bot. 353.

***) Cichorium Intybus. *Linn.* ib. Dietr. 924. *Reuſſ.* l. c.

****) Apium graveolens, dulce, Celeri Italorum. *Linn.* 379. 2. β. Dietr. 321. *Reuſſ.* 234.

†) Aſparagus. *Linn.* 448. Dietr. 372. *Reuſſ.* 243.

††) *Piſum.* *Linn.* 1026. Dietr. 860. *Reuſſ.* 332.

†††) Piper. *Linn.* 40. und Capſicum *Linn.* 270. Dietr. 43 und 224.

ſtalt; der Bocks-Piment (le piment-bouc) der rund und klein iſt; der rothe Piment, und derjenige, der Ratzen-Miſt genannt wird, weil er die Geſtalt einer Schote hat; und endlich eine andere kleinere Art, die ſehr brennend iſt.

Alle dieſe Art wachſen auf kleinen Sträuchen zwey bis drey Fuß hoch, die lange ſpitzige, breite, ziemlich fleiſchige, braungrüne Blätter haben, welche an Stängeln veſt ſitzen. Ihre Blüten, die von der Farbe der Früchte ſind, ſtellen kleine ſpitzige Roſen vor, auf welchen lange, dicke, runde oder eyförmige, glänzende und glatte Schoten folgen, die anfänglich grün, hernach in der natürlichen Farbe der Frucht erſcheinen. Alle dieſe Schoten ſind inwendig in verſchiedene Fächer abgetheilet, die flache Samenkörner in ſich ſchlüſſen.

So wohl die Landes-Eingebohrnen als auch die Neger, eſſen alle Arten des Piments ganz roh, weil ſie von Jugend auf daran gewohnt ſind, ohngeachtet ſelbiger den Mund ſehr wund machet und ein ſtarkes Brennen in demſelben verurſachet. Was mich am meiſten gewundert hat, iſt, daß die weiſſen Kreolen ihn bey allen ihren Mahlzeiten ſehr ſtark gebrauchen. Er wird auch eingemacht und nach Europa geſchicket.

Ich will es denjenigen zu Gefallen glauben, die den Piment lieben, daß er Appetit machet und die Verdauung befördert. Mir däucht aber, man müſſe einen unempfindlichen Gaumen haben, um das Brennen, welches er verurſachet, ertragen zu können. Denn als ich das erſtemal etwas davon genoß, war mein Mund dergeſtalt davon angegriffen worden, daß mir die Luſt vergieng, ihn zum zweytenmal zu koſten.

Von

Von den Schwämmen.

Die Schwämme wachſen häufig auf den Savannen oder Wieſen, beſonders zu Anfang des kleinen Regenwetters; weil ſie aber öfters mehr ſchädlich, als angenehm ſind, ſo muß man ſich der beſten Arten derſelben nicht nur mit Vorſicht bedienen, ſondern man muß ſie auch gut kennen lernen: denn es giebt ſo giftige darunter, daß der Genuß derſelben die traurigſte Folgen nach ſich ziehet; als Erbrechen, Beklemmungen oder Spannungen des Magens uud des Unterleibes, Beängſtigungen, und groſſe Schmerzen in den Eingeweiden, Ohnmachten, Zittern am ganzen Leibe, und öfters den Tod. Sollte man bey Erwägung ſo trauriger Zufälle nicht jedesmal erſchrecken, wenn man ſich ein dergleichen gefährliches Gericht wohl ſchmecken läſſet? Weil es aber einmal als eine Speiſe angeſehen und bey den gröſten Mahlzeiten mit aufgetragen wird, ſo will ich ſo wohl für diejenigen, die davon zu viel genoſſen, als auch für die, welche aus Unwiſſenheit oder Verwegenheit von der ſchädlichen Art gegeſſen haben, ein ſicheres Mittel dawider allhier empfehlen, nämlich, man muß den Augenblick zu einem guten Brechmittel ſeine Zuflucht nehmen, um das Gift aus dem Magen zu ſchaffen. Auch verſichert man, daß wenn man nach dieſer Ausleerung dem Kranken einen Theil Weineßig, zu vier Theilen Waſſer giebet, ſolches dergeſtalt auf die kleineſten Theile dieſes Gifts wirket, daß es demſelben alle Wirkſamkeit und das Vermögen zu ſchaden benimmt. Ich wiederhole es aber, das beſte Mittel dawider iſt, daß man ſo wenig als möglich davon eſſe, und daß man ſich bemühe ſie recht kennen zu lernen. Hierzu dienet folgende Beſchreibung.

Die beſten Champignons ſind diejenigen, die in einer Nacht wachſen, ſie müſſen von mittelmäßiger Größe, fleiſchig, oben weiß und unten röthlich, inwendig weiß und markicht, veſt anzufühlen und von ſehr angenehmen Geruch ſeyn.

Dahingegen die giftigen ſchwarzblättrig und faſt durchgehends übel riechend, oder wenigſtens nicht wohlriechend ſind. Einige derſelben werden ſo gar ſchwarz oder grün, ſo bald ſie zerſchnitten werden, welches die ächten nicht thun, ſondern weiß bleiben.

Von der Okre.

Die Okre *) iſt eine Schote, die auf einem kleinen Strauche wächßt, deſſen länglichte Blätter zum Theil einfach, zum Theil paarweiſe wachſen. Dieſe Schoten, die von der Größe eines Taubeneyes und ſpitz zulaufend ſind, ſitzen an dem Strauche an kleinen Stängeln veſt. Auswendig haben ſie hohle Streifen wie die Katalupen; in einer jeden ſitzen viele runde Samenkörner.

So wohl bey den weiſſen, als ſchwarzen Kreolen iſt dieſe Okre ſtark im Gebrauch; ſie kochen ſie mit einer Brühe, in welcher viel Piment gethan wird. Dieſes Gericht wird, wenn es auf dieſe Art bereitet iſt, ſo zähe, daß es ſich auf der Gabel, wie ein Vogelleim ſpinnen oder ziehen läſſet. Es ſoll ſehr wohlſchmeckend und erfriſchend ſeyn. Vorgedachte Eigenſchaft aber hat es mir ſo ekelhaft gemacht, daß ich mich niemals überreden können, es an den Mund zu bringen.

Von

*) Piſum Ochrus. *Linn.* 1027. geflügelte Erbſen. Ochererbſen. Dietr. 861.

Von den Auberginen.

Die Auberginen *) ſind länglichte Früchte von der Größe der Gurken, veſte, glänzend, purpurfarbig, ſehr ſanft anzufühlen. Sie haben ein weiſſes, ſaftreiches Fleiſch, voller weiſſen Samenkörner. An Geſtalt gleichen ſie öfters einer Niere, und ſind von gedruckter Figur.

Dieſe Frucht wird von einer Pflanze hervorgebracht, die nur einen einzigen zwey Fuß hohen Stängel treibt, der eines Daumens dick, rund, röthlich und mit etwas weniger Wolle bedeckt iſt, welche ſich leicht davon abſondern läßt. Ihre Blätter, die an langen und ſtarken Stängeln ſitzen, ſind länger und breiter als eine Hand, rundum krumm gebogen und voller Falten, grün und mit etwas wenigem Staube, oder kleiner Wolle, die weiß wie Mehl iſt, beſetzet. Die weiß und purpurfarbene Blüten derſelben, haben die Geſtalt kleiner Roſen mit vielen Spitzen, deren fünffach getheilete Kelche mit kleinen rothen Stacheln beſezt ſind. Auf dieſen Blüten folgt die Frucht, die in den Gärten gezogen wird.

Man hat zwo Arten davon; eine, die ich beſchrieben habe, und eine andere, die von der erſteren nur darinn unterſchieden iſt, daß ihre Frucht höckericht, gebogen und ſchief wächßt. Man braucht ſie wie die Gurken zu Salaten, oder ſie werden in Scheiben geſchnitten und mit gutem provenzer Oel und etwas

*) Solanum Melongena, *L.* Dietr. 223. Melanzanäpfel. Melongene. Mayenne. Merangene. Aubergine. *Bom.* VII. 26. Anm. d. Ueb.

was Pfeffer im Tiegel gebraten. Ich verſichere, daß die auf dieſe Art zubereitete Aubergine das beſte Ragout von der Welt iſt. Nür ſind ſie etwas ſchwer zu verdauen, fürnämlich wenn man viel davon genüſſet.

Man ſagt, daß dieſe Frucht friſch gepflückt und auf gebrannte Wunden gelegt, die Schmerzen derſelben lindern ſoll.

Sechszehntes Hauptſtück.

Von den im Lande wachſenden Arzneypflanzen und ihren Eigenſchaften.

Es iſt auſſer Zweifel, daß ſeit undenklichen Zeiten die erſte Sorge der Menſchen auf ihre eigene Erhaltung gerichtet geweſen. Da ſie von ihrer Geburt an, unendlich vielen Schwachheiten unterworfen ſind, ſo muſten ſie auch zeitig auf Mittel denken, wie ſie ſich wider ſelbige verwahren, oder davon befreyen mögten. Wir können aber nicht die Art beſtimmen, wie ſie nach gerade die wider eine jede Krankheit dienliche Mittel haben kennen oder diejenigen beſtimmen lernen, deren man ſich, nachdem es die Umſtände oder das Temperament des Kranken erforderten, bedienen müſſe.

Zwar haben wir viele Schriften, die von Erfindung der Arzneykunſt handeln; aber wie viele Dunkelheiten finden ſich nicht in ſelbigen? Eine jede Nation hat ſich ſelbige zueignen wollen, und hat den, oder diejenigen von ihren Mitbürgern genannt, welche ſie für die Erfinder derſelben halten.

Warum ſollten aber nicht wahrſcheinlicher weiſe die Menſchen überhaupt und gleichſam mit vereinten Kräften dasjenige unterſuchet haben, was zum Beſten eines jeden insbeſondere dienen könnte? und warum ſollte dieſes nur einem einzigen Menſchen oder einer einzigen Nation allein vorbehalten worden ſeyn? Wir können vielmehr glauben, daß nach der Zerſtreuung des menſchlichen Geſchlechts in alle Welttheile, ein jeder

der bemühet geweſen, in dem kleinen Bezirke ſeines Aufenthalts, nicht allein ſeine Nahrungsmittel, ſondern auch dasjenige aufzuſuchen, was ihn für Krankheiten bewahren, oder ihn wiederherſtellen könnte, wenn er davon befallen worden.

Zu verwundern iſt es, daß je älter die Welt geworden, deſto weniger Mühe man ſich gegeben habe, bey der Wanderung aus einer Kolonie in die andere, neue Entdeckungen zu machen. Man hat ſeine Aufmerkſamkeit nur auf die bekannten Mittel gerichtet, ohne daran zu gedenken, daß es auch noch andere geben könnte, und man hat erſtere mit ſich geführet, oder mit groſſen Koſten kommen laſſen, ohne zu erwägen, daß der Schöpfer in allen Theilen dieſes groſſen Erdballs, dasjenige vertheilet hat, was den darauf lebenden Geſchöpfen zu ihrem Unterhalt nöthig war, um ſie der Mühe zu überheben, ſich nach ausländiſchen Nahrungs- oder Arzneymitteln umzuſehen. Betrachten wir die Welt als das Vaterland des Menſchen, ſo muß lezterer auch durch die weiſe Vorſorge des höchſten Weſens, allenthalben das ihm Nöthige antreffen. Eine jede Pflanze, ein jedes Inſekt, und überhaupt alles, iſt zu ſeinem Beſten geſchaffen, und dem Himmelsſtriche angemeſſen, unter welchen er wohnet; dahingegen alles, was dorthin gebracht wird, den gröſten Theil von ſeiner eigenthümlichen Kraft durch den Transport verlieret, und was noch davon übrig bleibet ſchickt ſich nicht für die Natur derjenigen, für die es beſtimmt iſt.

Das bisher geſagte ſoll nur beweiſen, daß man nicht wohl gethan hat, die Kräuterkenntniß in dieſem Lande zu verabſäumen, da ſelbiges einen Ueberfluß

von allen Arten von Kräutern hat, deren eines immer geſunder iſt, als das andere.

Was würde es nicht für ein Glück für die Surinamer ſeyn, wenn ein geſchickter Kräuterkenner dorthin käme, und ſich die Mühe gäbe, ſelbige in den weiten und fürtreflichen Feldern dieſes Landes zu unterſuchen? Ich muß zwar geſtehen, daß ein dergleichen Unternehmen ihm viele Mühe koſten würde; dahingegen würde er auch dieſe Provinz, falls die Einwohner ihm nur einigermaßen die Schwierigkeiten zu erleichtern ſuchten, welche er bey Durchwanderung des brennenden Erdreichs in dieſen Gegenden zu überwinden hat, durch ſeine vielfältige Entdeckungen ſehr bereichern. Wie oft habe ichs nicht bedauert, daß ich mich nicht auf eine Wiſſenſchaft geleget, die den Egyptern ſo viel Ehre gemacht, und die ihnen den Urſprung zu danken hat!

Vielfältig habe ich mich an verſchiedene ſchwarze Sklaven gewandt, die viele von dieſen Kräutern kennen; ſie ſind aber ſo geheim mit ihrer Wiſſenſchaft, daß ich weder mit Geld, noch mit guten Worten bey ihnen etwas habe ausrichten, oder auch nur einen einzigen bewegen können, mir einigen Unterricht darin zu geben.

Aus Liebe für die Einwohner von Surinam, behaupte ich alſo, daß es höchſt nothwendig ſey, einen geſchikten Mann kommen zu laſſen und ihm dieſe Arbeit aufzutragen, theils damit ſie, aus obbemeldeten Urſachen, nicht fernerhin genöthiget wären, fremde Arzneyen zu verſchreiben, theils auch um ihr Leben nicht weiter in Gefahr zu ſetzen, indem ſie ſich nach dortiger Gewohnheit den Händen der Sklaven anvertrauen, die es nicht immer gut mit ihnen meynen, und

die das aus Noth in ſie geſezte Vertrauen leicht miß⸗ brauchen könnten.

Ich will dasjenige, was ich ſo eben behauptet ha⸗ be, mit der kleinen Anzal Pflanzen beweiſen, die ich kenne, und die ich beſchreiben werde. Welche Menge könnte man nicht annoch entdecken!

Von dem Quaßienholz oder Bitterholzbaum.

Was mir am erſten einfällt, iſt die Quaßien⸗ wurzel, oder deſſen Holz *), welches ſeinen Namen von einem Neger, Namens Quaßi hat, der die Kraft dieſes Baums zuerſt entdeckete.

Ich würde den Leſer gänzlich auf die von dem groſſen ſchwediſchen Naturkündiger davon (auf dem Bericht des Herrn Dahlberg †), der ſie im Jahre 1761 nach Europa gebracht hat,) gemachte gelehrte Beſchreibung verweiſen, wenn ich mir nicht vorge⸗ nommen hätte, in dieſem Buche alles dasjenige anzu⸗ führen, was mir auſſerdem davon bekannt iſt. Ich will nicht unterſuchen, ob Herr Dahlberg die War⸗ heit geredet habe; mir deucht aber, daß der ſchwediſche Naturkündiger und er, ſich zu ſehr auf die Erzählung eines dritten verlaſſen. Was mich dieſes zum theil zu glauben beweget, iſt, daß Herr Dahlberg nach dem Anführen des Naturkundigen, der erſte iſt, dem der Neger Quaßi dieſes Holz hat kennen gelehret. Dies iſt mir aber nicht ſehr wahrſcheinlich, weil die meiſten Einwohner von Surinam ſolches ſchon vor beynahe vierzig Jahren kannten, und ſich der Blüten

dieſes

*) Quaſſia. *Linn.* p. 553 und 1679. Dietr. 495.

†) Er war damals ſchwediſcher Obriſtlieutenant und Re⸗ gierungsrath in Surinam.

dieſes Baums, die ſie als ein gutes Magenſtärkendes Mittel anſahen, bedienten. Dieſes war bey meiner Ankunft im Lande im Jahr 1754.

Ich kann indeſſen nicht läugnen, daß ich nicht von dieſem Holze hätte Wunder erzählen hören; damit ich mich aber nicht dem Vorwurf ausſetze, als hätte ich ſelbſt keine Erfahrungen davon, ſo will ich hier nur einzig und allein dasjenige davon anführen, was ich gewiß weis, und worauf man ſich verlaſſen kann.

Man hält dieſe Wurzel, für eines der beſten Magenſtärkenden Mittel, weil ſie wirklich dieſe Kraft beſitzet, auch den Appetit herſtellet und die Verdauung befördert. Bey einigen Kranken tödtet ſie auch die Würmer.

Ihre gröſte Empfehlung aber iſt, daß ſie alle Arten von Wechſelfiebern, auch die ſchon ſehr eingewurzelt ſind, aus dem Grunde heilet; weil ſie ſtärker auf die Feuchtigkeiten wirket, als die Chinarinde, auch mehr ſalzige Theile, als dieſe enthält. Man kann ſich alſo derſelben ohne Gefahr, als eines Dekokts in allen Arten von Wechſel- und anhaltenden Fiebern bedienen; und zwar bey allen Arten von Patienten, von einem jeden Alter und Geſchlecht, ſo wohl zarten Kindern als Erwachſenen, und alten Leuten, Mädgen, ſchwangeren Frauen und ſo gar Sechswöchnerinnen. Nur iſt dabey zu bemerken, daß man dem Kranken vor dem Gebrauch dieſes unfehlbaren Mittels, ein, auch zweymal abführende Mittel gebe, falls er ſolches vertragen kann. Ich würde ihm lieber ein Brechmittel von der Ipekakuanha nehmen laſſen, um den Magen deſto mehr von den rohen Unreinigkeiten zu befreyen, und um dadurch die Wirkung dieſes Dekokts zu beſchleunigen. Es iſt auch dieſe Art, ſie als ein

Dekokt zu gebrauchen, beſſer, als ſie in Subſtanz, nämlich als ein Pulver zu geben, weil die Wirkung der leztern nicht allein langſamer iſt, ſondern weil ſie auch Verſtopfungen verurſachet.

Man verfähret aber damit folgendergeſtalt. Man nimmt eine halbe Unze von der Rinde, welche die Wurzel dieſes Holzes umgiebt, läſt ſelbige in ſechs Pfund Waſſer, in einem wohl verſchloſſenen Gefäße, bis zur Hälfte einkochen; man ſeigt dieſes Dekokt alsdann durch ein leinen Tuch, und läßt dem Kranken davon alle zwo Stunden eine Taſſe voll nehmen, bis das Fieber ausbleibet: Fünf oder ſechs Tage nachher, giebt man dem Geneſenden wiederum abführende Mittel. Dieſes ſind die von dieſer Arzney mir bekannte Eigenſchaften oder Tugenden.

Von der Simaruba.

Die Simaruba iſt eigentlich die Rinde eines Baumes *), der in Anſehung ſeiner Blätter und Größe mit dem Apfelbaum viel Aehnlichkeit hat. Seine den weißen Violen ähnliche Blätter, ſind von einem ſehr unangenehmen Geruche. Die Frucht deſſelben iſt roth, und in vier Theile abgetheilt: ſie ſoll von oben und unten abführen.

Die Rinde dieſes Baumes, oder die Simaruba, iſt gelblich weiß, veſte und ohne Geruch; aber von ſehr bittern Geſchmacke. Sie beſteht aus beugſamen Faſern, die an dem weißen, leichten und unſchmackhaften Holze der Wurzeln und der Stöcke veſt ſitzet, und von denen man ſie ohne Mühe abſondern kann.

Sie

*) Evonnynius, fructu nigro, tetragono. (Burſera gummifera. *Linn.* p. 471. 1679.) Cf. Dietr. 406.

Sie enthält viele wohlſchmeckende reſinöſe Theile, und iſt wegen ihrer Bitterkeit, ein fürtreflich Magen-ſtärkendes Mittel. Ihre balſamiſche Theile aber lindern die heftigen Schmerzen und das Krümmen im Leibe. Das Dekokt davon, iſt als ein ſicheres Mittel wider den Durchlauf, und allerhand Arten von Bauchflüſſen, bekannt genug. Und ob ſelbiges gleich wirkſamer iſt, als die bloße Rinde, ſo kann man doch, wenn der Patient letztere wählet, ihm bis auf fünf und dreyßig Gran zu einer Doſis davon geben, wenn man nur die erſten Wege vorher gereiniget hat. Dieſe wichtige Entdeckung hat man den Landes-Eingebohrnen zu danken; da es doch das allerunwiſſendſte Volk in der Naturlehre iſt.

Von der Kaßien.

Der Baum der die Kaßien *) trägt, wird ſehr groß, und wächſt in allen heißen Ländern von Oſtindien. Er hat lange und ſchmale blaß-grüne Blätter; die Blumen, die in großen Büſcheln wachſen, ſind von einem ſehr angenehmen Geruch. Auf ſelbigen folgen Schoten, die hart und ohngefähr einen Fuß lang, rund, eines Fingers dick, von einer holzartigen dünnen Subſtanz, mit einer Anfangs grünen, hernach aber ſchwärzlichen Haut überzogen ſind. Ihr Inneres iſt wiederum in verſchiedene Zellen abgetheilet, in welchen der Samen von dem Mark umgeben, befindlich iſt, welches angenehm, anfänglich weißlich, hernach gelb, und endlich ſchwarz ausſiehet. Die Schote, in welcher dieſes Mark ſitzet, kommt niemals einzeln hervor, ſondern es ſitzen deren zwölf bis funfzehn, auch wohl zwanzig zuſammen, die an den Zwei-

*) Caſſia. *Linn.* 537. Dietr. 474.

gen an einem kleinen Stängel herunterhängen, welcher bey entſtehendem Winde hin und her beweget wird; wenn ſie ſolchergeſtalt an einander getrieben werden, entſtehet ein kleines mehr oder weniger beträchtliches Geräuſch, wodurch ſie abfallen. Sind dieſe Schoten recht reif, welches, wie geſagt, an ihrer Schwärze erkannt wird, ſo ſuchet man die ſchwerſten, friſcheſten, volleſten, und deren Samenkörner nicht klappern, wann ſie geſchüttelt werden, aus; weil man letzteres für ein Zeichen annehmen kann, daß ihre Subſtanz fett und ſchön ſchwarz iſt.

Sie führet die gallichten Säfte gelinde ab, und hinterläßt keine Hitze in dem Körper derjenigen, welche ſie brauchen.

Von der Sarſaparill.

Die Sarſaparill *) dieſes Landes, iſt eine rebenartige Pflanze, die ſich um die ihr nahe ſtehende Stauden und Hecken herum ſchlinget und daran veſt hanget. Sie beſtehet aus einer ſehr großen Anzal von Zweigen oder Wurzeln, die ſehr lang, von der Dicke eines Gänſe-Feder-Kiels, ſchmeidig und in der Länge ausgehölt, mit einer dünnen äuſſerlich röthlichen oder aſchfarbenen, inwendig aber weißen Rinde verſehen ſind. Ihre Blätter die nicht dichte bey einander ſtehen, haben die Geſtalt der Epheu-Blätter. Dieſe Art Sarſaparill iſt nicht ſo ſtark als die ſpaniſche; ich würde ſie daher ehe für eine Art Smilax aſpera halten, als für die wahre Sarſaparill. Dem ohngeachtet dienet ſie doch die ganze Maſſe des Blutes zu reinigen.

Von

*) Smilax ſarſaparilla. *Linn.* 1459. Dietr. 1167.

Von dem indianiſchen Blatte oder Malabatrum.

Das indianiſche Blatt oder **Malabatrum** *), welches alſo genennet wird, weil es aus **Malabarien** herſtammet, wird ebenfalls in Surinam gefunden: im Franzöſiſchen giebt man ſelbigen den Namen, indianiſches Blatt. Es iſt von der Größe einer Hand, blaß-grün, und gleichet ziemlich dem Blatte des Zitronen-Baums; es iſt länglich, ſpitzzulaufend, veſte, glänzend, und durch drey Adern unterſchieden, die von dem Stiel nach der Spitze zulaufen; ſein gewürzhafter Geruch kömmt mit dem von der Gewürz-Nägelein völlig überein.

Auf dem Baum der dieſes Blatt trägt, wächſt eine Frucht oder eine Beere, einer Erbſe groß, die länglichter Geſtalt, röthlich, von einem kleinen Kelch eingeſchloſſen, runzlich, hart, und an einem kleinen Stiel beveſtiget iſt. Dieſe Frucht hat einen ſcharfen und ebenfalls gewürzhaften Geſchmack. Mir iſt von einem, durch den ich dieſes Blatt und die Beere kennen gelernet, verſichert worden, daß das Blatt innerlich genommen, den Schweiß ſehr befördere, und alle Feuchtigkeiten durch den Urin austreibe.

Da ich mich aber durch die Erfahrung nicht davon überzeuget habe, ſo führe ich bloß deſſen Zeugniß an.

*) Malabathrum, Folium, Tamalapatra, Folium indum, Canella ſilveſtris malabarica. Feuille indienne. Malabatre. *Bom.* IV. 422. an Winterania Canella? *Linn.* 686.

Von dem Ingber.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Ingber *) aus dieſem Lande herſtammet, weil er hier ſehr leicht fortkommt. Eigentlich iſt er die Wurzel einer Pflanze, die ziemlich buſchig wächſt, und die ein langes ſchmales Blatt hat, das ziemlich ſanft anzufühlen, und dem von dem Rohr ſehr ähnlich iſt.

Ihr Stängel wächſt niemals über zween Fuß hoch, und ihre Blätter, die auf beyden Seiten paarweiſe ſtehen, haben, wann ſie noch jung ſind, ein munteres Grün, und werden beym Reifen gelb, ſie vertrocknen aber gänzlich, wenn die Wurzel ihre vollkommene Reife erhalten hat.

Die Wurzeln ſind platt, breit und von verſchiedener Geſtalt. Sie ſtecken nicht tief in der Erde, öfters ſtehen ſie halb oder auch wohl ganz heraus. Es giebt einige darunter, die ſehr breit und eines Zolles dick ſind. Ihre Haut iſt dünne und fleiſchfarbig, wenn ſie noch friſch, und grau, wenn ſie trocken ſind. Ihr Inneres iſt weiß und veſt, auch ziemlich dicht und ſchwer. Sie iſt mit Faſern durchwebt, die ihren Urſprung da, wo ſie am Stängel ſitzen, nehmen, und ſich in die ganze Länge und Breite derſelben vertheilen, ſo wie die Adern in den Gliedmaßen des menſchlichen Körpers.

Dieſe Faſern ſind mit einem beiſſenden Saft angefüllt, der ſtärker als das übrige Fleiſch, und deſto angenehmer iſt, je mehr es ſich von dieſen Faſern entfernet, oder je weniger es reif iſt.

Der

*) Zingiber, amomum. *Linn.* 2. Dietr. p. 2.

Der eingemachte Jngber befördert die Verdauung ungemein; er verzehret den in dem Magen befindlichen Schleim, er reiniget die Nahrungs-Gefäße, und erweckt den Appetit; er befördert den Abgang des Urins, und mindert das Uebelriechen des Athems, und macht ihn wohlriechend: Da aber der mäßige Gebrauch bey einer jeden Sache nöthig, ſo iſt er auch insbeſondere bey dieſer Pflanze anzurathen, weil ſie ſehr hitzig iſt, und weil man ihr ihre beißende Schärfe ſo wenig, als ihre Hitze benehmen kann.

Von der Jalappa-Wurzel.

Einige behaupten, daß die **Jalappa-Wurzel** *) aus Peru, andere, daß ſie aus den Jnſeln **Madera** herſtamme: Dem ſey wie ihm wolle, man findet ſie ebenfalls in **Surinam**, und beſonders auf den hohen Ländereyen. Es iſt eine länglichte, wie eine Rübe geſtaltete Wurzel, die dick, veſt, und nach der Quere ſcheibenweiſe durchſchnitten und ſchwer iſt. Auswendig hat ſie ein ſchwärzliches, inwendig aber braunes Anſehen, iſt harzig, ſchwer zu zerbrechen, und vom ſcharfem Geſchmacke.

Nach der Beſchreibung, die mir der Eigenthümer der Pflanzung **Knopomonbo** von dem Blatte dieſer Pflanze gemacht hat; könnte man ſie, ohne einen Jrrthum zu begehen, für eine Art der **Wunderblume** anſehen, die der **Pater Plümier** und Herr **Tournefort** Jalap officinarum fructu rugoſo nennen. Ohngeachtet ihre abführende Kraft nicht ſo groß, als bey der Peruaniſchen iſt, welche die Eigen-

*) Mirabilis longiflora. *Linn.* 252. Dietr. 206. D. Gleditſchs Arzneygew. p. 152.

ſchaft hat, alle Seroſitäten gänzlich abzuführen, ſo bedienen ſich doch die Negern derſelben.

Von dem Süß-Holze.

Es giebt wenige Menſchen die nicht das Süß-Holz *) kennen ſollten. Es ſind aber auch wenige, die da wiſſen, daß die Skythen die Eigenſchaften dieſer Pflanze zuerſt entdecket und ihren Gebrauch eingeführet haben.

Dieſe Pflanze oder dieſe Wurzel iſt groß, lang und theilet ſich in verſchiedene Zweige, deren einige dicker, als der Daumen, und die andern eines Fingers dick ſind; ſie kriechet und verbreitet ſich in der Erde nach allen Seiten; auswendig ſiehet ſie grau oder röthlich, inwendig aber gelb aus. Sie hat einen ſüßen und angenehmen Geſchmack, der Bruſt iſt ſie ungemein zuträglich, und mildert die Schärfe der Schnuppen; ſie befördert den Auswurf, und giebt der Bruſt und der Lunge Feuchtigkeiten. Man findet dieſe Pflanze vorzüglich an moraſtigen Orten.

Von dem Roßmarin.

Der Roßmarin-Strauch †) iſt in allen warmen Ländern ziemlich gemein: Er iſt es auch in Surinam, woſelbſt er in alten Gärten gezogen wird. Innerlich genommen, ſtärkt er das Gehirn, und iſt ein gutes Mittel wider die fallende Sucht, und wider die hyſteriſchen Vapeurs. Man bereitet auch durch die Infuſion einen Roßmarin-Wein, der bey Nerven-Krankheiten fürtrefliche Dienſte leiſtet. Er dienet auch

*) Glycyrrhiza. *Linn.* 1045. Dietr. 873.

†) Rosmarinus. *Linn.* 33. Dietr. 39. *Reuſſ.* Comp. Bot. p. 170.

auch wider die Unfruchtbarkeit. Aeuſſerlich gebrauchet, ſtärket er die Gelenke und die Nerven, und zertheilet die kalten Flüſſe.

Von der Raute.

Die Raute *) iſt eine Pflanze, die faſt in allen Gärten gebauet wird, und die in allen warmen Ländern leicht fortgehet; Mit ein wenig Sauerteig vermiſcht, und auf dem Puls geleget, vertreibet ſie die Zuckungen bey den Kindern. Sie widerſtehet dem Gifte; und innerlich genommen, befördert ſie bey dem Frauenzimmer die monatliche Reinigungen; ſie vertreibt die Vapeurs; auch dienet ſie wider die Wind-Koliken, und wider den Biß der tollen Hunde. Das Dekokt von den Blättern iſt ein gutes Gurgelwaſſer, bey ſcharbockiſchen Zahnfleiſch und bey den Kinder-Pocken.

Von dem Jasmin.

Es giebt zwar verſchiedene Arten des Jasmins †), ich werde hier aber nur denjenigen berühren, der in Surinam gebauet wird. Dieſer iſt ein Stauden-Gewächs, das viele ganze gerade Stängel oder Zweige treibet, die ſich in einander ſchlingen, ſtark werden, und ſich ungemein vermehren, wenn ſie zweymal des Jahres, nämlich im Anfang und am Ende der Regenzeit beſchnitten werden. Ihre Blumen zeigen ſich durch einen länglichen purpurfärbigen Knoſpen, der ſich öfnet, und in fünf weiße Blätter theilet, deren unterer Theil den Kelch bildet, aus deſſen Mitte ein kleiner Stiel hervorkömmt, der, wenn er reif iſt, eine

*) Ruta. *Linn.* p. 548. Dietr. 488.

†) Jasminum. *Linn.* p. 9.

eine Schote trägt, in welcher zwey Samen-Körner dicht bey einander ſitzen, die an der Seite, wo ſie ſich berühren, platt, und an der andern rund ſind; und dies iſt eigentlich der Samen dieſer Pflanze. Die Blumen verbreiten ihren angenehmen Geruch weit um ſich: Man ſagt, daß ſie die Niederkunft der Schwangern befördern, und die kalten Flüſſe vertheilen ſollen.

Von der Münze.

Die **Münze** *) iſt eine Pflanze, die drey Fuß hohe Stängel bekommt. Weil ſie die Blähungen treibt, und wider die Mutterbeſchwerden hilft, wird ſie in den Gärten gezogen; Sie ſtärket das Gehirn, das Herz und den Magen; erweckt den Appetit und befördert die monatlichen Reinigungen. Auch iſt ſie ein Wund-Kraut, dabey zertheilend und wurmtreibend; Wider das ſtarke Erbrechen, beſonders wenn das davon gebrannte Waſſer gebraucht wird, iſt ſie ein faſt untrügliches Mittel.

Von dem Majoran.

Der **Majoran** oder **Mairan** †) iſt eine zu bekannte Pflanze, als daß ich ſie weitläuftig beſchreiben ſollte. Wegen ihres aromatiſchen Geruchs wird ſie in allen Gärten gebauet. Sie wird in den Speiſen gebraucht, um ſie entweder ſchmackhafter zu machen, oder ihre etwanige blähende Kräfte zu mindern, oder auch um die Verdauung zu befördern, auch iſt ſie ein gutes

*) Mentha hortenſis. *Linn.* 804. Dietr. 700. *Reuſſ.* 296.

†) Origanum Majorana. *Linn.* 825. Dietr. 717. *Reuſſ.* 302.

gutes Mittel wider die Nerven-Krankheiten und bey Magen-Beſchwerden. Sie vertreibet die Winde in der Mutter, und iſt ſonſt nützlich in andern kalten Krankheiten dieſes Theiles, wie ſie denn auch die wäſſerichte Feuchtigkeiten durch den Urin abführet.

Von den Malven.

Man unterſcheidet zwar fünf Arten **Malven** *), ich habe aber nur eine Art davon in Surinam geſehen, die wegen ihrer ſchönen Blume in den Gärten gehalten wird, und die beynahe den aufgeblüheten Roſen ähnlich ſiehet. Deshalb ſie auch *malva roſea* genennet wird. Ihre Kräfte ſind, daß ſie anfeuchtet, erweichet, die Schärfe des Urins mildert, und den Leib gelinde öfnet. In den Mandeln und Hals-Beſchwerden, ſind ihre Blumen in Milch gekocht, zu einem Gurgelwaſſer vorzüglich zu gebrauchen.

Von dem Hundsgraſe.

Das **Hundsgras** †) iſt aus den Surinamiſchen **Savanen** oder Wieſen eben ſo häufig als auf den europäiſchen. Die Wurzeln deſſelben ſind weiß, kriechend, mit knotigten Abſätzen verſehen, und zwo Linien dicke. Trocken ſind ſie ſtrohfärbig, und faſt ohne Geſchmack. Die zwey bis drey Fuß lange Stängel, haben vier oder fünf lange Blätter, die aus eben ſo vielen Abſätzen oder Knoten hervor kommen, und den Stängel umgeben.

Dieſe Pflanze wird unter den fünf eröfnenden Wurzeln (wovon die übrigen der **Fenchel**, die **Peterſilie**, die **Färber-Rothe**, die kleine **Stech-Palm**

ſind,)

*) Malva. *Linn.* 967. Dietr. 821. *Reuſſ.* 325.

†) Dactylis. *Linn.* 104. Dietr. 93.

ſind,) gerechnet, weil ſie den Urin treibet, und die Verſtopfungen hebet.

Von dem Fenchel.

Der Fenchel *) wächſet ohne Mühe in allen Gärten. Die Wurzel deſſelben iſt eines Fingers dick, gerade, weiß, wohlriechend, und von einem ſüßlichten gewürzhaften Geruche. Sie treibet einen vier Fuß hohen Stängel, der gerade, ſtreiſig, knoticht, glänzend, mit einer dünnen Rinde verſehen, und braungrün iſt. Sie hat, wie geſaget, eine ſehr eröfnende, und folglich blutreinigende Kraft. Ihre Blätter ſind ein ſehr gutes Mittel wider die Augen-Krankheiten; Sie pflegen auch die Schärfe auf der Bruſt zu mildern. Der Same iſt windtreibend und Magen-ſtärkend, und befördert alſo die Verdauung.

Von dem Frauenhaar.

Das Surinamiſche Frauenhaar **) gleichet ſehr dem Farrenkraut †). Der zehn bis zwölf Zoll hohe Stängel dieſer Pflanze iſt röthlich, mit grünlichen, langen, auf einer Seite eingekerbten, auf der andern glatten Blättern beſetzet, die einen ſehr angenehmen Geruch und Geſchmack haben.

Es wird auf den kräuterreichen Savanen und an den etwas moraſtigen und feuchten Orten gefunden. Der Bruſt iſt es ſehr zuträglich, weil es den in derſelben

*) Anethum fœniculum. *Linn.* 377. Dietr. 318. *Reuſſ.* 232.

**) Adiantum. *Linn.* 1556. Dietr. 1252.

†) Filix. Polypodium. *Linn.* 1542. und 1551. Dietr. 1251.

den befindlichen zähen Schleim fortſchaffet; auch bey dem Huſten iſt es von gutem Nutzen, und es führet die an den Eingeweiden veſt ſitzenden, verdickten und Verſtopfungen verurſachende Säfte ab. Wider die Gelbſucht und die Nervenkrankheiten iſt es ebenfalls ein ſehr heilſames Mittel.

Von der Baſilien.

Die Baſilien *) wird wegen ihres gewürzhaften Geruchs in allen Gärten gefunden. Sie wächßt bis zu einem Fuß hoch, und zertheilet ſich in viele Zweiglein, deren Blätter denen von dem Glaskraut **) ähnlich ſind. Die Infuſion davon, ſoll ein gutes Mittel wider die Kopfſchmerzen ſeyn. Wegen ihres häufigen flüchtigen Salzes iſt ſie Windtreibend, Herz- und Gehirnſtärkend.

Von der Salbey.

Man hat zwar zwo Arten von der Salbey †) ††), ich werde hier aber nur der kleinen Erwähnung thun, die in allen Gärten von Surinam ſorgfältig gebauet und die wegen ihrer Haupt- und Herzſtärkenden auch eröfnenden Kräfte häufig gebrauchet wird. Man verordnet ſie als einen Thee, und ſie verdünnet den Schleim. Bey dem Halsweh bedient man ſich derſelben in Milch gekochet, als eines Gurgelwaſſers.

Von

*) Ocymum. *Linn.* 832. Dietr. 722. *Reuſſ.* 303.

**) Parietaria. *Linn.* 1492. Dietr. 1208.

†) Salvia. *Linn.* 133.

††) Miller im engliſchen Gärtnerlexikon, zählet funfzehn, und der Verfaſſer der Ecole du jardin potager vierzehn Gattungen derſelben. A. d. Ueb.

Von dem Tauſendguldenkraut.

Das kleine Tauſendguldenkraut *) iſt ein ſehr bitteres Gewächs. Man findet es in den moraſtigen Savannen. Es treibet faſt kriechende, winkelichte und glänzende Stängel. Seine Wurzel iſt ſehr klein, weiß und ohne Geſchmack. Die Blätter deſſelben ſind beynahe wie die vom St. Johanniskraut **) (mille-pertuis) ungemein bitter.

Die Negern bedienen ſich dieſer Pflanze bey den Wechſelfiebern. Und wenn ſelbige durch das davon verfertigte Dekokt nicht zu vertreiben ſind, nehmen ſie ihre Zuflucht zu dem groſſen Fiebervertreibenden Mittel, nämlich zu dem Quaßienholz.

Von der weißen Zimmetrinde.

Die weiſſe Zimmetrinde †) iſt die Rinde eines Baumes, deſſen Stamm von der Dicke eines Manneſchen=

*) Centaurium minus. Gentiana Centaurium. *Linn.* 332. Dietr. 276.

**) Hypericum perforatum. *Linn.* p. 1101. Dietr. 905. *Reuſſ.* 343.

†) Arbor baccifera, laurifolia, aromatica, fructu viridi caliculato, racemoſo, **Wintersrinde** oder der **wilde Zimmetbaum. Millers Gärtnerlexikon.** Winteranus cortex verus, oder Cortex Magellanicus. Winteriana. *Linn.* 636. Der Baum hat ſeinen lateiniſchen Geſchlechtsnamen von dem engländiſchen Admiral **Wilhelm Winter**, der im Jahre 1579 die Rinde davon zuerſt von den magellaniſchen Küſten nach England gebracht hat. Anm. d. Ueb. Der weiſſe Zimmtbaum. Dietr. 562. Blackw. T. 206.

nesſchenkels iſt; er hat zwo Rinden; die äuſſere iſt ziemlich dick und aſchfarbig, voller weißlichen und höckerichten Flecken, und von einem gewürzhaften, etwas ſcharfen Geſchmacke. Die Blätter deſſelben, gleichen den Lorbeerblättern und haben den Geruch und den Geſchmack von der ächten Zimmetrinde. Auf der ganzen Kolonie kennet man nur eine einzige Gattung dieſes Baumes, welcher tief ins Land hinein, auf einer Pflanzung, an der Kreeck Kaßiwinika ſich befindet.

Von der Aloë.

So gemein die Aloë *) in Surinam iſt, ſo kennet man doch ihren mediciniſchen Gebrauch noch nicht daſelbſt. Ihrer ſehr dicken Blätter bedienet man ſich, zum ſchauren oder reinmachen der zinnernen Gefäße. Sie ſind an dem Rande mit Stacheln beſetzet, und von einer ſehr ſchönen grünen Farbe. Der Stängel dieſer Pflanze der ſehr ſtark und dick iſt, enthält eine Art harzigten oder ölichten Saftes. Von ihren Fäden, welche wie der Hanf gebrochen werden, verfertigen die Indianer Stricke zu ihren Hangematten.

Von den Roſen.

Der Roſenſtock †) wird in allen Gärten, nicht allein wegen des guten Geruches und der Schönheit ſeiner Blumen gezogen, ſondern weil man auch ein Waſſer daraus deſtillirt, welches in allen Apothecken gefunden, und in der Hauswirthſchaft ſehr häufig gebraucht wird.

Von der Nikotiana oder dem Taback.

Die Nikotiana oder der Taback *) iſt eine Pflanze, die wegen ihres häufigen Gebrauchs bekannt genug

*) Aloë. *Linn.* 457.

†) Roſa. *Linn.* 703. Dietr. 612.

*) Nicotiana. *Linn.* 258. Dietr. 213. *Reuſſ.* 209.

genug iſt. Ob ſelbiger gleich urſprünglich aus America kommt, ſo geräth er doch nicht ſo gut in Surinam als in anderen Ländern, ſo vielen Fleiß man auch auf deſſen Anbau verwendet hat: man hat ihn alſo aufgeben müſſen, weil die Neger niemals deſſen groſſe Schärfe, woran ſeine allzuviele ölichte Theile Schuld ſind, haben vertragen können. Aus dieſer Urſache haben ſie demjenigen den Vorzug eingeräumet, den die Engländer ihnen zuführen. Es iſt übrigens bekannt, daß dieſes Kraut von oben und unten heftig abführet. Man braucht es mit gutem Erfolg, bey Schlagflüſſen, Lähmungen, und beſonders zu Klyſtiren.

Von den wilden Granaten-Blüthen oder der Balauſtia.

Den Namen Balauſtia *), legt man den Blumen des wilden Granaten-Baums bey, die man im Lande findet. Als ein Dekokt genommen, ſind ſie ein gutes Mittel wider die rothe Ruhr, den rohen Bauchfluß oder die Lienterie (Lienteria) und den Durchfall, imgleichen wider das Blutſpeyen.

Von den Neſſeln.

Es giebt zwo Sorten von Neſſeln †), die eine iſt männlichen, die andrre weiblichen Geſchlechts: Auf den Stängeln der erſteren, die keine Blüthen tragen, ſitzen Samengehäuſe, welche die Geſtalt eines Piken-Eiſens haben, die, wenn man ſie berühret, brennen. In einem jeden derſelben ſitzet ein länglichrundes glänzendes Samen-Korn. Die zwote hat

zwar

*) Punica Balauſtia flore pleno majore & minore. *C.B.* Pin. 438. *Linn.* 676. Punica granatum. Dietr. 1395.

†) Urtica. *Linn.* 1395. Dietr. 1072.

zwar Blumen, trägt aber keine Frucht. Sie werden in der Arzney gebraucht, weil ſie eröfnend ſind, und die verſtopfte monatliche Reinigung wieder in den Gang bringen. Sie ſtillen insbeſondere das Naſenbluten, und ſind ein gutes Mittel wider den kalten Brand, wenn ſie gequetſcht auf dem leidenden Theile geleget werden.

Von der Miſtel.

Die Miſtel *) iſt eine Schmarotzer-Pflanze die nicht in der Erde wächſt; ſie hat daher auch keine in die Augen fallende Wurzel. Auf die mir davon in Surinam geſchehene Anzeige, bemerkte ich, daß ſie daſelbſt nur auf den Pommeranzen- Miſpeln- und Goave-Bäumen wachſen. Sie ſoll ein fürtrefliches Mittel wider die Zuckungen, Lähmungen und Würmer ſeyn.

Von der Gold-Ruthe.

Die hieſige Gold-Ruthe †) wächſt in den Wäldern. Dieſe Pflanze treibet zwey bis drey Fuß hohe Stängel, die rund, ausgekehlt und voller ſchwammichten Marks ſind. Sie hat länglichte, ſpitzige und an dem Rande etwas eingekerbte Blätter. Ihre Blumen ſind ſtralenförmig und Goldgelb, die in einem ſchuppichten Blumen-Kelch ſitzen. Dieſe Pflanze wird, wegen ihres etwas bittern Geſchmacks, mit Nutzen zu Brühen und Tiſanen gebraucht, auch iſt ſie ein heilſames Mittel wider die Koliken, die vom Nieren-Stein herrühren; und ſie zermalmet den Nieren- und Blaſen-Stein.

*) Viſcum. *Linn.* 1451. Dietr. p. 1151. *Reuſſ.* 405.

†) Virga aurea. Heydniſch Wundkraut. Solidago. *Linn.* 1235. Dietr. 968.

Von dem Ehrenpreis.

Von dem Ehrenpreis *) iſt hier zu Lande nur eine einzige in den Wäldern wachſende Sorte bekannt. Er hat ſehr feine faſerichte und kriechende Wurzeln, und treibet viele einen Fuß hohe Stängel, die dünne, runde und paarweis gegen einander ſtehende Blätter haben, welche am Rande gekerbt, grün, runzlich und abgerundet ſind.

Dieſe Pflanze hat eine Blutreinigende Kraft, und wird bey Bruſt- und Lungen-Geſchwüren verordnet. Als ein Thee getrunken, treibt ſie den Nieren-Gries. Ihr Dekokt wird bey der Gelbſucht und bey Verſtopfungen nützlich gebraucht. Man kann alſo ihren Gebrauch bey allen Arten von Krankheiten nicht genug empfehlen.

Von dem Eiſenkraut.

Man findet das Eiſenkraut †) ebenfalls auf den Savannen und in den Wäldern. Es hat eine längliche, noch nicht Fingersdicke, weißliche und bittere Wurzel. Die länglichten tief ausgezackten grünlichten Blätter deſſelben, ſind von einem ſehr bittern Geſchmacke; Dieſe Pflanze ſoll nebſt ihren Blättern, Hauptſtärkend, zertheilend, auch bey Wunden gut ſeyn. Zu Pulver gerieben und als ein Thee getrunken, iſt ſie bey erſt entſtehenden Waſſer-Suchten gut zu gebrauchen.

Von

*) Veronica. *Linn.* p. 12.

†) Verbena. *Linn.* 27. Dietr. 35. Eiſenreich, Eiſenhart, Taubenkraut.

Von der Nenuphar oder Seeroſe.

Die Nenuphar oder Seeroſe *), weiße Seeblume iſt eine in moraſtigen Gegenden ſehr gemeine Waſſer-Pflanze. In der Arzneykunſt iſt ſie bekannt, ohngeachtet man ſich ihrer nicht bedienet. Sie hat ſehr große Blätter, die breit, faſt rund, dickfleiſchig; auf dem Waſſer ſchwimmend, voller Adern, von grüner Farbe, auswendig weislich und inwendig braungrün ſind, ſie ſitzen an langen, eines Fingers dicken, röthlichen, zarten, und ſchwammichten Stängeln.

Ihre Wurzeln werden in erfriſchenden Tiſanen, bey Nieren- und Blaſen-Entzündungen, hitzigen Fiebern, Mangel des Schlafes, wie auch bey allen Fällen gebrauchet, wo es auf eine Verminderung der Wallungen des Geblüts ankommt.

Von der Meliſſe.

Man bauet die Meliſſe †) in allen Gärten. Sie wird auch Zitronen-Meliſſe genannt, weil ihre Blätter den wahren Zitronen-Geruch haben. Sie treibet zwey Fuß hohe Stängel, und hat länglichte, ſpitzige, braungrüne, glänzende Blätter, von einem etwas beißenden Geſchmacke. Ihre Blumen die klein, weiß, auch blaß-roth ſind, bringen beym Abfallen, vier Samen-Körner hervor, die in ihrem Kelche eingeſchloſſen ſind. Sie iſt ein gutes Mittel wider die Schlagflüſſe, und wird mit Nutzen bey der Melancholie und bösartigen Fiebern gebraucht. Auch iſt ſie Magen- und Gehirnſtärkend, und befördert die monatliche Reinigung.

*) Nenuphar, Nymphæa. *Linn.* 729. Seeroſe, weiſſe Seeblume, Waſſerlilie. Dietr. 640. *Reuſſ.* 281.

†) *Meliſſa* (hortenſis) *Linn.* 827.

Von dem Mutterkraut.

Das **Mutterkraut** *) kommt, ſo bald es einmal angebauet iſt, in allen Gärten ſehr leicht fort. Es hat eine weiße Wurzel, die verſchiedene Stängel treibet, und ihre zahlreiche Blätter haben einen ſehr ſtarken Geruch, und einen ſehr bittern Geſchmack. Nachdem man dieſe Pflanze eine Zeitlang in einigen Gärten gezogen hatte, fand man, daß ſie ein ohnfehlbares Mittel wider hyſteriſche Zufälle ſey; und auch noch jetzo wird ſie von allen Aerzten für ein ſehr gutes Mittel wider die Verhärtungen der Gebähr-Mutter, und welches die monatlichen Reinigungen befördert, auch die Verſtopfungen und Vapeurs vertreibet, angeſehen.

Von dem Leinkraut.

Das **Leinkraut** †) wächſt in moraſtigen Gegenden, oder ſtehenden Waſſern; Es wächſt nur zwey Zoll hoch, und ſeine Blätter die einen ſehr bittern Geſchmack haben, gleichen dem Flachs. Die Wurzel deſſelben iſt dünne, kriechend, etwas hart und weiß. Man rühmt dieſe Pflanze als ein Mittel wider die Waſſerſucht und die Gelbſucht.

Von der rothen Lilie.

Man hat mir eine **rothe Lilie** gezeiget, mit dem Zunamen der heilige Johannes *), deren prächtige

*) *Matricaria, Linn.* 1255. Dietr. 978. *Reuſſ.* 370. Artemiſia tenuifolia, Parthenium minus, **Mettrich**, Methran.

†) *Linaria* paluſtris, pumila tenuifolia, Flachskraut, Harnkraut. Antirrhinum Linaria *Linn.* 858. Dietr. 739.

*) Lilium bulbiferum. *Linn.* 433. Dietr. p. 366. Feuerlilie. *Lis rouge* ſurnommé *de St. Jean.* St. Johannislilie. *Vallm. de Bom.* VI. 453.

tige Feuer-Farbe man nicht genug bewundern kann. Da ich nur dieſe einzige geſehen, und dabey keine von ihren Eigenſchaften erfahren habe, ſo kann ich auch nichts davon anführen.

Von dem Bruchkraut.

Das Bruchkraut *) iſt eine kriechende Pflanze, die einige Aehnlichkeit mit dem Feldkümmel **) hat, die ſich auf der Erde in der Runde herumzieht. Sie wird nur auf einigen Savannen gefunden, und iſt ſehr Harntreibend, mithin denen ſehr zuträglich, die mit Grieß-Schmerzen behaftet ſind.

Von dem Farrnkraut.

In Surinam iſt das Farrnkraut †) eine Waſſer-Pflanze die an moraſtigen Orten wächſet. Die Wurzel beſteht aus einer Menge langer und ſchwärzlicher Faſern. Es hat zwey bis drey Fuß hohe, grüne und äſtige Stängel: die Blätter deſſelben ſind lang und ſchmal: Von dieſer Art Farrnkraut ſind mir die Eigenſchaften nicht bekannt. Beträf es aber die zwo übrigen Arten deſſelben, die alle Aerzte kennen, ſo könnte ich mit mehrerer Zuverläßigkeit davon ſchreiben.

Von der Zaunrübe.

Es giebt zwo Arten von der Zaunrübe *), die eine trägt rothe, und die andere ſchwarze Beeren.

*) Herniaria, *Linn.* 317. Millegrana, Polygonum minus, Tauſendkorn, Harnkraut.

**) Thymus *Serpillum.* Feldpoley, Quendel, Kühnlein. *Linn.* 805. Dietr. 717. *Reuſſ.* 302.

†) Filix. Polypodium. *Linn.* 1551.

*) Bryonia, ſeu Vitis alba. Stickwurz, Zaunrebe. *Linn.* 1438. Dietr. 1137. *Reuſſ.* 403.

Dieſe Pflanze treibet kriechende Stängel, mit langen Ranken verſehen, mit denen ſie ſich an die nahe ſtehenden Gewächſe veſthält. Die Blätter gleichen dem Weinlaub, nur daß ſie kleiner und weißer ſind, und Traubenweiſe ſitzen. Ihre **Beeren** haben mit den Hollunder-Beeren viel Aehnlichkeit. Anfänglich ſind ſie grün, wenn ſie aber reifen, werden ſie roth oder ſchwarz, und haben einen ekelhaften Saft, und einige eyförmige und ſpitzige Samenkörner. Die **Wurzel** von beyden Arten ſieht wie eine dicke Rübe aus; ſie iſt weiß, ſehr ſaftig, und von ſcharfen und bitterem Geſchmacke. Wenn die Wurzel ganz friſch als ein Dekokt genommen wird, ſoll ſie die wäſſerigen Feuchtigkeiten des Blutes abführen, und die Verſtopfungen heben.

Vom Waſſer-Doſten.

Der **Waſſer-Doſten** *) iſt eine Waſſer-Pflanze, die an moraſtigen Orten wächſet. Ihre Blätter gleichen den Hanf-Blättern, und ſie hat eine zaſerige Wurzel. Man ſagt, daß ſie ein gutes Mittel wider den Schlangenbiß ſey, und daß ein Nies-Pulver, welches bey Krankheiten des Hauptes zu gebrauchen, davon verfertiget werde.

Von dem Hünerdarm.

Man hat zwo Sorten von dem **Hünerdarm** **), die eine davon iſt eine Waſſer- und die andere eine Landpflanze. Sie treibet viele dünne und kriechende Stängel. Ihre kleine länglichte längs dem Stängel

*) Eupatorium cannabinum. *Linn.* 1173. Dietr. 941. *Reuſſ.* 358. Hanfodermennig, Kunigundenkraut, Hirſchklee.

**) Morſus Gallinae, Triſſago. Vogelkraut. Alſine. *Linn.* 389. Dietr. 334. *Reuſſ.* 236.

gel je zwey und zwey gegeneinander ſtehende Blätter, haben einen graſichten Geſchmack. Auſſer daß die Vögel dieſe Pflanze lieben, ſo wird ſelbige auch noch in der Arzney ſo wie der Portulack, als ein erfriſchendes anfeuchtendes und verſüſſendes Mittel gebraucht. Wider die allzuſtark fließende goldene Ader ſoll das Dekokt davon ebenfalls ſehr gut ſeyn, und die Schmerzen derſelben ſtillen.

Von den Krähenaugen.

Die Krähenaugen †) ſind eigentlich der Kern einer mir unbekannten Frucht. Dieſer Kern iſt zuſammengedrückt, rund und ohngefähr von der Größe einer Bohne, von gelblichter auch weißer Farbe. Er läßt ſich in zwo Hälften theilen, von welchen eine jede einen Kern in ſich ſchlüſſet, der, wie wir ſo gleich ſehen werden, von einer ziemlich ſchädlichen Haut umgeben wird.

Wenn man in Surinam mit einem neu angekommenen, oder mit jemand der dieſe Frucht nicht kennet, ſeine Luſt haben will, ſo giebt man ihm zuerſt von dieſen abgezogenen Kernen zu koſten, die einen angenehmen Geſchmack haben; alsdann giebt man ihm ohnvermerkt an deren Stelle, drey oder vier Kerne von den unabgezogenen. Kaum hat er ſie genoſſen, ſo empfindet er, weil man ihm mit Fleiß ein Glas Waſſer gleich darauf hat trinken laſſen, auſſerordentliche Beängſtigungen mit Uebelkeiten und Erbrechen begleitet, die ihn über zwo Stunden lang quälen; den Zuſchauern ſcheinet dieſes ſehr beluſtigend zu ſeyn; ich für meinen Theil aber, finde es im geringſten nicht. Diejenigen, welche die Frucht kennen oder vorher ſind gewarnet worden, ziehen die Haut mit einer Meſſer-

†) Nux vomica. *Strychnos. Linn.* 271. Dietr. 224.

ſpitze erſt ab, und ſpeiſen den Kern alsdenn, ohne obige Wirkungen befürchten zu dürfen: und haben ſolchergeſtalt die Spötter auf ihrer Seite.

Ehe ich dieſes Hauptſtück beſchlüſſe, muß ich noch zuvor von einer Pflanze reden, die ich in verſchiedenen Gärten geſehen habe, und die wegen ihrer ſonderbaren Eigenſchaft, wenn man ſie berühret, viele Aufmerkſamkeit verdienet.

Von dem empfindlichen Kraut.

Ich meyne das empfindliche Kraut. *) Herr Tournefort in Inſtitut. rei herbariae. S. 605 giebt verſchiedene Arten von demſelben an; ich will nur von demjenigen, welches ich geſehen habe, allhier handeln, weil ich die andern nicht kenne. Dieſe Pflanze wird vier Fuß hoch, als ein kleiner Strauch; und man könnte ſie gar wohl die lebende oder lebendige Pflanze heiſſen, weil ihre Blätter, die länglich und den Linſenblättern ähnlich ſind, ſo bald ſie nur, es ſey mit einem Stock oder mit der Hand, auf eine faſt unbemerkbare Art, berühret werden, ſich dergeſtalt gegen einander nähern, daß ſie ſich zuſammen falten, und einige Minuten unbeweglich bleiben, alsdann aber ſich wieder öfnen und ihre vorige Stellung wieder annehmen.

Bey Sonnen Untergang ſcheinet dieſe Pflanze zu verwelken, als wenn ſie abgeſtorben wäre; bey deren Aufgang aber, erhält ſie auch ihre Lebhaftigkeit wieder; und je heller und unbewölkter der Himmel iſt, deſto beſſer ſcheint ſie wiederum zu grünen und aufzuleben.

Ich kann dieſe Erſcheinung keiner andern Urſache, als einer Art von Zuckungen, welche die Pflanze empfindet,

*) Herba *ſenſitiva*, Æſchynomene, *Mimoſa*, Sinnpflanze. *Linn.* 1501. Dietr. 1215.

pfindet, zuſchreiben, die ohne Zweifel durch die wirkende Theile aus welchen ſie beſtehet, hervorgebracht werden, und die vermuthlich von einer ſo zärtlichen Eigenſchaft ſind, daß die geringſte Erſchütterung, die ihren Blättern durch das Berühren mitgetheilet wird, ſie verdünnet und aufſchwellen machet, und alſo die Fibern und Gefäße die ſie enthalten, erweitert und verkürzet *).

Man hat mich verſichert, daß die Blätter dieſer Pflanze, gekauet, der Bruſt Erleichterung verſchaffen, den Huſten mäßigen, eine helle Stimme machen und die Rückenſchmerzen lindern: weil ich aber keine Erfahrungen davon habe, ſo laſſe ich es nur bey dem, was mir davon geſaget worden, bewenden, ohne es für eine zuverläßige Warheit auszugeben.

Dieſes iſt alſo alles, was ich in Anſehung der Kräuterkunde, ſo wohl ſelbſt als durch andere, die mir darüber ihre Nachrichten mittheilen wollen, habe ſammeln können. Mein Wunſch iſt, daß diejenigen, welchen ihre Erhaltung lieb iſt, über alles was ich von dieſer Materie angeführet habe, ernſthafte Betrachtungen anſtellen mögen. Ich bin verſichert, dereinſt Dank zu verdienen, daß ich ihnen die Mittel entdecket habe, die ihnen in ſo vielen Krankheiten, womit ſie ſo häufig behaftet ſind, heilſam werden können. Mögte doch die Abſicht, die ich habe, bey allen Menſchen einen Eindruck machen, daß ſie meinen Wünſchen gemäß, meine Bemühungen den Einwohnern dieſer Kolonie nüzlich machten!

Sieben-

*) In Dieterichs Pflanzenreich, Th. 2. S. 1226. ſind die Verſuche angeführet, welche du Hamel in ſeiner Naturgeſchichte der Bäume. Th. 2. Buch 4. Kap. 6. Art. 3. mit dieſer Pflanze angeſtellet hat, um die Urſachen dieſer wunderbaren Erſcheinungen zu entdecken.

Siebenzehntes Hauptſtück.

Beſchreibung verſchiedener Arten von Zimmerholz, und einiger Harze die aus demſelben hervor flieſſen.

Jedermann weis, daß man unter dem Worte Holz diejenige Materie verſtehet, die uns das Innwendige der Bäume oder Staudengewächſe verſchaffet; die in der Schwere, Dichtigkeit und Härte, ſich nicht allein nach den verſchiedenen Gattungen der Bäume, ſondern auch bey einer und eben derſelben Gattung nach dem verſchiedenen Erdreich und Boden, oder nach dem Klima richtet. Die Dichtigkeit des Holzes ſtehet jederzeit mit der Zeit ſeines Wachsthums im Verhältniß, denn je langſamer es wächßt, je härter wird das Holz.

Die verſchiedene Eigenſchaften des Holzes, wovon einige Sorten beſſer im Waſſer, und andere im trockenen Erdreich dauren, machen ſie zu verſchiedenem Gebrauche geſchickt; je härter ſie auch ſind, deſto beſſer dienen ſie zu allerhand Arbeiten. In Surinam fehlet es nicht an gutem Bauholz, welches ohne Unterſchied genutzet werden könnte. Die Arten deſſelben werden aber auſſerordentlich theuer, weil man eine unendliche Menge derſelben findet, die ſo ſchwer zu bearbeiten ſind, und insbeſondere diejenigen Gattungen die man am nöthigſten braucht, und weil die Neger, die von Natur Faulenzer ſind, durch obige Schwierigkeiten abgeſchrecket werden, und nicht viel davon verarbeiten. Ich will ein Verzeichniß von allen denjenigen liefern, auf die es hier ankommt.

Von dem Boltri *).

Der Boltri iſt ein Holz von dunkelbrauner Farbe, das nicht allein hart und veſt iſt, ſondern auch dem Wind und Wetter widerſtehet. Man bedienet ſich deſſelben durchgehends zu Balken, Sparren und um die Häuſer damit zu decken, weil man im Lande weder Dachziegel, noch Schiefer findet, die auch übrigens bey dem Häuſerbau zu ſchwer, und für das Klima zu heiß ſeyn würden. Wenn alſo das Holz zu obiger Abſicht viereckicht gehauen worden, ſo ſchneidet man zwanzig bis zwey und zwanzig Zoll lange Stücke davon, und ſpaltet ſelbige zu halben Zoll dicken Brettern; mit dieſen kleinen Brettern oder Schindeln, werden alle Gebäude in der Kolonie gedeckt. Sie dauren zwanzig Jahre durch, ehe man wieder neue brauchet. Das Tauſend von dieſen Schindeln, die man im Lande gemeiniglich Zingels nennet, wird zu dreyßig bis vierzig holländiſchen Gulden verkaufet. Man verfertiget dergleichen auch von einer andern Art von Holz, wovon das Tauſend nur zwanzig Gulden koſtet, ſie dauren aber nicht ſo lange, als die erſtern.

Von dem Lokus.

Der Lokus †) iſt, ſo wohl der Schönheit als der Größe wegen, ohne Wiederrede, der König der Bäume; mit einem Worte, er iſt der höchſte und dickſte Baum von allen Bauhölzern. Er iſt ſehr dicht, hart, von einem ſehr ſchönen Korn (grain) und zimmetfarbig. Man ſchätzet ihn ſo ſehr, daß nur Walzen zu den Zuckermühlen, und Hausgeräthe, als Schrän-

*) Ein eben ſo unbekannter, als unbeſtimmter Name.

†) An Hymenea Courbavil? *Linn.* 537. Dietr. 472. Der Heuſchrecken- oder Lokuſtbaum.

Schränke, Büfets, Kabinette und dergleichen daraus verfertiget werden. Weil es ſich ſo ſchwer bearbeiten läßt, iſt es auch das theuerſte unter allen Holzarten.

Aus dieſem Baum flieſſet ein Harz, welches die Spezereihändler gemeiniglich unter dem Namen von Gummi-Kopal *), von welchem ich im fünften Hauptſtücke gehandelt habe, verkaufen. Wo man unter dieſen Artickel nachſehen kann.

Von dem Letterholz.

Man hat zwo Sorten von Letterholz †), das ſonſt auch Königsholz heißet. Man glaubet, daß die eine Art davon, männlichen und die andere weiblichen Geſchlechts iſt.

Die erſtere iſt Jaspisſchwarz auf einem Grunde von der Farbe des armeniſchen Holzes, und gleichet dem ſchönſten Marmor; die andere hat nur ſchwarze Flecken, die hin und wieder auf einem hellern Grunde als der vorhergehende, zerſtreuet ſind. Weil dieſes Holz ſelten im Lande iſt, ſo wird es ſehr geſuchet; hiezu kommt noch, daß es ſich ſchwer arbeiten läſſet, weil es leicht Riſſe bekommt. Man nimmt nur den Kern von dieſem ſehr dicken Baum; dieſer Kern iſt aber nur zwölf bis funfzehn Zoll dick. Es werden verſchiedene Tiſchlerarbeiten, imgleichen Spatzierſtöcke daraus verfertiget, die durch die Länge der Zeit, die Schwärze des Ebenholzes erlangen, und einen unbeſchreiblichen Glanz haben.

Von

*) Oder vielmehr Anime.

†) Lignum litterarum. Bois de Lettres. *de Bomare* Dict. II. 147. Bankr. Guian. p. 55. Epidendron ſcriptum. *Linn.* 1351. Dietr. 1026.

Von dem Eiſenholz.

Das Eiſenholz *) iſt im Lande ſehr gemein. Man hat zwo Sorten davon, die eine iſt röthlich und die andere weiß; wenn es geſäget wird, ſiehet es wie gewäſſert aus und ſpielet verſchiedene Farben. Der Baum von dieſem Holze iſt groß, gerade und dick; ſeine Rinde iſt nur dünne, auswendig grau, und inwendig röthlich und von etwas zuſammenziehendem Geſchmacke. Es heißt, daß die Indianer ſich der geraſpelten Rinde zur Heilung verſchiedener Krankheiten bedienen.

Dieſes Holz führet den ihm beygelegten Namen mit größtem Rechte; weil es ſehr ſchwer und ſo veſt iſt, daß die Aexte womit es gehauen wird, ſehr gut gehärtet ſeyn müſſen, wenn ſie nicht von dieſen Bäumen zurückprellen, oder zerſpringen ſollen. Daher auch die Neger, wenn ſie dieſer Arbeit überdrüßig ſind, falſche Hiebe thun, wovon die Axt ohnfehlbar zerbricht. Suchet man alſo ein hartes Holz, ſo iſt man verſichert, es an dieſem zu finden. Es wird nur zur Tiſchlerarbeit genommen, weil es in freyer Luft nicht ausdauert, und im Waſſer nicht taugt, oder wenn es dem Regen ausgeſetzet iſt.

Von dem Purpur- oder Violetholze.

Das Purpur- oder Violetholz †) wird wegen ſeiner Farbe, die ſehr ſchön, und mit vielen marmor- ähnli-

*) Erythroxylon areolatum. *Linn.* 612. Dietr. 538. Bankr. Guiana. p. 42. Bois de fer. Lignum ferri. *de Bomare* Dict. II. 142.

†) Bois de Palixandre, lignum violaceum. *Vallm. de Bom.* II. 150.

ähnlichen Adern gezieret iſt, alſo genennet; wozu noch deſſen ſüſſer und angenehmer Geruch kommt. Wenn es nur einigermaßen polirt iſt, gleichet es dem Helfenbein; es wird daher auch ſehr geſchäzt. Man braucht es nur zu Verfertigung allerhand Hausgeräths, als Bufets, Tiſche, Schreibſpinden und dergleichen. Der Baum von welchem dieſes Holz kommt, iſt ziemlich groß und dick. Es iſt ſehr ſchwer, und doch leicht zu verarbeiten.

Von dem Kanavatepiholz.

Das Kanavatepiholz hat beynahe die Farbe des weiblichen Letternholzes, es fehlen ihm aber die ſchwarzen Flecken und Marmoradern. Es unterſcheidet ſich aber durch zweyerlei von vielen andern Hölzern. Erſtlich wenn es gehauen oder zugeſchnitten wird, giebt es einen den Gewürznägelein faſt ähnlichen Geruch von ſich. Zweytens wenn die groſſe Dürre einfällt, verwelken die Blätter dieſes Baumes, er ſchlägt aber bald darauf wieder aus. Worauf eine Blüte oder eine Art von purpurfarbiger Krone, deren Blätter ſehr dunkelgrün ſind, hervorkommt. Man bedienet ſich dieſes Holzes zu Sparren und Giebeln; und es iſt übrigens nicht ſchwer zu bearbeiten.

Von dem Zedernholze.

Der Baum von dem wir das Zedernholz *) erhalten, iſt ſehr groß. Dieſes Holz iſt hart, leicht, bald röthlich, bald weißlich, und es wird wegen ſeiner Bitterkeit weder von den Würmern, noch von irgend einem

*) Pinus Cedrus? *Linn.* 1420. Dietr. 1106.

einem Inſekte angegriffen. Dabey hat es auch noch einen ſehr lieblichen Geruch. Das aus dieſem Baum hervorflieſſende Harz, iſt helle und durchſichtig, wie arabiſches Gummi und wohlriechend. Es befördert die Verdauung, iſt erweichend, heilend und ſtärkend. Wann man Verſchläge in den Zimmern machen und darin Thüren anbringen will, imgleichen zu kleinen Nachen oder Kähnen die im Lande Booten genennet werden, wird dieſes Holz vorzüglich gebrauchet. Man verfertiget auch kleine Schränke, Kaſten und Spinden daraus, weil die in denſelben aufbewahrte Sachen für dem Ungeziefer ſicher ſind.

Von dem Kopieholze.

Das Kopieholz ſoll von dem wilden Kaſtanienbaum kommen; ich glaube, daß es vielmehr eine Art einer Baſtart-Zeder iſt, weil es in der Farbe, Schwere, und ſo gar in dem Korn mit dem vorhergehenden vollkommen übereinkommt. Nur iſt es nicht ſo wohlriechend. Es werden Bretter von funfzehn bis zwanzig Fuß daraus geſchnitten, mit welchen die Häuſer an ſtatt der Mauren, eingeheget werden.

Von dem Grönhardholze.

Da das Grönhardholz von grünlicher Farbe iſt, ſo könnte man es mit Recht, Grünholz nennen. Es hat mit dem Purpurholz einerley Eigenſchaften. Der Baum von dieſem Holze hat das Bemerkenswürdige an ſich, daß er ſeine Blätter zweymal im Jahre verlieret, und daß er eine orangenfarbige Blume oder Art von Krone träget.

Wenn dieſes Holz in das Feuer kommt, entzündet es ſich wie eine Fackel und giebt einen Schwefelgeruch von ſich, welches beweiſet, daß es viele ſchwefelichte Theile enthält. Es wird zu Balken und Sparren bey dem Bauen gebrauchet.

Von dem Brüynhardholze.

Das Brüynhardholz kommt mit dem vorigen faſt überein, ausgenommen in der Farbe, die in das Bräunliche fällt. Auch gleichen ſie ſich in dem Korn und in der Schwere. Das leztere hat aber, wenn es im Feuer kommt, nicht den ſchwefelichten Geruch.

Von dem Beylholze.

Das Beylholz hat faſt einerley Eigenſchaft mit dem Boltriholze, auſſer daß mehr ſchwarze Streifen darin befindlich ſind. Im Gebrauch und in der Härte kommen ſie völlig überein, und man findet es häufig in den Wäldern.

Von dem Wanneholze.

Das Wanneholz gleichet an Farbe, Korn und Leichtigkeit dem Zedernholz, es hat aber keinen Geruch. Man ſchneidet Bretter daraus, zu Zäunen, Thüren, kleinen Nachen, und mancherley Hausgeräth; es iſt aber nicht wie das Zedernholz vom Wurmfraß befreyet.

Vom Saſſafraßholz.

Das Saſſafraßholz *) kommt von einem Baume, der das Anſehen einer Fichte hat. Seine Blätter

*) Lignum Saſſafras, lignum Pavanum Indorum, Winanck Virginenſium. Laurus, foliis integris & trilobis.

ter gleichen den Feigenblättern. Er iſt von gelblichter Farbe, und hat einen Fenchelgeruch; von ſeinem Nutzen kann ich nichts zuverläßiges angeben.

Von dem Tapuripaholze.

Das Tapuripaholz iſt ſehr gemein. Man bedient ſich deſſen nur zum Bauen kleiner Gebäude, die nicht von Dauer ſind. Es ſiehet weißlich aus und iſt ſehr leicht, dabey aber doch veſte, übrigens aber wenig geachtet.

Von dem Koiri-Holze.

Das Koiri-Holz wird eben ſo wenig geſchätzet als das vorhergehende, weil es ſo leicht iſt, und dem Wind und Wetter nicht widerſtehen kann, auch dabey eben ſo bald als jenes von den Würmern angegriffen wird.

Von dem Goyave-Holz.

Das Goyave-Holz †) gehöret in eben dieſelbe Klaſſe mit den vorhergehenden, und mir ſind ſeine Eigenſchaften nicht bekannt. Den Baum, von dem es kommt, und deſſen Frucht, habe ich bereits im zwölften Hauptſtücke beſchrieben.

lobis. Cornus mas odorata, folio trifido, margine plano. Fenchelholz. Laurus Saſſafras. *Linn.* 530. Dietr. 461.

†) Pſidium Guajava. *Linn.* 672.

Von dem Nußbaum-Holze.

Ich habe nicht nöthig, von dem Nußbaum-Holze eine Beſchreibung zu geben, weil es bekannt genug iſt; nur dies habe ich von ihm zu bemerken, daß der Baum im Lande ſehr ſelten iſt, und dabey das Beſondere an ſich hat, daß, ob er gleich ein ſehr ſchönes Anſehen bekommt, und zu rechter Zeit blühet, er doch nicht, wie in Europa, Früchte träget. Es ſcheinet dieſes wunderbar zu ſeyn, wovon man keinen Grund anzugeben weis; Er dienet daher auch zu nichts, als zum Bau-Holze.

Von dem Kattentri-Holze.

Das Kattentri-Holz kommt von einem wilden Baumwollenbaum, der zu der Höhe der größten Eiche wächſt, und deſſen Rinde über ſechs Zolle dick wird. Er iſt ſo auſſerordentlich ſtark, daß er nicht ſeines gleichen in der ganzen Koionie hat. Seine Blätter die ſehr breit ſind, verliert er alle Jahre; und alle drey Jahre trägt er eine Blüte, aus welcher die Frucht kommt, welche die Baumwolle enthält. Dieſe Baumwolle iſt von graulicher Farbe, und die Kolibris bedienen ſich derſelben zu ihren Neſtern. Dieſes Holz, welches an Farbe dem Eichenholz gleichet, iſt ziemlich dichte und ſchwer. Man verfertiget Hausrath, insbeſondere aber Tiſche daraus.

Von dem Palmholze.

Das Palmholz kommt von verſchiedenen Sorten der Palmbäume, und alle Arten derſelben liefern gutes Bauholz; Es taugt aber nicht zum Hausrath; weil es ſich wegen der vielen Splittern, nicht ſo glatt arbeiten läſſet, als die anderen Gattungen.

Von

Von dem Guiaba-Holze.

Man leget dem Guiaba-Holz den Namen von Farbeholz bey, weil es im Schwarzfärben alle andere Farbehölzer übertrift. Die Rinde deſſelben iſt grau, mit einigen grünen Flecken untermiſchet. Die Blätter dieſes Baums ſind ſehr groß und dick, und mir iſt kein anderer Nutzen von ihm bekannt.

Von dem Gummi des Janipabas-Baumes.

Das Gummi des Janipabas *) fließet aus einem Baume, der dem Palmbaum ſehr gleichet. Seine lange Blätter fallen alle Jahr im Monath December ab, ſie wachſen aber bald wieder. Im März und April träget dieſer Baum Blüthen, auf welchen eine gelbe Frucht von der Größe eines Balls folget, die einen ſehr angenehmen Geruch hat. Aus dem Stamme dieſes Baumes fließet dieſes harzige Gummi hervor, welches grün, weichlich, ſehr wohlriechend und etwas gewürzhaftig iſt.

Man verſichert, daß es die zähen Feuchtigkeiten ſehr ſtark auflöſet, die Nerven ſtärket, und die Gliederſchmerzen lindert. Ich vermuthe, daß dieſes Gummi dasjenige iſt, welches den Namen Karanna, oder im Franzöſiſchen *Caragne* führet.

Von dem Mabuja-Holze.

Der Baum, welcher das Mabuja-Holz liefert, iſt nicht ſehr häufig im Lande; jedoch wird er in den hohen Gegenden gefunden. Seine Wurzel iſt ſchwarz, lang, ziemlich dick, veſt und voll Knorren, härter

*) Genipa. *Linn.* 251. Dietr. 205. Genipabaum. Genipanier. *Vallm. de Bom.* Dict. V. 75. VI. 69.

härter und ſchwerer als das Eiſenholz. Von dieſem Holze oder der Wurzel verfertigen die Indianer ihre Keulen.

Aus dem bisher erzähleten läſſet ſich beurtheilen, ob die Surinamer ſich wohl mit Recht über den Holz-Mangel beſchweren könnten? Denn dieſer iſt nicht die Urſache von der dortigen Theurung des Holzes, ſondern der hohe Arbeitslohn iſt wohl hauptſächlich ſchuld, daß es nicht wohlfeiler zu haben; weil es erſtlich in den Wäldern gefället, und hernach durch die Sklaven behauen werden muß, die ohnedem in dergleichen Arbeit ſehr langſam ſind; Ferner müſſen alle Bretter mit der Hand geſäget werden, welches in der That weit mehr Zeit wegnimmt, als wenn man ſich hiezu, wie in Europa geſchiehet, der Schneidemühlen bedienet. Erwäget man endlich auch noch, daß die meiſten von dieſen Holzarten ungemein hart ſind, ſo darf man ſich über den hohen Preis der Häuſer und der Miethen in dieſem Lande nicht mehr wundern.

Ich beſchlüſſe hiemit dieſen Artikel, den ich ſo umſtändlich als es mir möglich geweſen, abgehandelt habe, und wende mich nunmehro zu der Beſchreibung der Pflanzungen, die ich ebenfalls ſo vollſtändig machen werde, als es die Wichtigkeit dieſes Punktes erfordert. Denn in der That ſind jene die Seele der Handlung in dieſem Lande.

Ende des erſten Theils.